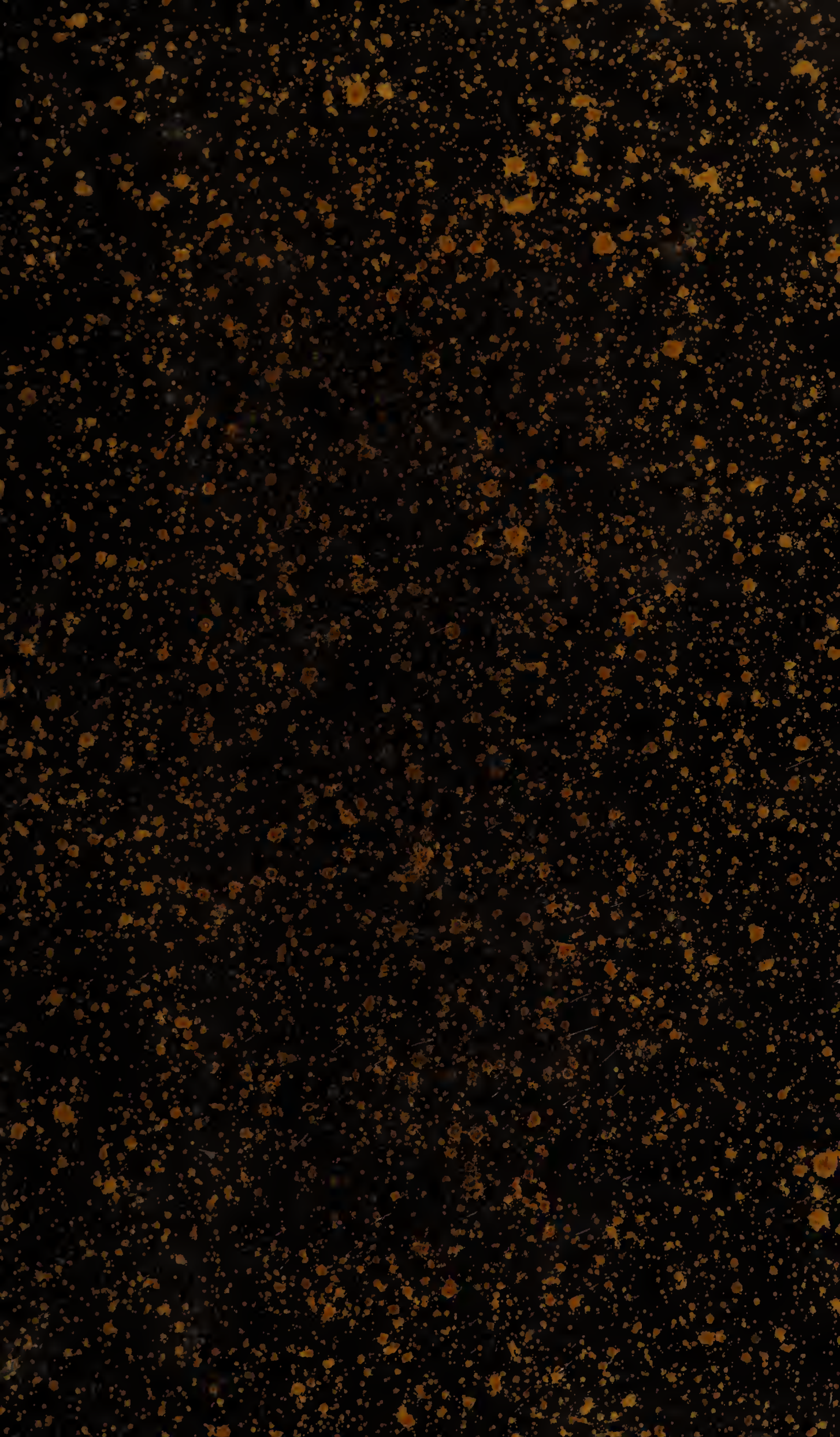

-213

The University of Chicago
Libraries

GIFT

THIS BOOK IS NO LONGER
THE PROPERTY OF THE
UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY
9-17-84

LITTERARISCHE ANNALEN

der

gesammten Heilkunde.

In Verbindung

mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. Justus Friedrich Carl Hecker,

Professor der Heilkunde an der Universität Berlin, Mitglied der medicinischen Gesellschaften zu Berlin, Kopenhagen, Zürich und Philadelphia, und der Gesellschaften für Natur- und Heilkunde zu Berlin und Dresden, so wie der niederrheinischen zu Bonn, und correspondirendem Mitglied der Accademia Pontaniana zu Neapel.

Achter Band.

Berlin,

im Verlage

von Theod. Christ. Friedr. Enslin.

1827.

R51
.W8
v.8

Namenverzeichniſs der Herren Mitarbeiter.

Herr Dr. v. Ammon in Dresden.
— Medicinalrath Dr. Andreä in Magdeburg.
— Dr. Behr in Bernburg.
— Prof. Breschet in Paris.
— Dr. Brüggemann in Magdeburg.
— Professor Dr. Carus in Dresden.
— Hofrath Dr. Clarus in Leipzig.
— Dr. Dieffenbach in Berlin.
— Hof- und Medicinalrath Dr. Erdmann in Dresden.
— Dr. Haindorf in Münster.
— Professor Dr. Heinroth in Leipzig.
— Dr. Heyfelder in Trier.
— Dr. Hille in Dresden.
— Dr. Köhler in Dorpat.
— Hof- und Medicinalrath Dr. Kreysig in Dresden.
— Professor Dr. Lichtenstädt in Breslau.
— Dr. Locher-Balber in Zürich.
— Professor Dr. Marx in Göttingen.
— Dr. Otto in Kopenhagen.
— Dr. Plagge in Burg-Steinfurth.
— Dr. Richter in Berlin.
— Dr. G. H. Richter in Königsberg.
— Geh. Medicinalrath Dr. Sachse in Ludwigslust.
— Dr. Schilling in Dresden.
— Dr. v. Schönberg in Neapel.
— Hofrath Dr. Seiler in Dresden.
— Dr. Serlo in Crossen.
— Dr. E. v. Siebold in Berlin.
— Prof. Spitta in Rostock.
— Hofrath Dr. Stark in Jena.
— Medicinalrath Dr. Steffen in Stettin.
— Geh. Medicinalrath Dr. Vogel in Rostock.
— Professor Dr. Wagner in Berlin.
— Professor Dr. Wendt in Kopenhagen.
— Regimentsarzt Dr. Wutzer in Münster.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARIES CHICAGO, ILL.
THIS BOOK IS NO LONGER THE PROPERTY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY
Gift
WELLCOME LIBRARY

1339928

Sr. Wohlgeboren

dem Herrn

Dr. Julius Vincenz Krombholz,

K. K. ordentlichem öffentlichen Professor der Staatsarzneikunde an der Universität zu Prag,

seinem verehrten, und um die Heilkunde hochverdienten Freunde,

widmet

den achten Band dieser Annalen

hochachtungsvoll

der Herausgeber.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s1id13404040

Inhalt.

I. Originalabhandlungen.

Seite

1. Der Kreuzbrunnen in Marienbad, in seiner Beziehung zu den Nervenkrankheiten, von Dr. C. F. Heidler. . 1
2. Die abgeänderte umschlungene Nath, als schnelles Heilmittel bei Gesichtswunden, von Dr. J. F. Dieffenbach. 129
3. Fragmentarische Bemerkungen über die riechbaren Ausdünstungen der Naturkörper überhaupt, und der Menschen und Thiere insbesondere; von Dr. S. G. Vogel. 257. 353
4. Beiträge zur Gaumennath, von J. F. Dieffenbach. 344. 450

II. Kritische Anzeigen.

A. Physiologie.

1. K. F. Burdach, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. 1. 17
2. F. Müller, Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen. 29
3. A. H. L. Westrumb, Physiologische Untersuchungen über die Einsaugungskraft der Venen. 42
4. V. Fohmann, Das Saugadersystem der Wirbelthiere. Heft 1. 52

B. Chirurgie.

5. A. L. M. Vélpeau, Traité d'Anatomie chirurgicale. Tome I. II. 64
6. M. J. Chelius, Handbuch der Chirurgie. 90
7. A. Jobert, Mémoire sur les Plaies du canal intestinal. 347
8. Civiale, De la Lithotritie, ou Broiement de la pierre dans la vessie. 455

Seite

9. V. Ritter v. Kern, Bemerkungen über die neue, von Civiale und le Roi verübte Methode, die Steine in der Harnblase zu zermalmen und auszuziehen. . . . 466
10. M. Mayor, Mémoire sur l'Hyponarthécie, ou sur le traitement dés fractures par la planchette. 467
11. V. Ritter v. Kern, Ueber die Handlungsweise bei Absetzung der Glieder. 468
12. J. P. de la Fons, Beschreibung eines neu erfundenen, in England patentirten Instruments zum Ausziehen der Zähne u. s. w. A. d. Engl. von F. A. Wiese. 468
13. J. A. Troccon, Nouvelle méthode opératoire pour l'amputation du poignet dans son articulation carpo-métacarpienne. 471

C. Augenheilkunde.

14. J. Radius, Scriptores ophthalmologici minores. Vol. I. 118

D. Staatsarzneikunde.

15. L. J. L. Mende, Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin. 142
16. Verhandlungen über Zurechnungsfähigkeit:
    1. Clarus, Früheres Gutachten über den Gemüthszustand des Mörders Woyzeck. 160
    2. J. Chr. A. Heinroth, Ueber die gegen das Gutachten des Hrn. Hofr. Clarus von Hrn. Dr. Marc abgefafste Schrift, u. s. w. . . . . —
    3. C. M. Marc, und J. C. A. Heinroth, u. s. w. . —
    4. Georget, Discussion médico-légale sur la Folie etc. 166
    5. S. G. Vogel, Ein Beitrag zur gerichtsärztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. 167
    6. J. E. Hitzig, Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege. 172
    7. E. Sainte-Marie, Précis élémentaire de Police médicale. Prem. Cahier. 244
    9. F. Bérard, Discours sur les Améliorations progressives de la santé publique par l'influence de la civilisation. 340

E. Praktische Heilkunde.

17. J. C. G. Fricke, Erster und zweiter Bericht über seine Reise nach Holland, u. s. w. 189
18. J. B. Monfalcon, Histoire médicale des Marais et Traité des Fièvres intermittentes. Seconde édition. . 204
19. F. Schen, Ueber die chronischen Krankheiten des männlichen Alters. 206

Seite

20. F. ab Hildenbrand, Annales Scholae clinicae medicae Ticinensis. 216
21. L. Bochardt, Ueber die Aetiologie und Therapeutik der Lähmungen. 225
22. C. F. Lutheritz, Recepte und Heilmethoden. . . 227

23. Schriften über die Vorbauungskur des Scharlachfiebers:

1. C. W. Hufeland, Die Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber. (Hierzu eine Tabelle.) . 302
2. C. F. L. Wildberg, Einige Worte über das Scharlachfieber, und den Gebrauch der Belladonna als Schutzmittel gegen dasselbe. 312

24. Doussin-Dubreuil, Ueber die Lungensucht u. s. w. 319
25. E. J. Thomassen a Thuessink, Algemeen Overzigt der epidemische Ziekte, welke en het Jaar 1826 te Groningen geheerscht heeft. 329

F. Arzneimittellehre.

26. P. Vavasseur, Handbuch der Materia medica. . . 230
27. Twee Verhandelingen over de zwavelsure Quinine. . 238
28. M. Bordot, Nouvelles Recherches sur l'emploi du Seigle ergoté. 243
29. E. Sainte-Marie de l'Huitre et de son usage comme aliment et comme remède. 244

G. Medicinische Litterärgeschichte.

30. E. Sainte-Marie, Dissertation sur les Médecins-poëtes. 247

H. Psychische Heilkunde.

31. Esquirol, Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, frei bearbeitet von K. Chr. Hille. 279

I. Medicinische Reisebeschreibungen.

32. 1. C. Otto, Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Grofsbritannien und Holland u. s. w. Zweiter Theil. 372
2. H. J. Logger, Bemerkungen auf einer wissenschaftlichen Reise nach Paris. 419

K. Geburtshülfe.

33. E. v. Siebold, Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 426

Seite

34. J. P. Horn. Bemerkungen und Erfahrungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshülfe. . . . 438
35. F. L. Meifsner, Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 442

III. Dissertationen.

1. Der Universität Rostock. 125. 477
2. Der Universität Berlin. 126

IV. Biographische Nachrichten.

1. Litterarischer Beitrag zu Cotugno's Biographie. . . 122

V. Notizen.

1. Physiologische. 58
2. Ueber die Behandlung vergifteter Wunden. 248
3. Geburtshülfliche. 444
4. Chirurgische. 471

VI. Correspondenznachricht.

Ueber eine neue gelehrte Gesellschaft in Neapel. 480

I.

Der Kreuzbrunnen in Marienbad in seiner Beziehung zu den Nervenkrankheiten.

Ein praktischer Beitrag zur Beurtheilung und Behandlung dieser letzteren.

Von

Dr. C. J. Heidler,

K. K. Brunnenarzte.

Dafs die Heilkräfte der Mineralwässer zur Bekämpfung chronischer Krankheiten die aller anderen Arzneimittel übertreffen, ist gerade gegenwärtig mehr entschieden als je. Der Kreuzbrunnen in Marienbad nimmt darunter unstreitig einen der ersten Plätze ein. Dies erweisen theoretisch die Erscheinungen seiner kräftigen Einwirkung auf alle Systeme des Organismus bei seinem Gebrauche an der Quelle, und mehr und deutlicher noch die unzähligen Heilungen der mannigfaltigsten eingewurzeltsten Uebel. Auch ist es diese resolvirende Heilquelle, welche neben den mineralischen Wasser- und Schlammbädern einen gröfseren Antheil an der schnellen Verbreitung des ärztlichen Rufes von Marienbad hat, als die übrigen, mehr eisen- und kohlensäure-

haltigen Gesundbrunnen, und die Gas-, Dampf- und Douchebäder dieses Curortes [1]).

Ich beschränke mich hier einen Theil meiner Beobachtungen über eine Wirkung des Kreuzbrunnens mitzutheilen, welche weniger in die Sinne fällt, und weniger besprochen ist, als die übrigen. Es ist seine Wirkung als krampfwidriges Mittel, als Nervenheilmittel. Dieselbe ist nicht minder grofs und bewährt, als interessant und lehrreich über die wahre Natur und Heilart der allermeisten sogenannten Nervenkrankheiten. Sie sind zugleich die häufigsten, welche unter den wahren und falschen Namen der Hypochondrie, Hysterie, Nervenschwäche, Magen- und

---

1) Ausführlichere Nachrichten darüber findet man in folgenden chronologisch geordneten Schriften:

Nehr, Dr. Joh. Jos., Beschreibung der Mineralquellen zu Marienbad. Zweite Auflage. Carlsbad, 1817. 8.

Reufs, Dr. Fr. Ambr., Das Marienbad bei Auschowitz u. s. w. Prag, 1818. 8.

Heidler, Dr. C. Jos., Ueber die Gasbäder in Marienbad, nebst einer skizzirten Beschreibung des Curortes. Wien, 1819. 8.

Sartori, Dr. Fr., Taschenbuch für Marienbads Curgäste. Wien, 1819. 8.

Steinmann, Joh. Jos., Physical. chem. Unters. der Ferdinandsquelle zu Marienbad. Prag, 1821.

Richter, Fr. L., Marienbad. Ein Handbuch für diejenigen, welche diesen Curort besuchen. 1821. 12.

Heidler, Dr. C. Jos., Marienbad, nach eigenen bisherigen Beobachtungen ärztlich dargestellt. 2 Bände. Wien, 1822.

— — Kurze Nachricht von Marienbad, mit besonderer Rücksicht auf den Kreuz- und Ferdinandsbrunnen daselbst. Prag, 1823. 8.

Scheu, Dr. Ferd., Meine Beobachtungen über die eigenthümlichen Wirkungen der Heilquellen in Marienbad. Zweite Auflage. Prag, 1824. 8.

Heidler, Dr. C. J., Regeln für den Gebrauch der Gesundbrunnen und Heilbäder in Marienbad. Prag, 1826. 8.

Dasselbe, französisch.

Unterleibsschwäche, und unter tausend Gestalten in den Curörtern Hülfe suchen, — und auch häufiger finden, als sonst überall. Ein gesalzenes Wasser, mit Kohlensäure, Eisen und verschiedenen Erden in Verbindung, hat der Kreuzbrunnen unzählig oft gegen die mannichfaltigsten Nervenleiden, von den ersten krampfhaften Empfindungen, bis zum höchsten Grade von Convulsionen hinauf, entschiedene Hülfe gebracht. Oft war dagegen früher Opium, Moschus, Wein und China, und die ganze reizend-stärkende Methode fruchtlos, oder mit beständiger Zunahme der Krämpfe Jahre lang in Gebrauch gewesen.

So sehr ich diese Mittel für den rechten Fall verehre, so glaube ich mich doch überzeugt zu haben, dafs viele solche Unglückliche der Anwendung derselben am unrechten Orte ihre Leiden eigentlich und ausschliefslich verdanken. Z. B. jemand führt eine sitzende Lebensart, ifst viel und sehr nahrhaft, trinkt geistige Getränke und Kaffee; denkt vielleicht viel, oder mufs Verdrufs und Kummer tragen. Der Körper kann nicht verwenden was er assimilirt, und später nicht verdauen und assimiliren, was ihm durch den Magen aufgebürdet wird. Was unmittelbar folgt, sind entweder Symptome des erforderlichen ungewöhnlich hohen Grades von Reaction in denjenigen Organen, welche zunächst für diese Verrichtung bestimmt sind, oder ihrer allmählig folgenden Ueberreizung. Sie bilden das sogenannte chylopoëtische System, das System der Pfortader, der Unterleibseingeweide. Ihre Bestimmung wird im gesunden Zustande durch das Ganglien- oder das Bauchnervensystem vermittelt, und dem Gefühle und dem Bewufstsein entzogen. Nur der Magen ist noch durch einige Nerven hieran gebunden, damit er uns sage, wann und wie viel wir zur Erhaltung des Lebens bedürfen. Wer aber durch die angeführten Ursachen jene Systeme oft und lange in einen solchen Zustand gewaltsamer Aufregung oder Ueberreizung versetzt, determinirt nach und nach alle organische Thätigkeit in sie. Ihre grofse Menge nachgiebiger, venöser

Gefäfse nimmt theilweise, oder allgemein eine gröfsere Menge Blutes in sich auf, und ein Zustand krankhaft erhöhten Lebens im ganzen Unterleibsnervensystem hebt das natürliche Gleichgewicht zwischen ihm, und dem Gehirn und dessen Nerven auf. Die ersten und gewöhnlichsten Folgen hiervon sind: mangelhafte oder gestörte Verrichtung der willkührlichen Muskelthätigkeit, der Denkkraft, des Magens, der Absonderungen des Körpers. Klagt nun ein solcher Kranker über Mattigkeit, über schlechte Verdauung, Aufblähen und Vollsein nach geringem Genusse, seltenen, festen Stuhl, und dergleichen, so werden nicht selten alle diese Erscheinungen für wahre Schwäche genommen, und auch behandelt. Natürlich sind die Mittel diejenigen, welche die Pharmakopöe als stärkend und belebend nennt; bittere, geistige. Ist der Kranke vollends weiblichen Geschlechts, und es treten Krämpfe, als ein häufiges Symptom dieses Zustandes, schon gleich bei seinem Entstehen mit auf, so heifst sie jetzt hysterisch. Was ist aber natürlicher, als dafs den genannten Mitteln nun auch Laudanum, Valeriana, Castoreum u. s. w. zugesetzt werden? Dafs jedoch diese Mittel nicht die rechten für diejenigen vielen Fälle von Nervenkrankheiten sind, welche auf dem beschriebenen Wege zur Reife gebracht worden sind, wird diese kurze Abhandlung vielleicht beweisen helfen. Dafs sie es aber selbst für die Mehrzahl von chronischen Krankheiten überhaupt nicht sind, haben andere Aerzte schon vor der Zeit des Brownianismus darzuthun Veranlassung gehabt, wo man ausschliefslich nur gestärkt und belebt sein wollte, wo nichts mehr schwächte, als ein Brech- oder Abführungsmittel, und niemand lächerlicher war, als Stoll und Kämpf und alle nüchternen Praktiker, die bei Behandlung ihrer Kranken die flüssigen Theile des Organismus eben so berücksichtigten, wie die festen, und die alte wichtige Lehre von den Crisen zu würdigen nicht aufgehört hatten. Es war jene frühere Epoche diejenige, wo sich die Vapeurs der Königin Katharina eine lange Reihe von Jahren über

Europa verbreitet hatten, bis Zimmermann, Tissot, R. Whytt u. a. die Ansichten der besseren Aerzte darüber aussprachen, und die irrigen Begriffe der übrigen, über das eigentliche wahre Wesen der geringen Anzahl wahrer Nervenleiden — die in einem Fehler der Nerven selbst ihren letzten Grund haben, und der grofsen Menge scheinbarer, blofs symptomatischer Uebel der Art, für eine Zeit verbannt hatten. Die letzteren nämlich waren es, welche man unter jener Benennung Vapeurs gewöhnlich verstand, und mit nervenstärkenden Mitteln fast eben so oft, wie zu Brown's Zeiten, auch falsch behandelte.

Aber auch in Hinsicht auf die Brunnenpraxis, dieser ersten Schule über langwierige Krankheiten, kann man in den besten Schriften befriedigende Gewährleistung finden, dafs nicht sogenannte stärkende, stark aufregende Mineralwässer die rechten zur Bekämpfung langwieriger Krankheiten, sondern abermals die dem Kreuzbrunnen analogen sind, welche durch ihre vorherrschende resolvirende Wirkung die zwei vorzüglichsten Colatorien zur Heilung des grofsen Heeres von Unterleibs- und Assimilationskrankheiten — die Gedärme und Nieren, besonders in Anspruch nehmen, und wegen ihrer mäfsig erregenden Nebenwirkung auf den allgemeinen Kreislauf, lange genug fortgesetzt werden können, ohne die Verdauungswerkzeuge oder ein anderes System des Organismus zu überreizen. Marcard spricht in seiner ganzen classischen Beschreibung von Pyrmont (Leipzig 1785) nur von Schwäche und Laxität als der Grundursache derjenigen Krankheiten, die dieser herrliche Brunnen bisher so häufig heilte. Im Kapitel seines Gebrauches aber (Bd. II. S. 280.) lesen wir das unbedingte Erfordernifs: «dafs er nicht blofs durch den Urin abgehe, sondern dafs auch darauf ein oder ein oder ein Paar Mal weicher Leib erfolge. Es ist eine Bemerkung, die von den meisten Brunnentrinkern gemacht wird, dafs ihnen alsdann das Pyrmonter Wasser am besten bekomme, wenn sie jeden Morgen einige weiche Stühle danach haben. Einige

klagen über Uebelbefinden wenn sie wenig trinken, und befinden sich bei starken Portionen vortrefflich, weil er alsdann durchschlägt u. s. w.»

Herr Hofrath Kreysig giebt in seiner lehrreichen Schrift über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer (Leipzig, 1825. S. 228.), als Resultat seiner vielfältigen Beobachtung im Gebiete langwieriger Krankheiten an, dafs weder Eisen noch Eisenwässer im Allgemeinen zur Heilung der gröfsten Mehrzahl eingewurzelter chronischer Krankheiten reelle Heilmittel sind. Dieselben haben ihrer Vortrefflichkeit für die geeigneten Fälle unbeschadet, nur einen bedingten und beschränkten Werth. Diese Bedingungen selbst findet man dort sehr deutlich und naturgemäfs auseinandergesetzt.

Mit welchem neuen Glanze entstieg der alte wahre Ruhm von Carlsbad und anderer ähnlichen Heilquellen aus dem Gespinnste der Erregungstheorie, womit er durch einige Jahre überzogen war! Denn nie gab es mehr Hypochondristen, und andere Unterleibs- und Nervenkranke und Schwache, als zu der genannten Zeit, wo der Mohnsaft, China, Wein, und die verwandten Mittel die Panaceen waren. Der Sprudel, und der Kreuzbrunnen, und die ganze grofse Klasse alterirender Mittel, dagegen Gift, sind wahres Gegengift geworden, im wahren Sinne des Hippokrates: Contraria contrariis. In dem geschätzten Dictionaire des sciences médicales, wo viele erfahrungsgemäfse Ansichten über die Wirkung der Mineralwässer vorkommen, heifst es (Vol. VII. pag. 263.): «Vielleicht müssen eben dieser allmähligen und unmerklichen Einwirkung solcher Curen (durch gewisse Mineralwässer) ihre heilsamen Wirkungen vorzüglich zugeschrieben werden. Eine stürmische Behandlungsweise führt in chronischen Krankheiten nie zum Ziele; je mäfsiger und allmähliger hier die Mittel wirken, desto sicherer helfen sie. Die Heilung kann hier nur auf dem nämlichen langwierigen Wege statt haben, auf welchem die Krankheit entstanden ist.»

Damit und mit den vielen andern hergehörigen praktischen Beweisen stimmt die lange Erfahrung meines würdigen Vorgängers in Marienbad, des Hofraths Nehr, und meine eigene achtjährige Beobachtung, in Vereinigung mit der meines gegenwärtigen verdienten Herrn Collegen, Dr. Scheu, vollkommen überein. Ohne alle Anhänglichkeit an irgend eine Schule, und ohne alle Vorliebe für den Kreuzbrunnen von unserer Seite, hat diese Heilquelle hier unter allen übrigen die allgemeinste Anwendbarkeit als kräftiges Mittel zur wirklichen Heilung veralteter Krankheiten erwiesen, und folglich auch bisher alle andern an Häufigkeit des Gebrauches mit Recht übertroffen [1]).

Ich will jedoch einige Beispiele verkannter symptomatischer Nervenübel anführen, und einige andere als Beweise beifügen, wie sehr man in diesem weitläuftigen, dunklen Gebiete chronischer Krankheiten auf der Huth sein müsse, um sich gegen die Anforderungen der Natur nicht zu verstofsen.

Eine Frau von ungefähr vier und dreifsig Jahren, unglücklich verheirathet, fing in der ersten Schwangerschaft

---

1) Viele Laien begreifen dies nicht, da der Kreuzbrunnen weder den pikanten, angenehmen, belebenden Geschmack besitzt, wie die Ferdinands-, Carolinen- und Ambrosiusquelle, noch sich dem Auge durch eine grofse Menge sich entwickelnder freier Kohlensäure so glänzend präsentirt, wie die anderen Heilquellen. Bemerken mufs ich jedoch hier, dafs dessenungeachtet der Kreuzbrunnen an der Quelle weder mit den Bitterwassern, noch mit andern blofs salzhaltigen kalten oder warmen Laxirwassern, die kein Eisen und nur wenig Kohlensäure enthalten, verglichen werden darf. Ueber seine theoretischen und praktischen Unterschiede von diesen, dann über den Unterschied zwischen resolvirenden Mitteln, wie über die eigenthümliche Natur des Kreuzbrunnens unter allen bekannten Mineralwässern, und über den eigentlichen Begriff auflösender Mittel überhaupt, verweise ich auf die oben angeführten Schriften, und auf meine bald erscheinende: Description de Marienbad à l'usage des médecins et des malades.

zu kränkeln an. Sie bekam antispasmodische Mittel. Die Entbindung geschah durch Kunsthülfe. Das Kind starb aber bald danach. Ihrer Neigung zu Krämpfen und gestörter Verdauung gesellte sich auch der weifse Flufs bei. Bei einer Untersuchung der Geburtstheile wollte ein Arzt eine Gebärmutterverhärtung entdecken. Die Furcht vor dem künftigen Krebse vermehrte sehr ansehnlich den alten Kummer und die alten Leiden. Die Krämpfe nahmen zu, mit ihnen aber auch der Grad und die Menge der krampfstillenden Mittel, das Laudanum stand an der Spitze; nach und nach wurde auch die Dosis des Weins und Rums vermehrt. So ward die unglückliche Frau genöthigt, innerhalb zehn Monaten sechzig Flaschen der feurigsten, feinsten Weine, und innerhalb anderthalb Jahren zwanzig Flaschen des stärksten Rums auszuleeren. Kräuter- und China-Bäder, mit Wein versetzt, waren damit in beständiger Abwechslung. Die andern Mittel aus der Apotheke, im gleichen Sinne verschrieben, waren auf mehr als hundert Recepten enthalten. Die natürliche Folge war, dafs ihr jedes unerwartete Wort, die Erscheinung einer fremden Person u. dergl. schon Zittern, Beängstigung und Beklemmung verursachte, und der geringste Schreck und jede Gemüthsbewegung sie in Convulsionen versetzte. Sie konnte zuletzt weder schlafen, noch essen, und war so schwach, dafs sie oft wochenlang im Bette oder auf dem Sopha zubringen mufste, ohne nur durch die Stube gehen zu können. Sie dankte endlich den Arzt und seine Mittel ab; nur wenn sie Convulsionen bekam, nahm sie Bibergeiltropfen. So erholte sie sich in einem Jahre so weit, dafs sie endlich die Reise nach Marienbad antreten konnte, welche ihr ein anderer Arzt vorgeschlagen hatte. Sie hatte keinen Scirrhus uteri; dafür aber fanden sich deutliche Zeichen vorhandener Unterleibsvollblütigkeit und einige empfindliche aufgetriebene Stellen im kleinen Netze, wofür der Kreuzbrunnen freilich besser war, als der Rum.

Hierher gehört das Beispiel eines jungen zarten Mäd-

chens, welche durch einige Pfund China und andere stärkende Mittel im Verlaufe von zwei Jahren in einen ähnlichen Zustand versetzt worden war. Der Arzt wollte ihr die skorbutische Beschaffenheit der Säfte heilen, wofür ihm das angefressene Zahnfleisch des Mädchens als Zeichen galt. Trotz des gleichzeitigen Gebrauches der stärksten Zahnpulver und Eisentropfen, wurden die Zähne immer schlechter, und ihre Besitzerin immer elender. Endlich reinigte ihr ein Zahnarzt die Zähne von dem häufig angesetzten Weinstein, und — der Skorbut war verschwunden; aber von der Cur desselben hat sie sich vielleicht durch ihr ganzes Leben nicht mehr erholen können.

Eine junge Frau heirathete als ein blühendes, kräftiges Mädchen aus einem einfachen bürgerlichen Hause heraus auf ein weiches Sopha und an einen wohlbesetzten Tisch hin. Sie konnte sich besonders den letzteren und seinen Wein nicht recht aneignen, bekam häufige Wallungen, klagte über Mattigkeit und allerlei leichte Krampfzufälle, und litt beständig an Verstopfung. Hypochondrie gesellte sich dazu. Man nannte es Hysterie. Diese wurde durch den vergeblichen Wunsch, schwanger zu werden, genährt. Die Kranke mufste ein Glas Wein mehr trinken, und bekam stärkende Arzneien, darunter gleichfalls manche Flasche China. Das Uebel wurde ärger. Sie wurde vollkommen melancholisch, und glaubte immerwährend Nadeln zu verschlucken. Ihre vollen blühenden Wangen waren innerhalb eines Jahres so eingefallen, und gelb geworden, dafs die eigene Mutter sie bei dem ersten Besuche in Franzensbad, nach elf Monaten, mehrere Minuten lang nicht erkannte. Nachdem sie anderthalb Jahre beständig abgeführt hatte, war es besser geworden.

Die Bekanntschaft einer anderen solchen Kranken verdanke ich dem Hrn. Geh. Rath Berends in Berlin. Dieselbe war noch unverheirathet. Das Produkt einer ähnlichen Heilart ihres früheren Arztes, mit Magnetismus und Gram in Verbindung, war bei ihr bis an die Gränze des

Wahnsinnes gekommen. Sie war bei der Ankunft hier schon besser, dennoch war die Sensibilität der Nerven noch bis auf einen solchen Grad gesteigert, dafs ich mich sehr hüten mufste, schnell nach dem Puls zu fühlen, wenn sie nicht in Convulsionen verfallen sollte. Bemerkenswerth ist es, dafs ich ihr Vertrauen erst dann zu erwerben im Stande war, als mich ihr Stubenmädchen belehrt hatte, dafs ich sie über ihren Zustand nicht trösten und sagen müfste, sie sei schon besser, oder sie würde je wieder besser werden.

In den häufigen Fällen hierher gehöriger symptomatischer Nervenleiden, hat sich nun der Kreuzbrunnen unzählig oft als das vortrefflichste Nervenmittel bewährt. Er mufste es auch, da er auf dem naturgemäfsesten Wege durch schnelle Wiederherstellung und Vermehrung aller Se- und Excretionen, jenen Zustand selbst, also die Ursache der Krämpfe beseitigte. Geistige bittere Mittel aber hemmen alle Ausleerungen, und sind in allen solchen Fällen blofse Palliativmittel. Sie lindern bisweilen für den Augenblick. Eben so oft thun sie es aber auch nicht. Auf jeden Fall erhöhen sie die Sensibilität der Nerven, und begünstigen die Wiederkehr der Krämpfe. Davon hinlänglich versichert, wähle ich in Fällen der heftigsten Convulsionen, zu denen ich jeden Sommer mehrmals plötzlich gerufen werde, meine Palliativmittel gewöhnlich aus der Klasse der äufserlichen: Wärme, Reiben, Klystiere, Weinessig zum Riechen, Merrettig auf die Herzgrube, die Arme und die Fufssohlen, Fufsbäder, Handbäder. Nur bisweilen gebe ich innerlich Aqua Laurocerasi mit Liqu. terrae fol. tartari, und Castor. Mit diesen Mitteln erwachen die Kranken gewöhnlich schneller, als bei dem innerlichen Gebrauche der berühmtesten Krampftincturen und Tropfen, welche so oft die Ursache der Krämpfe geradezu verschlimmern müssen.

Sehr oft habe ich diese Ursache in einem Fehler des Unterleibes mit den Händen gegriffen, wo man es nach dem Habitus und den übrigen Umständen des Kranken gar

nicht hätte vermuthen sollen. Z. B.: Ein junger Schuhmacher, blafs und schlecht genährt, klagte über nichts als eine auffallende Kraftlosigkeit, allerlei krampfhafte hypochondrische Zufälle, und eine besondere Neigung zur Diarrhöe. Früher Onanist, und jetzt einige Jahre verheirathet, hatte er den Beischlaf sehr häufig gepflogen. Dies alles und seine kalten Hände und sein matter Puls veranlafsten mich, ihm den Carolinenbrunnen und kühle Bäder, und einen bittern Thee zu verordnen. Nach zehn Tagen nöthigte mich die Erscheinung eines Oedems im Gesichte zu einer nochmaligen genaueren Untersuchung des Kranken. Ich fand eine flache Verhärtung, gröfser als eine Männerhand, rechts über dem Nabel. Ihren Sitz vermuthete ich im Netze. Nun erfuhr ich freilich auch noch mancherlei, was ich hätte früher erfahren können, und sollen.

Bisweilen ist aber auch die Aufsuchung einer solchen Ursache nicht so leicht. Z. B. Eine junge Wittwe brachte mir von ihrem geachteten Arzte einen Brief, in welchem er sie mir als eine Kranke mit einem organischen Fehler im Herzen aufführte. Dafs sie nach Marienbad komme, sei nicht sein Rath, sondern ihr eigener sehnlicher Wunsch. Ihre Klagen bezogen sich auf einen häufig wiederkehrenden Brustkrampf. Dieser fing gewöhnlich mit ungeheurer Angst, und mit Zittern der Hände und Füfse an. Konnte sie sich gleich bequem niederlegen, Merrettig an die Extremitäten legen, oder Hand- und Fufsbäder nehmen, so war die Beschwerde beim Athemholen nur gering, und ging auch bald vorbei. Kirschlorbeerwasser hatte sie oft und viel, aber ohne scheinbaren Nutzen gebraucht. Ohne die schnelle Anwendung dieser Mittel wurde ihr Zustand höchst bedenklich. Bei allen Erscheinungen der tiefsten Ohnmacht war ein äufserst heftiger Singultus zugegen, der nur mit sehr undeutlichem Bewufstsein der Kranken, mit gröfseren oder kleineren Pausen, öfters länger als eine Stunde andauerte. Sie konnte keine Kirche und keine andere Gesellschaft besuchen, ohne sich der Gefahr dieses Anfalles Preis zu geben.

Freude und Leid im mindesten Grade, ja der Geruch einer Blume, zog ihr die ersten Empfindungen einer Ohnmacht zu. Am meisten litt sie bei Gewittern. Sie fühlte sich beständig sehr erschöpft und angegriffen; daher trank sie auch täglich ein Glas Wein. Der Schlaf in der Nacht war sehr gestört und sparsam; sie schlief deshalb jeden Nachmittag. Der Appetit war meistens verhältnifsmäfsig gut; der Stuhl erfolgte täglich; der Unterleib incommodirte sie nur dann, wenn sie damit stark gegen einen harten Körper drückte. Ohne Schmerz zu empfinden, fühlte die dann gewöhnlich augenblicklich eine Anwandlung ihrer Krämpfe. Der Puls war unterdrückt, klein, übrigens vollkommen regelmäfsig. Hände und Füfse häufig kalt. Dabei war das Aeufsere der Kranken beinahe blühend, und der ganze Körper hinreichend genährt. Ich war einige Zeit zweifelhaft, was ich über diesen Zustand denken, und unschlüssig, ob ich die Unglückliche hier lassen, oder wieder nach Hause schicken sollte. Letzteres wäre ich verpflichtet gewesen, wenn sich aus der erwähnten Diagnose ihres Zustandes kein Ausweg finden liefs. Was mich endlich zu der Hoffnung verleitete, einen solchen wirklich zu sehen, war die genannte Beschaffenheit des Pulses bei so vielen Unterleibskranken, dann die Erfahrung, dafs ein Hindernifs der Circulation in der Pfortader nicht selten sehr täuschend ein organisches Leiden des Herzens oder der grofsen Gefäfse simulire; der schwach gelbliche Teint des Gesichtes, und die Physiognomie desselben, in welchen ich nicht den ganz eigenthümlichen leidenden Zug entdeckte, welchen ich bei bedeutenden Herzfehlern bemerkt zu haben glaube; ferner der Schrei, den die Kranke ausstiefs, als ich ihr etwas unsanft auf den kleinen Leberflügel drückte. Der übrige Unterleib war gespannt und hart, beim Druck nicht empfindlich, und sonst von gewöhnlichem Umfange. Die Regeln flossen meistens nur sehr sparsam. Ein vorsichtiger Versuch mit dem erwärmten Kreuzbrunnen war beschlossen. Er sagte dem Gefühle der Patientin sehr zu, ver-

schaffte ihr täglich einigemal offenen Leib, und erleichterte sie sehr. Neben einer strengen, vollkommen reizlosen Diät, sollte sie nun auch baden. Allein sie vertrug, laut mehreren späteren Versuchen, die mineralischen Wasserbäder nicht; besser die Schlammbäder. Aber auch diese schienen, selbst bei möglichst lauer Temperatur, und bei kurzem Gebrauche, zu überreizen. Den Brunnen trank sie hingegen vier Wochen fort. Sie entleerte dabei in der zweiten und dritten Woche unglaublich viel zähen, gelblichen Schleim, und abwechselnd wieder andere schwarze, theerartige Stoffe. Die allgemeine Spannung des Unterleibes hatte sich dadurch verloren, und der verborgene Feind trat immer deutlicher hervor. Ich entdeckte in der ganzen Bauchhöhle mehrere bewegliche runde, harte Geschwülste; die drei gröfsten, vom Umfange eines Hühnereies, lagen gleich über dem Nabel, unter dem Magengrunde, und in der unteren Bauchgegend in der Nähe des linken Ovariums. Diese Verhärtungen schmerzten anfangs nur bei stärkerem Drucke, in der vierten Woche wurden sie aber immer schmerzhafter. Dies und ein frequenter, härtlicher Puls mit vermehrtem Durst, endigte die Brunnenkur [1]). Es lag mir ob, der Entzündung durch Blutegel, Calomel, Umschläge u. s. w. zu steuern. Dies gelang auch so, dafs die Patientin nach einer Woche abreisen konnte. Die Krämpfe hatten sich bis dahin wohl vermindert; allein der Unterleib war noch bei der Abreise nicht ohne Schmerzen, und die Kranke fühlte sich sehr angegriffen. Ich war überhaupt zweifelhaft, ob wir diesmal mehr würden gewonnen haben, als die nähere Kenntnifs der Krankheitsursache. Zu Hause

---

1) Ich beeilte mich dessen um so mehr, als mir das Jahr zuvor eine Bäuerin in Folge von Entzündung einer sehr grofsen Verhärtung im grofsen Netze, der sorgsamsten Hülfe ungeachtet, gestorben war. Sie hatte sich wiederholt stark erkältet. Den Brunnen trank sie wegen scheinbar lästiger Symptome des Bandwurms.

sollte sie neben dem geeigneten Regimen jeden zweiten Tag ein laues Seifenbad, erweichende Umschläge, und seifenartige, eröffnende Mittel nehmen; alle vier Wochen, nach geendigter Reinigung, sollte sie Blutegel anlegen u. s. w. Nach mehreren Monaten schrieb sie mir unter andern folgendes: «Einen Anfall von Sticken (Brustkrampf) hatte ich auch, seit ich vom Bade zurück bin, nicht. Mein Schlaf ist viel ruhiger, als seit Jahren. Auch hat sich die Engigkeit (der mindere Grad des Brustkrampfs), die meine gröfste Plage war, fast ganz verloren. Aber leider haben sich statt dieser Uebel wieder andere, fast eben so drückende, eingestellt. Ich darf weder Fleisch, fette Speisen, noch blähende Gemüse essen. Ein Stückchen Fleisch, das einem einjährigen Kinde nicht schaden würde, kann mich todtkrank machen. Und doch habe ich jetzt beinahe immer Hunger. In der dritten oder vierten Stunde nach dem Genusse dieser Dinge, fühle ich in den verhärteten Stellen des Unterleibes, die bis jetzt noch nicht kleiner geworden sind, heftige Schmerzen, die sich herauf bis in die Brust verbreiten. Auch äufserlich ist dann jede Berührung dieser Stellen empfindlich schmerzhaft; doch benimmt mir nicht mehr der Druck die Luft, wie früher. Durch Bewegung, gelindes Reiben der leidenden Stelle, auch Auflegen warmer Tücher, steigen eine Menge Blähungen aufwärts, so dafs ich oft Stundenlang unausgesetzt Aufstofsen habe, bis die Luft alle heraus ist. Dann esse ich mit dem besten Appetit, aber blofs Mehlbrei, oder Kartoffeln, sonst geht es mir nach vier bis fünf Stunden wieder so. Dafs ich bei dieser schlechten Kost gut aussehe, und mich stärker fühle als vor meiner Badereise, ist mir ein wahres Räthsel. Auch das Ansetzen der vielen Blutegel machte mich nur immer für einige Tage etwas matt," u. s. w. [1])

---

1) Man sollte überhaupt bei keinem Nervenleiden, und bei keinem langwierigen Kranken überhaupt, die Untersuchung des Unterleibes versäumen, selbst nicht, wenn derselbe nicht

Idiopathische Nervenleiden, wenn sie nicht etwa gleichfalls in einem inflammatorischen Zustande eines Thei-

---

darüber klagt, und wenn er gut verdauet, und seine Stuhlentleerungen regelmäfsig sind. Ein fixer Schmerz, eine leichte Aufgetriebenheit im Gekröse, in den Eierstöcken, der Leber u. s. w. werden uns ohne alle Bekanntschaft mit Hrn. Dr. Broussais, durch hinlängliche Betastung oft die verborgene Ursache manches räthselhaften Krampfübels in einem chronisch-entzündlichen Zustand dieser Theile entdecken lassen. Zugleich erhalten wir dadurch einen Fingerzeig über die Behandlung, der uns aufserdem entgehen mufs, da der Kranke häufig ohne stärkere Befühlung gar keine Empfindung hat. Wie aber dadurch selbst grofse Desorganisationen ohne alle Empfindungen des Kranken, und ohne sonstige auffallende Störung der Gesundheit nach und nach durch solche schleichende Entzündungen entstehen können, davon kurz noch einen Beweis: Eine Frau von einigen vierzig Jahren war bis zu ihrer Ankunft in Marienbad nie eigentlich krank. Sie hatte mehrere Kinder glücklich geboren. Seit ihren Mädchenjahren aber hatte sie nur immer um den vierten Tag eine Stuhlentleerung. Dabei war sie von leichten Zufällen der blinden Hämorrhoiden incommodirt, und das Blut stieg ihr schon bei geringen Veranlassungen sehr leicht nach dem Kopfe. Sonst fühlte sie sich vollkommen wohl. Im vorigen Winter war eine Freundin von ihr an einer Verhärtung im Unterleibe krank, und da diese auch beständig an Hartleibigkeit gelitten hatte, so munterte sie sie im Scherze auf, sich doch auch einmal untersuchen zu lassen. Sie befühlte sich in der folgenden Nacht im Bette selbst, und entdeckte wirklich zu ihrem grofsen Schrecken eine Verhärtung in der rechten Seite der unteren Bauchgegend. Der Arzt, welcher den anderen Tag gerufen wurde, fand sie eine Mannsfaust grofs. Allem Anscheine nach war sie im Ovário. Der Hr. Hofrath Kreysig, welchen die Kranke später consultirte, schickte sie nach Marienbad. Er hatte dabei nicht die Absicht diese Verhärtung zu beseitigen, sondern durch vermehrte Thätigkeit im Darmkanal einen freien Kreislauf durch die Pfortader zu bewirken, den Blutandrang zum Kopfe zu vermindern, und die Weiterbildung der Verhärtung, wo möglich zu beschränken. Für alle diese Zwecke war auch eine solche Cur jetzt um so mehr angezeigt, da die monatliche Reinigung im Verschwinden begriffen schien.

les des Marksystems und seiner nächsten Umgebungen begründet sind, und wenn sie bei vollkommener Integrität der genannten Reproductionsorgane, bestehen, weisen wir hingegen vom Kreuzbrunnen in den Bereich jener genannten anderen Mittel zurück, oder wir lassen die Kranken Carolinenbrunnen, oder Ferdinandsbrunnen trinken, und stärkende Bäder brauchen. Dies sind z. B. Lähmungen, Epilepsie, Geistes- und Körperschwäche, Zittern der Glieder u. s. w. aus wahrer Nervenschwäche und wirklicher Erschöpfung der Lebenskraft, durch geistige und körperliche Ausschweifungen, grofsen Säfteverlust, und dergleichen. Nervenleiden von organischen Fehlern gehören dem Kreuzbrunnen nur selten an. Es liegt aber den zahllosen Nervenübeln höherer Stände diese wahre Nervenschwäche nur selten zum Grunde. Die Empfindung der Müdigkeit und Kraftlosigkeit ist so gut, wie der kleine fadenförmige, langsame Puls, und die kalten Extremitäten unserer Hypochondristen, ein blofses Symptom gehemmter Circulation durch die Pfortader, und eines krankhaft gereizten Zustandes im Gangliensystem, wie die Stuhlverstopfung, die schmerzhaften Zufälle der blinden Hämorrhoiden, und die Erleichterung durch die fliefsenden, für solche Kranke. Hätte man auch nicht immer so deutliche pathologische Gründe für diese Ueberzeugung wie in den angeführten Beispielen, und hätte man auch nicht Gelegenheit gehabt, den hundertfältigen guten Erfolg des auflösenden Kreuzbrunnens dafür erkennen zu müssen, so bietet vielleicht die Geschichte der Entstehung solcher Krankheiten allein genügenden Stoff für diese Ueberzeugung. Unter welchen Umständen, und in welcher Menschenklasse findet man sie in der Regel? Wo man ifst, und spricht, und schläft, und weiter nichts; und Fleisch und Kraftbrühen, und Bier und Wein, die Seele an den müfsigen Körper halten. Wo aber sind sie in der Regel nicht zu beobachten? Wo man im Schweifse des Angesichtes den Hunger, Durst und Schlaf erwirbt, und mit Wasser, Brot und Brei sich für den neuen Kraft-

auf-

aufwand des kommenden Tages stärkt. — Ich glaube nicht zu wenig gesehen zu haben, um zu behaupten, dafs die Weinfässer und die Kochbücher mehr Menschen Kraft und Lust zum Leben, und das Leben selber kosten, als die Pest und die theure Zeit.

II.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band. Bearbeitet von Karl Friedrich Burdach. Mit Beiträgen von Karl Ernst v. Baer und Heinr. Rathke. Mit sechs Kupfertafeln. Leipzig, bei Leop. Vofs. 1826. 8. XXIV und 606 S. (3 Thlr.)

Zweierlei Dinge sind es, welche auf dem heutigen Standpunkte der gesammten Wissenschaft von Bildung und Leben der Thierwelt, als wahre pia desideria erscheinen. Das eine ist ein möglichst vollständiges zoologisches System, in welchem sämmtliche bis jetzt gekannte Species, so wie etwa in Sprengel's Species plantarum, kurz und scharf, mit Hinweisung auf Synonyme und Abbildungen, characterisirt wären; das andere ist eine Physiologie, welche das für unsere Zeiten leistete, was etwa Haller's Elementa physiologiae für frühere Zeiten geleistet haben. — Die erstere Lücke, für jeden der sich mit zoologischen Arbeiten beschäftigt höchst empfindlich, und um so mehr da sie für die Botanik so gut und wiederholt ausgefüllt wird, erwartete man bisher vergeblich von den Zoologen solcher Orte die grofse Sammlungen und grofse Bibliotheken besitzen (wie Berlin oder München), ausgefüllt zu sehen; und selbst das Werk welches sie neuerdings auszufüllen verspricht: The animal Kingdom von Edw. Griffith ist in einem so weitschichtigen Plane angelegt, dafs wir schwer-

lich seine Beendigung erleben dürften. — Die andere Lücke auszufüllen haben zwar Lenhóssek, Magendie, Rudolphi und Andere gearbeitet, indefs so verdienstlich auch diese Arbeiten waren, so erfüllen sie doch nicht ganz den hier bezeichneten Zweck, indem es ihnen theils an Ausführlichkeit und Rücksicht auf vergleichende Anatomie, theils an Vollständigkeit der Litteratur fehlte. — Im vorliegenden Werke sehen wir nun für gleichen Zweck einen verdienten Schriftsteller von neuem in die Schranken treten, mit ausgebreiteter Kenntnifs der Litteratur ausgerüstet und von zwei im Fache vergleichender Anatomie bereits durch mehrere Arbeiten bewährten Männern unterstützt. Was nun in solcher Beziehung im vorliegenden Bande wirklich geleistet sei, darüber sollen die folgenden Blätter unsern Lesern einen gedrängten Bericht geben.

Unrecht scheint es uns aber, dafs der Verf. im Eingange den guten alten Brauch verlassen hat, sich mit seinen Lesern durch ein Vorwort über Plan, Eintheilung und Umfang seiner Arbeit etwas näher zu verständigen. Ref. kann daher über die Zahl der zu erwartenden Bände, die Folge der abzuhandelnden Gegenstände u. s. w. keine Mittheilungen machen, indem alles was hierüber in der kurzen Einleitung zum ersten Buche enthalten ist, in folgenden Worten besteht: «Wir werden die Physiologie in zwei Hauptabtheilungen darstellen, erstlich als die Lehre von der menschlichen Wesenheit und von dem Leben und seinen verschiedenen Seiten überhaupt; zweitens als die Lehre von der Menschengattung, und von den Formen des Lebens in den verschiedenen organischen Wesen nach ihrem Verhältnisse zu einander und zum Gesammtleben. Dort ist der Organismus unser Gegenstand, hier ist es die organische Welt. Jene erste Hauptabtheilung wird das Leben zuerst als ein Fortschreitendes, dann als ein Beharrliches betrachten.» — —

Dieser erste Theil zerfällt in zwei Bücher, das erste vom Zeugenden, das zweite vom Zeugen, deren ein-

zelne Gegenstände dann nach einer fast zu grofsen Menge von Unterabtheilungen (sie haben im Inhaltsverzeichnisse oft sechzehnerlei Bezifferungen nöthig gemacht) abgehandelt werden.

Dafs der Verf. die Physiologie, wie auch Jörg schon in seinen Grundlinien gethan hat, mit der Geschichte der Entstehung eines neuen Individuums anfängt, ist sicher nicht zu tadeln, nur würde es uns noch consequenter vorkommen, wenn er, statt mit den Zeugungsorganen zu beginnen, von der Geschichte des Eies ausginge; Ref. wenigstens würde bei einer ähnlichen Arbeit keinen Augenblick angestanden haben, den letzteren Weg einzuschlagen. Die augenscheinlichen Vortheile dieser Methode würden sein: 1) den Organismus in seiner höchsten Indifferenz des Stoffs (als blofser Eistoff) und der Form (als reine Kugelgestalt) zuerst erkennen zu lehren und nach und nach zur Einsicht in seine Fortbildung durch immer weitere Differenzirung zu leiten. 2) Diese Methode erscheint consequenter, da das Zeugen und die einfachste Thierentstehung oder Eibildung wirklich früher vorkommt, als besondere Zeugungsorgane. 3) Sie leitet gleich von Anfang herein auf die Erkenntnifs des Parallelismus der Stufen der Eientwickelung in den verschiedenen Thierklassen, in welcher Erkenntnifs hinwiederum ein Hauptmoment zur Aufhellung der Physiologie gegeben ist. — Hr. Burdach hat jedoch vorgezogen, zuerst das Zeugende abzuhandeln, und wahrscheinlich erhalten wir die Geschichte des Eies erst im zweiten Bande. — Unter der Rubrik des ungleichartig Zeugenden werden zuerst die nächsten Bedingungen zur ungleichartigen Zeugung (Generatio aequivoca) angegeben; sie sind fester Körper, Wasser und Luft. Hierbei wäre nun wohl zu bedenken gewesen, ob solche elementarische Bedingungen wirklich für die Gen. aequivoca dasselbe sind, was die Geschlechtsorgane für die höhere Zeugung? — Nach des Ref. Dafürhalten ist dies nicht der Fall, da ähnliche elementarische Bedingungen auch bei höherer Zeugung

nicht fehlen können, weshalb sie wenigstens dort auch vor den Geschlechtsorganen würden zu betrachten gewesen sein. — Was nun die specielle Aufzählung des verschiedenartigen Entstehens von Infusorien, Entozoen, Epizoen und cryptogamischen Pflanzen betrifft, so ist sie hier auf eine äufserst verdienstliche Weise zu klarer Uebersicht zusammengetragen und durch eigene Beobachtungen vermehrt. Bei der Entstehung der Epizoen hätten wir wohl gewünscht, auch auf die Epiphyten oder Thiere welche auf Pflanzen entstehen, Rücksicht genommen zu finden; wenigstens vom Geschlecht Coccus liefse sich wohl die Generatio aequivoca wahrscheinlich machen. Ueber die Epizoen und ihre Entstehung durch Gen. aequivoca bringt der Verf. die merkwürdige Beobachtung von Patrin bei, welche wir, als weniger bekannt, hier ausheben: «Patrin nahm Eier von Rebhühnern aus dem Neste, und liefs sie von einer Haushenne ausbrüten; die jungen Rebhühner bekamen die ihrer Gattung eigenthümliche Art Läuse, welche von denen der Haushühner sehr verschieden ist.»

Es folgt nun die Betrachtung der einsamen Zeugung (Generatio monogenea), worunter Entstehung eines Individuums aus einem Theile eines schon bestandenen ihm gleichartigen Individuums begriffen wird. Der Verf. unterscheidet hierbei Spaltzeugung (Gen. monogenea fissipara), wobei die Spaltung von äufseren Momenten veranlafst, oder durch innere Veränderungen bedingt wird, welches letztere bei Bacillarien, Conferven und Polypen vorkommt, und Keimzeugung (Gen. monog. productiva), wo der Stammorganismus besondere Gebilde hervorbringt, welche sich zu neuen Individuen entwickeln können. Ein solcher Keim kann aber entweder in seiner ganzen Masse zum neuen Individuum werden, einfache Keimzeugung (Gen. product. simplex) mit mehreren Unterabtheilungen, oder nur ein Theil des Keims wird zum neuen Individuum, zusammengesetzte oder ungleichförmige Keimzeugung (Gen. monog. product. composita), wohin Blattknospen, Zwiebel-

und Eibildung gerechnet werden. Diese Heranführung des Lesers von Erkenntnifs einfacher Spaltzeugung bis zur Eibildung ist äufserst lichtvoll, und Ref. hat sie oft auf ähnliche Weise, obwohl nur kurz angedeutet, auch in seiner Gynäkologie (2. Th. S. 7) der Zeugungslehre zum Grunde gelegt. Der Verf. findet hier übrigens noch Gelegenheit, manches sehr Interessante über unvollständige Eibildung beizubringen. Mehrere Fälle unvollkommener Eibildung nach unvollkommen aufgeregter Geschlechtsthätigkeit werden hier erwähnt, und sodann auch der Fall von Doppelmifsgeburten, ob sie durch Verwachsung oder Theilung zu erklären, erörtert. Der Verf. stimmt für das erstere, vielleicht namentlich dadurch bestimmt, dafs er fälschlich das Rückenmark als alleiniges Urgebilde des höheren Organismus ansieht. Geht man dagegen von der Erkenntnifs aus, dafs Dotterblase oder Nabelblase (was dasselbe ist) das eigentliche Urgebilde ist, und dafs sich am Dotter wirklich mehrere Rückenmarke ansetzen können (wie dies die merkwürdigen, nur nicht hinlänglich genau beobachteten Fälle bei Funk: de Salamandrae terrestris vita etc. beweisen), so wird man sich wohl für das zweite entscheiden müssen.)

Der Verf. läfst nun die Betrachtung der geschlechtlichen Zeugung, und zunächst der innern Sphäre der Geschlechtsorgane folgen. In diesem Kapitel, welches §. 46. bis 91. umfafst, erhalten wir eine sehr interessante Zusammenstellung der Stufenfolge der Entwickelung in den verschiedenen Formen der Ovarien und Hoden, nebst einer Parallele beider Organe. Die Bemühung, die Reihenfolge in der Entwickelung beider, auch durch meistens gutgewählte Abbildungen, recht anschaulich zu machen, sind nicht genug zu loben, denn nur erst wenn man mehrere solche Stufenfolgen recht lebendig hat überschauen lernen, kann man wissen wie ersprieflich solche Erkenntnisse nicht nur für Physiologie, sondern auch zur richtigen Würdigung pathologischer Erscheinungen sind. Die Herren v. Baer und Rathke haben diesen Abschnitt mannigfaltig

bereichert. — Hätte Hr. Burdach noch einen guten Botaniker zur Seite gehabt, so würde ihm noch leicht möglich gewesen sein, die Parallele auch zwischen Pflanzen- und Thierreich noch vollständiger zu ziehen, da Ref. z. B. überzeugt ist, dafs sich für alle hier aufgeführte Hauptformen thierischer Ovarien völlig parallele Formen pflanzlicher Ovarien nachweisen lassen.

Von §. 92 bis 121 folgt nun die Darstellung der mittleren Sphäre geschlechtlicher Organe in gleich zweckmäfsiger Aneinanderreihung. Unter den weiblichen werden zuerst die verschiedenen Formen der Keimleiter, und dann die der Nebenorgane, wohin Fruchtleiter und Fruchthälter gerechnet werden, beschrieben. Die Schilderung der äufseren Sphäre der Geschlechtsorgane nach ihren verschiedenen Zuständen im Pflanzen- und Thierreiche, ist ferner §. 122 bis 140 gegeben. Auch hier gewährt die sorgfältige Aufzählung der wesentlichsten Entwickelungsstufen Stoff zu interessanten Vergleichungen, und es kann bei einem Werke dieser Art kein Vorwurf sein auszusprechen, dafs man hie und da wohl noch eine Lücke finde, oder Berichtigungen wünsche; wie denn auch hier die Pflanzen eine etwas umsichtigere Bearbeitung verdient hätten, wie bei den Ascidien nicht gesagt sein sollte, dafs sich der Eierleiter in die Kiemenhöhle öffne, und wie eigene Untersuchungen Ref. gelehrt haben, dafs sich bei den gröfseren Seefedern (Cynomorium) die Eierleiter in dem Magengrunde, und nicht zwischen den Armen öffnen, wie Schweigger von den Thieren dieser Sippschaft angegeben. — Die Geschlechtsverhältnisse, sowohl zeitliche als räumliche, führt uns der Verf. von §. 141 bis 155 vor. Unter den zeitlichen Verhältnissen werden die Perioden der Zeugung betrachtet, wobei sich als niedrigstes Verhältnifs der Ovarien ergiebt, wenn die Bildung der Eier sich in gewissen Zeiträumen an derselben Stelle wiederholt (wie das Fruchttragen höherer Pflanzen), dahingegen als höchstes Verhältnifs anzusehen ist, wenn die

ganze Zahl von Eiern gleich ursprünglich gegeben ist und diese Eier sich nur allmählig entwickeln, wie in höheren Thieren und im Menschen. (Von der Eibildung nach Art eines Ausschlags auf menschlichen Ovarien, wie es namentlich von Osiander vertheidigt wurde, scheint demnach der Verf., und wohl mit Recht, nichts zu halten.) — Dafs ein Wechsel zwischen jetzt ganz männlicher und dann ganz weiblicher Zeugungsart bei einem Individuum je eintreten könne, stellt der Verf. als höchst unwahrscheinlich dar. — Unter den räumlichen Verhältnissen wird das der verschiedenen Geschlechtsorgane zu einander abgehandelt, und der Hermaphroditismus, so wie die individuelle Geschlechtlichkeit betrachtet. Auch der abnorme Hermaphroditismus kommt hierbei mit zur Sprache, und wird zwar kurz, aber sehr bestimmt nach seinen verschiedenen Formen angegeben. Ueberhaupt finden wir es sehr lobenswerth, dafs der Verf. auch die pathologischen Bildungen mit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, denn für die Physiologie ist alles Pathologische so gut wie die Kenntnifs der Thier- und Pflanzenanatomie nur Stoff zu erfolgreichen Vergleichungen. In der Schilderung geschlechtlicher Individualität fixirt sich der Verf. besonders auf den menschlichen Organismus und Vergleichung des männlichen und weiblichen Gesammtbaues, wobei viele interessante Details gegeben werden. Doch sehen wir nicht ab warum der Verf. S. 199 sagt, indem er die gröfsere Länge des männlichen Kreuzbeins gegen das weibliche erwähnt, « das thierische ist noch länger, » da das Kreuzbein der meisten Säugethiere nur aus drei nicht besonders grofsen Wirbeln besteht. — Auch eine ausführliche Schilderung der Menstrualfunction finden wir hier vor. Nicht ganz beistimmen können wir dem Verf. wenn er die Frage, ob die Menstruation venösen oder arteriellen Ursprungs sei, und ob sie rein als Blutung oder ob sie als Secretion betrachtet werden müsse, für ganz unnütz hält. Die Berücksichtigung des venösen Ursprungs der Menstruation nämlich, welcher sich ergiebt wenn wir die in der

Schwangerschaft so deutlich hervortretenden nach der Uterinhöhle geöffneten Venenzellen betrachten, ist für die Medicin namentlich ein wichtiger Gegenstand, und eben so ist die Natur des Menstrualflusses als Blutsecretion deutlich, wenn wir beachten, dafs das Menstrualblut ein anderes ist als das in den Venen circulirende, indem es sich durch Mangel des Faserstoffes unterscheidet.

Von §. 176 bis 202 folgt die Schilderung des allgemeinen Geschlechtscharakters, ein Abschnitt, den kein Arzt oder Naturforscher ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Sowohl die Menge von Thatsachen als ihre zweckmäfsige Anordnung fordern zum Danke gegen den fleifsigen Verf. auf. Nur der allgemeine Geschlechtscharakter der Pflanzen ist wohl etwas zu dürftig geschildert, wobei zu bedauern ist dafs dem Verf. die interessante Dissertation von H. F. Autenrieth: De discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioicarum apparente, unbekannt geblieben ist. — §. 204 bis zum Ende der ersten Unterabtheilung §. 232 enthalten dann noch theils einen Rückblick auf die Geschlechtlichkeit, theils einen allgemeinen Rückblick auf das Zeugende. In diesen Kapiteln finden wir eine Reihe wohlbegründeter philosophischer Betrachtungen, welche vorzüglich dahin zielen, die qualitative Verschiedenheit der Geschlechter anschaulich zu machen und den Gedanken der Unterordnung des einen unter das andere als Niederes unter ein Höheres, als unstatthaft darzustellen. Auch hier können wir fast durchgängig dem Verf. unsere Zustimmung nicht versagen, obwohl es uns scheint, dafs gerade in solchen allgemeinen Betrachtungen für ein so umfassendes Werk etwas mehr Kürze am Ort gewesen wäre. Manches hier Gesagte würde sich wohl besser bei der Lehre von den allgemein menschlichen und insbesondere geistigen Eigenschaften haben beibringen lassen, und wir fürchten dafs der Verf. genöthigt sein wird, dann manche Wiederholungen zu machen.

Das zweite Buch, die andere Hälfte dieses Bandes aus-

machend, ist der Lehre vom Zeugen gewidmet. Der Verf. unterscheidet zuerst das einfache Zeugen bei Monogenie von dem zusammengesetzteren Hergange des Zeugens bei Digenie. In der letzteren sind nach ihm folgende Momente zu bemerken: 1) eigentliches Zeugen oder Befruchten, 2) Einsaat oder Ableitung des weiblichen Zeugungsstoffes nach einem Orte wo das neue Individuum sich entwickeln kann, 3) Brütung oder Entwickelung der Frucht, 4) Enthüllung, 5) Geburt oder Trennung vom mütterlichen Körper. Wie diese Momente in verschiedenen Klassen auf verschiedene Weise sich folgen, wird angegeben, und es folgt dann zunächst die Betrachtung der Triebfedern des Zeugens. Die Pflanzen kommen hier zuerst zur Untersuchung, und wir bemerken dabei, dafs der Verf. trotz der neuerlich namentlich von Henschel vorgetragenen Einwürfe, an der Lehre vom Geschlecht der Pflanzen festhält, womit wir ganz einstimmen. Hinsichtlich der Thiere und Menschen folgen über Geschlechtstrieb und Liebe mehrere interessante Betrachtungen, und der Verf. wendet sich dann zur Erwägung der mittelbaren Triebfedern des Zeugens, welche er in kosmische und organische theilt. Ueber Einfluss von Wärme, Jahreszeiten und Sinnlichkeit auf Hervorrufung des Zeugungstriebes finden sich hier sehr vielfältige Thatsachen aufgezählt. — Nicht minder interessant ist das folgende Kapitel: Erscheinungen des Zeugungstriebes. Es wird hier zuerst auf die Steigerung gesammter Lebenskraft durch den Zeugungstrieb aufmerksam gemacht und durch Thatsachen belegt, z. B. dafs ein weiblicher Frosch während der Begattung durch eine Gabe Arsenik nicht getödtet werden konnte, welche aufserdem ihn zu tödten hinreichte; dafs brünstige Hirsche von schweren Verwundungen weniger schnell oder leicht sterben, als sonst u. s. w. — In dem Rückblicke, §. 257 bis 263, folgen über Selbstliebe, Liebe u. s. w. noch eine Reihe Betrachtungen, welche, so gehaltvoll sie zum Theil sind, doch die bei §. 232 u. f. gemachten Bemerkungen zu wiederholen uns veranlassen.

Von §. 264 an wendet sich unser Verf. zur Erörterung der Fruchtbarkeit im Pflanzen- und Thierreiche. Diese Betrachtungen theilen sich in die der Zahl von gleichzeitig entstehenden Individuen, und die der Zahl von sich wiederholenden Zeugungshergängen. Auch hier ist eine aufserordentliche Menge von Thatsachen auf lehrreiche Weise zusammengestellt. Nur S. 405 hat sich hinsichtlich der Eierzahl bei Vögeln ein Irrthum eingeschlichen, wo es heifst: «kein Vogel legt ein Ei,» da doch die Alken, Larventaucher, Lummen, Sulen und Sturmvögel sämmtlich nur ein Ei legen. — Der Rest dieses Bandes umfafst nun noch die Lehre von der Modalität der Zeugung, der Begattung, der Befruchtung, und einen allgemeinen Rückblick, in welchem namentlich die verschiedenen Zeugungstheorien erwogen werden. Auch hier hat dem Verf stets das Bild einer wahrhaft allgemeinen Physiologie als Ziel seiner Bestrebungen vorgeschwebt; nicht leicht wird man irgend eine zur Aufhellung dieser Lehren dienende Thatsache im Bereich der vergleichenden Pflanzen-, Thier- und Menschheit-Lebenlehre vermissen, und oft wird selbst der in diesen Fächern sattsam Bewanderte hier und da eine Bemerkung, eine Thatsache vorfinden, die ihm hier zum erstenmale bekannt wird. Die Masse der hier gegebenen Thatsachen selbst gestattet keine weiteren Auszüge, und wir bemerken daher nur noch einiges über die Ansicht, welche der Verf. über die Zeugung als endliches Resultat aufstellt. — Mit lobenswürdigem und wahrhaft philosophischem Sinne hält er sich hier an Harvey's Grundsatz: «Alle Zeugung ist himmlischen Ursprunges, und folgt denselben Gesetzen wie die Bewegung der Gestirne.» «Mann und Weib sind nur die Organe, durch welche der Erzeuger aller Dinge wirkt.» — Und gewifs solche Worte sollen diejenigen Physiologen tief beschämen, welche es für ihre Aufgabe halten: die Naturerscheinungen, ohne sie auf göttliche Ur-Einwirkung zurückzuführen, erklären zu müssen, ja wohl gar meinen: darin bestehe eben die Kunst

eines rechten physiologischen Systems, dafs es sich allein, ohne göttliche Ur-Einwirkung anzunehmen, herstellen lasse, denn mit einer solchen Annahme sei es ja gar keine Kunst; gerade als komme es hier auf ein Taschenspielerkunststück an, und nicht auf Erkenntnifs der Wahrheit. — Der Verf. weist dann nach, wie in den einzelnen bisherigen Zeugungstheorien allerdings immer etwas Wahres enthalten sei, wie aber, um zu einer befriedigenden Ansicht zu gelangen, man von einem tieferen Grunde ausgehen müsse. Er sagt: «Alles Zeugen ist eine Entzweiung des Zeugenden und des Gezeugten. Das Zeugende ist ein Allgemeines, in welchem ein Besonderes als Gegensatz sich entwickelt; das Besondere aber strebt, von dem Allgemeinen sich zu trennen, und das Erzeugte ringt sich vom Zeugenden los, um in seiner besonderen Form zu bestehen.» Von hier aus führt er nun durch, wie in den einzelnen Zeugungen dieser Ur-Akt der Natur durch immer mannigfaltigere Gegensätze vermittelt werde, bei welchen Erörterungen wohl die meisten Leser eine gröfsere Einfachheit und Klarheit der Darstellung nicht ohne Grund wünschen würden. — Auf welche Weise in der menschlichen Zeugung eine Reihe von Gegensätzen, gleichsam in elektrischen Verhältnissen hervortrete, macht er durch folgende Zusammenstellung anschaulich:

Ideeller Pol.

Männliche Phantasie.	Weibliche Phantasie.
Männliches Gehirn.	Weibliches Gehirn.
Männliches Rückenmark.	Weibliches Rückenmark.
Hoden.	Eierstöcke.
Saamenleiter.	Fruchtleiter.
Saamenbläschen.	Fruchthälter.
Zeugungsglied.	Fruchtgang.

Materieller Pol.

Den Beschlufs dieses Bandes macht die Erklärung der gutgestochenen Kupfertafeln, welche bestimmt sind die

Hauptformen, unter welchen männliche und weibliche Zeugungstheile in der Natur vorkommen, in gutgewählter Ordnung zur Anschauung zu bringen. — Blicken wir nun noch einmal auf den Inhalt dieses ganzen Bandes zurück, und werfen wir die Frage auf, ob die Arbeit des Herrn Burdach, so weit sie jetzt vorliegt, wirklich den Anforderungen genüge welche gemacht werden müssen, wenn davon die Rede ist für gegenwärtige Zeit ein Werk herzustellen, welches dem was die Elemente der Physiologie von Haller für ihre Zeit waren, entspräche; so mufs Ref. seinerseits diese Frage unumwunden bejahen und hofft, in dieses Urtheil die meisten Leser einstimmend zu finden, dafern sie nur selbst sich deutlich gemacht haben, welche ausgebreitete Beziehungen jetzt Anatomie und Physiologie anerkennen müssen, wenn sie der wahrhaft wissenschaftlichen Richtung der Zeit entsprechen wollen. Ref. spricht diese Ansicht um so lieber aus, da er bei früheren Arbeiten dieses Verf. eben so unpartheiisch erklären mufste, dafs sie, und namentlich das Werk über das Gehirn, nicht ganz von der Seite aufgefafst ihm erscheinen, welche der gegenwärtige Stand der Anatomie verlangt.

Möge denn der würdige Verf. bei diesem noch grofse Arbeiten fordernden Unternehmen durch Gesundheit und Mufse unterstützt werden! und möge es ihm gelingen, ein so umsichtig begonnenes Werk zur glücklichen Vollendung zu führen! ihm wird der Dank aller Gutgesinnten und Einsichtsvollen gewifs nicht fehlen. — Möge er endlich auch da, wo wir Ausstellungen gemacht haben, keine unwürdige Tadelsucht, sondern nur freimüthige Darstellung einer abweichenden Ueberzeugung erblicken! —

Carus.

III.

Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen. Eine physiologische Untersuchung mit einer physiologischen Urkunde des Aristoteles über den Traum; den Philosophen und Aerzten gewidmet von Dr. Johannes Müller, aufserordentl. Professor der Medicin in Bonn u. s. w. Coblenz, bei Jacob Hölscher. 1826. 8. X u. 117 S. (18 Gr.)

Diese Schrift schliefst sich ihrem Gegenstande nach unmittelbar an ein früheres Werk des Verf., welches unter dem Titel: «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns des Menschen und der Thiere,» Leipzig 1826 erschien, und wovon diese Annalen (Bd. VI. S. 54.) eine ausführliche Anzeige geliefert haben. Mit Vergnügen findet Ref., dafs der dort ausgesprochene Wunsch einer Fortsetzung dieser physiologischen Untersuchungen so bald in Erfüllung gegangen ist. Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, in diesen Blättern den Gesichtssinn in seinen höheren Verhältnissen zu den geistigen Organen, in seinem Wechselwirken mit dem Geistesleben zu untersuchen. Die Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte. Der erste stellt eine Theorie der phantastischen Gesichtserscheinungen auf, so weit dieselben aus dem Leben des Sinnorganes hervorgehen, und aus der Physiologie des Gesichtssinnes begreiflich werden. Im zweiten Abshnitte werden sie in ihrer Mannigfaltigkeit historisch beschrieben und geordnet. Der dritte Theil endlich geht der Quelle dieser Erscheinungen in dem geistigen Prinzipe nach, und untersucht dieselben ihrer geistigen Natur nach.

Ohne uns streng an diese Ordnung zu binden, welche das Thatsächliche in die Mitte stellt zwischen zwei sich ergänzenden theoretischen Theilen, wollen wir uns bemühen

die Hauptpunkte zusammenzudrängen. Zuerst werden als Einleitung und Basis der gegenwärtigen Untersuchung einige Grundbegriffe über den Gesichtssinn angedeutet, worüber das frühere Werk sich ausführlicher ausspricht. Das Sehorgan heifst dem Verf. die Sehsinnsubstanz, welche mit lichtempfindenden Theilen im Gehirn entspringt, sich durch die Sehnerven fortsetzt und als Netzhaut endigt. Die Netzhaut ist nur die äufsere Extremität der Sehsinnsubstanz für das äufsere Sinnesleben, sie allein kann durch das Elementarische (so nennt der Verf. das objective Licht) afficirt werden; die inneren Theile dagegen nur von organischen Reizen. Der Lichtnerv empfindet bei den verschiedenartigsten Reizen, Stofs, Druck, Galvanismus, Sympathie u. s. f., nur sich selbst in seiner Action, d. i. als Leuchtendes. In der Ruhe schaut er sich dunkel an. Auch die Dunkelheit ist etwas Positives, und wird nur da empfunden, wo ein Lichtnerv ist. In allen Gesichtserscheinungen, auch in den objectiven, sehen wir immer nur die Netzhaut als sogenanntes Sehfeld. (Dies stimmt nicht mit der Behauptung überein, dafs eine ansehnliche Klasse von Gesichtserscheinungen, insbesondere die phantastischen, in dem innersten Theile der Sehsinnsubstanz begründet sei; wie denn der Verf. selbst sich auf die Erfahrung beruft, dafs diese Phänomene auch bei gelähmter Netzhaut statt finden. Freilich lehrt er an einem anderen Orte, worauf wir unten zurückkommen werden, dafs die phantastischen Gesichtserscheinungen nur dadurch ins Leben treten, indem sie sich im Gesichtsfelde reflectiren. Dann entsteht aber eine neue Schwierigkeit. Wenn nämlich die Empfindung und Begränzung des Sehfeldes, also auch des Raumes, in welchem die Phantasiebilder erscheinen müssen, von der Netzhaut ausgeht (S. 13. «das Maafs alles Maafses ist die Netzhaut in der unmittelbaren Anschauung ihrer selbst ... die subjectiv erscheinende Netzhaut ist das subjective Sehfeld»): so fragen wir, woher nimmt der Verf. in der Lähmung der

Netzhaut das Sehfeld, dessen er zu den phantastischen Gesichtserscheinungen bedarf?)

Wird ein innerer organischer Reiz von verschiedenen Organen, z. B. dem krankhaften Unterleibe, Gehirn, ausgehend, auf die Sehsinnsubstanz durch Sympathie verpflanzt, so mufs er Lichterscheinungen in dieser hervorbringen. Sie geräth durch Sympathie mit erethischen oder atonischen Organen in sympathischen Erethismus oder Atonie. Aus diesem Satze nun entnimmt der Verf. das leitende Prinzip für seine Thorie der phantastischen Gesichtserscheinungen, indem er Folgendes als Grundwahrheit betrachtet: Wenn irgend ein Organ des Gehirns, sei es sensitiv oder bewegend, oder einer anderen thierischen Function vorstehend, seinen Erregungszustand auf die Sehsinnsubstanz verpflanzt, so entstehen in dieser Licht- und Farbenerscheinungen. Wenn demzufolge das Organ, welches dem Vorstellen und Einbilden vorsteht, welches, wie der Verf. sich ausdrückt, in seiner Affection phantasirt, — durch die excessive Macht seiner Thätigkeit auf die Sehsinnsubstanz wirkt, so kann dies nur durch Licht- oder Farbenerscheinungen geschehen. Umgekehrt, wenn das Auge seinen Affect den Organen des Phantastischen (warum nicht lieber «der Phantasie?» da das Phantastische einen allgemein anerkannten andern Begriff hat. Ref.) und des Vorstellenden, oder andern Organen des Gehirns, deren Lebensform wir geistig nennen, mittheilt, so kann die Wirkung auf das Phantastische, Vorstellende, Denkende, nur Steigerung und Belebung dieser Kräfte sein; dies beweise die Erfahrung, dafs man im Dunkeln nie besonders geistreich sei. Auch der Geist theilt das Gefühl des Mangels: wir sind gezwungen den lichten Tag zu suchen, wenn wir in lebhafter Bewegung des Gemüths oder der Gedanken über etwas ins Klare kommen wollen. Der Lichtnerv im Zustande der Action wirkt als ein mächtiger Reiz auf die Organe des Gehirns, deren Lebensform wir geistig nennen.

(Wenn der Verf. sagt, dafs diese Thatsache noch nicht zur allgemeinen Kenntnifs gekommen und so gewürdigt sei, wie sie es verdiene, so kann Ref. dagegen nicht umhin, den einen Theil ganz zu leugnen, den andern aber anders zu deuten. Das klare besonnene Bewufstsein unseres Ich als Person, ist nicht ohne das klare Bewufstsein unseres Verhältnisses zu den Aussendingen. Verschliefsen wir uns das Reich der Sinneseindrücke, nimmt die Geistesthätigkeit zu gleicher Zeit eine von jenen abgewandte Richtung, versinkt sie, wie man sagt, in sich selbst: so verdunkelt sich das besonnene Bewufstsein unserer Person. Wir hören in einem solchen Zustande auf, eine etwa eintretende lebhafte oder gar leidenschaftliche Bewegung des Gemüthes mit Besonnenheit zu beherrschen. Diese Herrschaft, hervorgehend aus der klaren Beurtheilung unserer gesammten persönlichen Verhältnisse, kehrt erst wieder, wenn wir in die Sinnenwelt eintreten, und insbesondere wenn wir denjenigen Sinn wieder gebrauchen, der uns die bestimmtesten Eindrücke von der Aufsenwelt überliefert. Eine innere Gemüthsunruhe hebt das Tageslicht schon durch Zerstreuung und Ableitung der Thätigkeit. Der Zustand der höchsten Besonnenheit wird durch den lichten Tag begünstigt. Dagegen abstractes Denken, bei welchem das Bewufstsein unserer Person nicht unmittelbar berührt wird, wird unstreitig durch das Schweigen der Sinneseindrücke befördert, und wir sind überzeugt, dafs der Scharfsinn, und noch mehr der Tiefsinn, des Tageslichtes gern entbehren. Höchstens darf man sagen, dafs ein heiterer Tag eine gewisse Seelenheiterkeit begünstigt, und somit jeder Wirksamkeit förderlich ist. Wie würde es sich erklären lassen, dafs die tiefste Meditation den Tag lieben soll, wenn sie auch, wie der Verf. hinzufügt, in das Tageslicht hinstarrend die Objecte gar nicht wahrnimmt? Wenn es sich wirklich so verhielte, wie der Verf. behauptet, dafs die Ordnung und Gesetzmäfsigkeit, oder das Logische in den Gesichtsobjecten, ordnend und beschränkend für die Thätigkeit des Logistikon

und

und Phantastikon wirken: so würde es dem Denker wenig fruchten, in das Tageslicht hineinzustarren, ohne die Objecte wahrzunehmen. Warum, wenn das afficirte Auge allen geistigen Organen und auch dem der Phantasie, wie oben gesagt wurde, seinen Affect mittheilt, warum, fragen wir, schliefst, wie der Verf. selbst anführt, der Schwärmer die Augen, um sich seinen Phantasieen hinzugeben? Wie mag der Verf. auch von dem Organe des Logischen behaupten können, dafs es im Dunkeln sich selbst überlassen behaglich schwärmend von einem zum andern überspringe?)

Der zweite in der oben angegebenen Grundwahrheit liegende Satz heifst: «In dem in seiner Ruhe sich dunkel anschauenden Sehorgan wirken die innern organischen Reize um so mächtiger sympathische Erregungen.» — Da dies der umgekehrte Satz von dem vorigen sein soll, so kann man fragen, warum zu dieser von innen kommenden Aufregung des Sehorgans gerade äufsere Ruhe nothwendig sein soll, da doch nach dem ersten Lehrsatze die schon in Wirksamkeit seiende Geistesthätigkeit durch den äufseren Reiz, nämlich die Affection des Lichtnerven noch erhöht wird. — Wir haben uns bei diesen Lehren länger verweilt, theils um dem Verf. das Interesse zu beweisen, mit welchem wir seinen Untersuchungen gefolgt sind; theils aber um von der gegebenen Theorie hauptsächlich die Grundprinzipien ins Auge zu fassen. In der Anzeige des Folgenden können wir kürzer sein, indem wir den Reichthum an scharfsinnigen Bemerkungen nicht durch Auszüge auf den Sand leiten mögen.

Den Weg zu den phantastischen Gesichtserscheinungen bahnt sich der Verf. aus den oben angeführten Lehrsätzen durch folgenden Uebergang: Die Phantasie erzeugt aus früheren Eindrücken Formen, welche, sobald sie vorgestellt werden, im lichten oder dunkeln Sehfelde vorgestellt werden müssen. Diese Formen sind in der Regel nicht sinnlich, es sind nur vorgestellte, gedachte Gränzen im dunkeln oder lichten Sehfelde. (Wir erlauben uns hierbei zwei

Bemerkungen. Erstens scheint es nach dem Obigen, als nehme der Verf. auch solche von der Phantasie erzeugte Formen an, welche nicht vorgestellt werden, und als sei das Vorstellen erst etwas Accessorisches, da er doch selbst die Phantasie als das dichtende Vorstellungsvermögen bezeichnet. Zweitens, so wie jene Formen nur vorgestellte, gedachte Gränzen sind, so ist auch das dunkle und lichte Sehfeld lediglich ein gedachtes, an welchem das Sinnorgan keinen directen Antheil hat. Es läfst sich nicht einsehen, warum ein begränzter Theil des Raumes ein gedachter sein kann, und selbst der Raum des Sehfeldes, der doch ebenfalls begränzt ist, nicht auf eben diese Weise entstehen sollte. Dem Verf. aber ist das Sehfeld auch in den Gebilden der Phantasie Selbstanschauung des Lichtnerven. Wir können diesen Punkt als den Grundstein der ganzen gegebenen Theorie von den phantastischen Gesichtserscheinungen betrachten; nach unserer Ueberzeugung aber fehlt es ihm an Haltbarkeit.) Erregt aber das exaltirte Phantastikon, fährt der Verf. fort, die ruhende dunkle Sehsinnsubstanz, so werden die sonst nur schlechthin eingebildeten Dinge innerhalb ihrer im Sehfelde gedachten Gränzen auch leuchtend und farbig. (Ziehen wir, wie wir nicht anders können, die Annahme in Zweifel, dafs das Vorstellungsvermögen für seine Formen des im Sinnorgan empfundenen Sehfeldes bedürfe, so müssen wir hier eine Lücke finden, und den Nachweis vermissen, dafs das Vorstellungsvermögen auf das Sinnorgan überhaupt einwirken, und das eigenthümliche Leben des letztern zu bestimmter Wirksamkeit aufregen könne.)

Ueber den Sitz dieser Phänomene erklärt sich der Verf. noch näher, indem er durch Beispiele von Blinden beweist, dafs nicht die äufsere Extremität der Sehsinnsubstanz, die Netzhaut, das Organ sei, dem die leuchtenden innern Wach- und Traumbilder eingebildet werden, sondern die nach innen liegende Partie der Sehsinnsubstanz. Denn er beweist durch eine Aeufserung Zenne's im Belisar und

an Baczko und Dulon, dafs die Blinden bei vollkommener Lähmung der Netzhaut Traum- und Wachbilder von sichtbaren Gegenständen haben. Dafs nach des Verf. Lehre bei gelähmter Netzhaut kein Sehfeld existire, dafs er darnach die phantastischen Gesichtserscheinungen in das Sehfeld versetzt, haben wir bereits früher als eine Schwierigkeit angedeutet. Wir müssen hier noch den Zweifel äufsern, dafs er bei diesen Beispielen von Blindheit vorsichtig genug geschlossen habe. So viel Ref. sich erinnert, war die Blindheit Baczko's nicht durch Amaurose, sondern durch eine Krankheit der äufseren Augenhäute herbeigeführt. Auch Dulon, meint er, verlor nicht durch Amaurose das Gesicht. Ref. kennt übrigens kein sicheres Beispiel, dafs ein Blinder, der nie und schlechterdings nichts gesehen, von sichtbaren Gegenständen, nämlich von solchen Qualitäten derselben, welche nur von dem Gesichtssinn percipirt werden, geträumt haben sollte. Ref. ist sogar von der Unmöglichkeit solcher Traumbilder in diesem Zustande überzeugt. Wenn der Verf. behauptet, er habe noch nie von einem Blinden gehört, der nicht noch dunkel (das Dunkle) gesehen hätte: so mufs Ref. offen bekennen, dafs er dies nicht versteht. — Der Sitz der Gesichtserscheinungen läfst sich nach dem Verf. in jedem einzelnen Falle nachweisen. Die Blendungsbilder nämlich haften in der Netzhaut, und können mit der Bewegung der Augen selbst bewegt werden; die phantastischen Bilder aber haben ihren Sitz in den tiefern unbeweglichen Theilen der Sehsinnsubstanz, und bewegen sich nicht mit den Augen.

Der Verf. geht nun zu der Beschreibung und Classificirung der phantastischen Gesichtserscheinungen über, indem er von den einfachern, einer gröfseren Menschenzahl zugänglichen anhebt. Er beschreibt zunächst die leuchtenden Bilder, welche ihm selbst bei geschlossenen Augen unter gewissen Umständen erscheinen. Ihre Fortsetzung sind die Traumbilder. Bei vielen Menschen kommen sie mit einer blendenden Lebhaftigkeit, und manchmal selbst am

hellen Tage bei offenen Augen vor. Als Beispiele der letzten Art werden angeführt: Cardanus, Spinoza, Nicolai; das Phänomen bei geschlossenen Augen beobachtete Göthe an sich selbst, indem er sich in der Mitte des Sehorgans irgend einen Gegenstand, etwa eine Blume dachte, welche nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt verharrte, sondern sich auseinanderlegte und entfaltete zu immer neuen phantastischen Formen. Diese willkührliche Sollicitation, welche aus der Freiheit des inneren Sinnenlebens entspringt, hält der Verf. für die höchste Stufe dieser Erscheinungen. Er unterscheidet überhaupt zwölf Formen der Phantasmen: eine Hauptverschiedenheit, worauf er achtet, liegt darin, dafs einige von ihnen im dunkeln, andere im lichten Sehfelde erscheinen, einige Bilder leuchtend hervortreten, andere nicht.

1. Die Phantasmen im dunkeln und lichten Sehfelde ohne selbstständiges Leuchten. Die gewöhnlichen Productionen der Phantasie, sofern sie sich auf Formen beziehen. 2. Die Phantasmen im dunkeln und lichten Sehfelde aus unvollkommenen äufsern Sinneseindrücken. Sie sind nicht leuchtend. Der Verf. versteht hierunter die Fertigkeit, in unbestimmten Punkten, Strichen, Umrissen, durch Hülfe der geschäftigen Phantasie, mancherlei Gestalten, Gesichter, Menschen u. s. f. zu sehen. Von dieser Fertigkeit leitet er auch den wunderbaren Reiz ab, den vielgliedrige Figuren, architectonische Rosen, vielverschlungene Verzierungen für den Sinn haben. Indem wir bald den einen, bald den andern Theil dieser Figuren als ein Ganzes, einem höhern Ganzen einverleibtes im Sinne fest halten, wobei uns das übrige zum gleichgültigen Grunde wird, scheinen sie selbst etwas bewegliches, lebendiges zu haben. 3. Phantasmen im dunkeln und lichten Sehfelde aus subjectiven innern Sinneseindrücken. Das Entwickeln von Gestalten aus subjectiven Lichtflecken, Nebeln, Blitzen, Farben. 4. Das Einbilden im dunkeln Sehfelde mit Leuchten der Phantasmen. Das obenerwähnte Hellsehen des Halbwachens, welches der Verf.

an sich selbst vor dem Einschlafen beobachtete. 5. Das Einbilden im Sehfelde mit Leuchten der Phantasmen im Traume. Das Hellsehen des Traumes, die gewöhnlichen Traumbilder. 6. Das Einbilden leuchtender Phantasmen in das Sehfeld im magnetischen Schlafwachen. Das magnetische Hellsehen scheint uns der Verf. sehr richtig zu würdigen, und ihm die gefährliche Maske des Mystischen abzuziehen, indem er es für einen dem natürlichen Somnambulismus ähnlichen Zustand erklärt, der mit unserm gewöhnlichen höchst seligen Schlafwachen wahrscheinlich identisch ist, und in welchem, wie in diesem, leuchtende Phantasiebilder entstehen. Die Beschreibungen der Hellsehenden, wie sie ihren eigenen Körper, ihre Organe sehen, sind beides reproducirte und producirte Phantasmen, höchst lächerlich und nur der Auslegung des Unwissenden und Gläubigen verständlich. 7. Leuchtende Phantasmen in der Ekstase und in leidenschaftlichen Zuständen überhaupt, mit Anerkennung der Objectivität der Selbsterscheinung. Zu dieser Klasse gehören die religiösen Visionen, Erscheinungen von Heiligen, das Geistersehen in der magischen und mantischen Ekstase, der Umgang mit dem sichtbaren Teufel und das populäre Geister- und Gespenstersehen. 8. Leuchtende Phantasmen durch Einwirkung äufserer Mittel, insbesondere narcotischer Substanzen, des oxydirten Stickgases u. dergl. 9. Das fieberhafte und nervöse Hellsehen, durch Affection des Gehirns und gesammten Nervensystems. 10. Die Phantasiebilder der Irren. Nach dem Verf. begründen Hallucinationen, auch mit entschiedener Anerkennung ihrer Objectivität, noch kein Irresein; — ein Satz, den wir nicht unterschreiben mögen. 11. Die Phantasiebilder am hellen Tage durch Eigenleben der Phantasie, ohne Anerkennung ihrer Objectivität. Hierher gehören insbesondere Nicolai's abentheuerliche Visionen. 12. Die willkührlichen Phantasmen, die, nachdem sie hervorgebracht sind, gegen Willkühr sich entwickelnd verwandeln. Cardanus und Göthe werden als Gewährsmänner und Repräsentanten aufgeführt.

Im dritten Abschnitte wird die Lebensthätigkeit der Phantasie selbst, von der diese Wirkungen auf das Sinnorgan ausgehen, erörtert. Der Schlufs desselben, wo der Verf. sich über das nach Ideen thätige Einbilden des Künstlers und Naturforschers ausspricht, hat uns von der ganzen Schrift am meisten angesprochen. Jene wenigen Sätze reichen hin, ihn als einen Forscher zu charakterisiren, dessen Blick besonnen in das Hohe und Weite schaut. Den Beschlufs dieser beachtenswerthen Schrift macht eine Uebersetzung der Abhandlung des Aristoteles über den Traum (περι ἐνυπνιων).

Bei Angabe des reichen Inhalts dieser kleinen Schrift haben wir bereits einzelne Stellen herausgehoben, in denen wir der Ansicht des geschätzten Verf. nicht beitreten: wir können von dem Buche nicht scheiden, ohne noch einige die Gesammtheit der aufgestellten Theorie betreffende Zweifel auszusprechen. Nach des Verf. Darstellung empfinden die Sinnesnerven nur sich selbst, der Sehnerv leuchtend, der Tonnerv tönend; die Aufsenwelt aber nicht. Diese giebt nur einen Theil der Reize her, welche das Sinnorgan zu selbsteigener Thätigkeit bestimmen. Die Art des Reizes, er sei ein äufserer oder organischer, ist in Beziehung auf die Licht- und Farbenempfindung überhaupt eine durchaus gleichgültige, sie kann nur die Lichtempfindung verändern. — Wie gelangt nun, mufs man fragen, der Sinn dazu, das Ding, von welchem die reizende Potenz ausgeht, als etwas Objectives, Aeufserliches aufzufassen? Der Verf. hat in seiner früheren Schrift über den Gesichtssinn (S. 39) dies Problem zu lösen gesucht, indem er die Objectivirung äufserer Sinnesanschauungen von dem Zusammenwirken verschiedener Sinne, namentlich des Gesichts- und Tastsinnes, und von der Erziehung der Sinne zu Stande bringen läfst. Vor dieser Erziehung der Sinne, giebt er selbst zu, würde ein plötzlich und zum erstenmale Sehender nicht anders können, als sich mit seinen Gesichtserscheinungen sammt und sonders identisch zu setzen. Uns scheint aber, als

wenn weder das Zusammenwirken der Sinne, noch die Erziehung derselben diesen Sprung vermitteln könnte; dafs vielmehr das Wesen der äufseren Sinne schlechthin auf einer Richtung nach aufsen beruhen müsse. Die Affection des Sinnes, welche freilich nur durch organisch selbstständige Thätigkeit zu Stande kommt, deutet immer auf das afficirende Aeufsere hin, und dadurch wird das durch den Sinn Empfundene in der Darstellung nothwendig zu einem Aeufseren. Selbst in den Fällen, wo der Reiz kein äufserer war, sondern eine innere organische Affection, drängt sich zunächst die Vorstellung des Aeufseren auf, und erst durch eine Verstandesoperation läfst sich diese Vorstellung vernichten. Ohne diese Bedeutung der Sinne, und wenn dieselben nichts anders als lediglich sich selbst empfinden und anschauen, würden wir gar nicht zu der Vorstellung eines Aeufseren gelangen, die doch naturgemäfs der Vorstellung des Ichs vorangeht.

Der eben angegebene durchgreifende physiologische Satz in des Verf. Lehrgebäude, dafs nämlich das Sehorgan bei jeglicher Art von Reiz nur sich selbst in seiner eigenthümlichen Selbstthätigkeit anschaut, hat uns noch zu einer anderen Bedenklichkeit Anlafs gegeben. Ohne weiter untersuchen zu wollen, wie viel diese Vorstellungsart für, wie viel sie gegen sich habe, scheint es uns, als wenn sie eben so füglich, ja noch ansprechender auf dasjenige Centralorgan sich anwenden liefse, welches alle Sinneseindrücke und Empfindungen aufnimmt und zu Anschauungen mit Bewufstsein, zu Vorstellungen erhebt. Wir mögen immerhin dies Vermögen an ein Organ knüpfen, und hierin dem Verf. folgen, der für die Phantasie, für das Denken besondere Organe aufstellt, und jenes das Phantastikon, dieses das Logistikon nennt; obgleich diese durch Abstraction gesonderten Vermögen wohl füglicher als verschiedene Richtungen der Wirksamkeit eines und desselben untheilbaren Ichs angesehen werden mögen. Wir bleiben, wie gesagt, bei der Ansicht des Verf. Hiernach wird das Organ des Vor-

stellungsvermögens zu eigener Thätigkeit aufgeregt durch die äufseren Sinne. Da es aber, um in der Sprache des Verf. zu reden, auch mit andern Centralorganen, z. B. dem Logistikon in Consens steht, so mufs es auch von anderer Seite her, als von den Sinnen, zu Actionen aufgeregt werden können. Ist nun der Reiz, das Anregende, in Absicht auf die Wirksamkeit des Organs etwas Gleichgültiges, so mufs es ja viel ansprechender sein zu behaupten, das Vorstellungsvermögen könne auch von anderer Seite her, als von den äufseren Sinnen, zu Actionen angeregt werden, welche mit den durch die Sinne bewirkten mehr oder weniger Aehnliches haben. Mit anderen Worten: das Vorstellungsvermögen kann durch innere Seelenthätigkeit so afficirt werden, dafs unter besonderen Umständen Vorstellungen sich erzeugen, welche den aus der Sinnenthätigkeit entspringenden ähnlich sind, ja bis zu einem solchen Grade ähnlich, dafs das Bewufstsein sie nicht mehr davon unterscheidet. Sonach bedurfte es der Action der Sinne zu dieser Art der Vorstellungen gar nicht: und Ref. bekennt, dafs er insbesondere bei den phantastischen Gesichtserscheinungen die Mitwirkung des Sinnorgans nur in sofern statuirt, als durch das letzte früher solche Vorstellungen erweckt sind, deren in dem Vorstellungsvermögen wiederauflebende Elemente sich nun zu eigenen Bildern componiren. — Es bliebe noch die Vermuthung, dafs der Verf. was er Sinnsubstanz nennt, für das Organ des Vorstellungsvermögens nehme. Er verwahrt sich aber selbst hiergegen, indem er S. 93 lehrt, dafs die Phantasie, das dichtende Vorstellungsvermögen, als ein Einfaches, etwas von dem Mehrfachen der einzelnen Sinne Verschiedenes sei. Dieses dichtende Vorstellungsvermögen ist aber keine andere Seelenthätigkeit, als das Vorstellungsvermögen überhaupt, nur eine lebendigere, gesteigerte Wirksamkeit desselben. Das Vorstellungsvermögen ist immer productiv, niemals den sinnlichen Eindruck nur aufnehmend und blofs psychisch abspiegelnd; das dichtende Vorstellungsvermögen ist, was

auch die Dichter dagegen haben mögen, seinem Wesen nach reproductiv; die Elemente der dichterischen Phantasieen sind, sofern sie sich auf etwas Sinnliches beziehen, durch fertige sinnliche Vorstellungen gegeben, und nach Willkühr mannigfach verknüpft, verändert, erweitert, idealisirt.

Wir können es nicht billigen, wenn der Verf. über die Associationsgesetze des Vorstellungsvermögens, wie sie von der empirischen Psychologie aufgestellt werden, sich so herabwürdigend ausläfst, indem er (S. 95) dieser Disciplin Schuld giebt, sie habe geradezu das Leben der Phantasie, ihren nach eigenen Gesetzen lebendigen Fortschritt, verläugnen müssen, um ihre «klüglichen» Associationsgesetze durchführen zu können, — Regeln, die darum schon keine Gesetze seien, weil ihrer viele über dieselbe Sache seien (welche Argumentation!), und weil sie das Gesetzmäfsige blofs in dem Inhalt der Vorstellungen, in den Objecten der Association, nicht aber in dem Associirenden, in der Phantasie selbst suchten. Die empirische Psychologie wiederholt hier, setzt der Verf. hinzu, was sie immer gethan hat, sie stellt Beziehungen zwischen den Producten auf, und läfst das Leben des producirenden Geistes gehen. Diese harte Beschuldigung beruht entweder auf einem Mifsverständnifs, oder läuft in Absicht dessen, was der Verf. über das unbeachtete Leben der Phantasie weitläuftiger zu erörtern sucht, auf Worte hinaus. Der empirischen Psychologie ist gewifs nicht entgangen, dafs z. B. zwei concrete sinnliche Vorstellungen, um als ähnlich aufgefafst zu werden, unter eine abstrahirte, nur aus dem Leben des Vorstellungsvermögens hervorgehende Allgemeinheit subsumirt werden müssen: und in sofern kann die empirische Psychologie nie verkannt haben, was der Verf. als Resultat eigener Untersuchungen aufstellt: dafs das Leben der Phantasie ein lebendiges Schaffen sei; so wie sie auch nie wird behauptet haben: dafs die Phantasie nichts weiter vermöge, als fertige Vorstellungen zu verbinden. Denn wo die Elemente der Vorstellungen zum Allgemeinen zusammengefafst

werden, da ist selbstständiges inneres Leben, da mufs dieses zugleich im Stande sein, aus dem Allgemeinen wiederum etwas Besonderes zu construiren.

Andreä.

IV.

Physiologische Untersuchungen über die Einsaugungskraft der Venen. Von August Heinrich Ludwig Westrumb, der Medicin und Chirurgie Doctor, und der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften in Marburg Mitgliede. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1825. 8. 75 S. (8 Gr.)

Seit den ältesten Zeiten und bevor die Anatomen das lymphatische Gefäfssystem in seinen Verzweigungen kannten, war es allgemein angenommener Grundsatz, dafs die Venen, besonders des Gekröses, aus den Ingestis der Blutmasse neue Stoffe zuführten. Zwar finden sich Spuren von Kenntnifs des Lymphsystems schon bei den Alten, namentlich bei Aristoteles und den ersten Zergliederern der alexandrinischen Schule, und späterhin bei den Zergliederern der italienischen Schule; auch war den Alten eine Idee von der Einsaugung nicht fremd, und die Bereitung und Aufsaugung des Chylus nicht unbekannt: nur kannten sie die eigentlichen Organe nicht, welche diesen Verrichtungen vorstehen, und schrieben daher selbige den Venen zu. Seit der Entdeckung der lymphatischen Gefäfse aber und der Bestimmung ihrer Functionen durch Pecquet, Aselli, Bartholin und andere, wandten sich viele Anatomen und Physiologen der neuen Lehre zu, welche den Grundsatz aufstellte, dafs die Venen blofs zur Rückführung des in sie

aus den Arterien übergegangenen Blutes zum Herzen, die lymphatischen Gefäfse aber zur Aufsaugung fremder Stoffe und Hinzuführung neuer Theile zum Blute bestimmt wären. Indessen fand auch jetzt noch immerhin jene frühere und durch das Alter gleichsam geheiligte Meinung eine nicht ganz geringe Anzahl gewichtiger Verfechter, und die Ausmittelung der Wahrheit wurde zum Gegenstande eines mitunter bitter geführten Streites, welcher endlich in unsern Tagen durch die Bemühungen eines Home, Magendie, Emmert, Meyer, Gmelin, Tiedemann und anderer dahin entschieden worden, dafs der Brustgang nicht der einzige Weg in dem thierischen Organismus ist, durch welchen die Masse des Blutes vermehrt wird, sondern dafs fremden Stoffen ein unmittelbarer Uebertritt in das Blut durch Vermittelung der Venen gestattet ist. Ja, Magendie sieht auch heut zu Tage noch die Einsaugung der Venen für eine durch Thatsachen erwiesene Erscheinung, das Einsaugungsvermögen der Lymphgefäfse dagegen für nicht unmöglich, bis jetzt aber durchaus noch nicht erwiesen an.

Dieser neuesten Lehre ist nun auch Hr. Westrumb zugethan und versucht, zur möglichsten Bestätigung derselben sein Scherflein in vorliegenden Untersuchungen beizutragen. Wir aber heifsen selbige als einen gelehrten und schätzbaren Beitrag zu einem der schwierigsten und dunkelsten Zweige der Physiologie willkommen. Denn wir finden in ihnen die zeitherigen Verhandlungen der Gelehrten über die Einsaugekraft der Venen in gedrängter Uebersicht zusammengestellt, die Gründe dafür und dawider mit Sorgfalt abgewogen, und manche dem Verf. eigene Versuche und Beobachtungen mitgetheilt. Ist dagegen der Gegenstand der Untersuchungen keinesweges ganz erschöpft, und bleibt noch mancher Zweifel und manche Schwierigkeit ungelöst und unbeseitigt übrig; so scheint jenes im Plane des Verf., dieses in der Natur der Sache seinen Grund zu haben.

Drei Punkte sind es vorzüglich, deren genügende Beantwortung Hrn. W. den gründlichen Beweis für die venöse Absorption zu enthalten scheint: nämlich 1) die Gegenwart unzersetzter Substanzen im Blute, in verschiedenen Secretionen und Organen, und deren Abwesenheit in dem Chylus und der Lymphe; 2) die Schnelligkeit, mit welcher sich diese Substanzen in dem Blute, den Säften und Organen zeigen; und 3) die Wirkung verschiedener Gifte durch das Blutgefäfssystem. Die Erörterung dieser drei Punkte hat daher vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Verf. auf sich gezogen, und ist der Hauptgegenstand vorliegender Schrift geworden.

Dafs nämlich nicht alle Substanzen, welche in den Kreislauf der Säfte aufgenommen werden, auch assimilirt sein müssen, ist eine bekannte und durch die zahlreichen von Haller, Albrecht, Guettard, River, Morgagni, Brassaertus, Schenk, Fontana, Hamilton, Cantu, Autenrieth, Zeller, Menghini, Wöhler und andern mitgetheilten Beobachtungen vielfach bestätigte Thatsache. Es fragt sich daher, ob diese Substanzen durch das lymphatische Gefäfssystem und den Brustgang, oder auf unmittelbaren Wegen in das Blut gelangten? Und diese Frage sucht Hr. W. im ersten Abschnitte seiner Abhandlung (S. 9 — 30) zu beantworten. Eine Reihe wichtiger Versuche und Beobachtungen von hochangesehenen Physiologen, als: von John Hunter, Hewson, Mascagni, Musgrave, Lister, Fölix, Blumenbach, Viridet, Mattei, Cruikshank, Monro, Gmelin, Tiedemann, Emmert, Schreger und andern spricht allerdings sehr zu Gunsten der durch die lymphatischen Gefäfse vermittelten Aufsaugung der in dem Blute und den übrigen Organen unzersetzt kreisenden Stoffe. Allein einmal findet der Verf. an diesen Versuchen zum Theil manches auszusetzen, und dann stützt er sich auf eine gröfsere Menge von Erfahrungen und Beobachtungen, welche von Flandrin, Hallé, Wright, Meyer, Menghini, Magendie,

Gmelin, Tiedemann und ihm selbst gemacht worden sind, aus welchen das Gegentheil hervorgeht und sich ergiebt, dafs aufser den Saugadern noch andere Wege vorhanden sind, auf welchen Substanzen aus dem Darmkanale und von den übrigen Applicationsflächen in die Blutmasse, und aus dieser in die Absonderungsorgane gelangen. Zur gröfseren Bestätigung dieser Ansicht theilt der Verf. fünf von ihm darüber angestellte Versuche ausführlicher mit, und sucht endlich seine ausgesprochene Meinung durch Hinzufügung der von Düverney, Astley Cooper, Düpuitren, Monro, F. Home, Meyer angestellten, und seine eigenen Versuche, in denen man Substanzen dem Blute, dem Harne und anderen Organen beigemischt fand, obgleich den Thieren, an welchen man diese Beobachtungen machte, vor Anstellung des Versuches der Brustgang unterbunden worden war, aufser allen Zweifel zu setzen, so dafs als letztes Resultat aus diesen seinen Untersuchungen hervorgeht, dafs unzersetzten Substanzen der Uebertritt in das lymphatische Gefäfssystem zwar nicht ganz verschlossen ist, dafs sie aber auch von dem Magen, dem Darmkanale und den übrigen Applicationsflächen aus in den Kreislauf des Blutes übergehen können, ohne dafs das lymphatische Gefäfssystem diesen Uebertritt vermittelt. — Ist aber, fragen wir bescheiden, nicht mit Grund zu befürchten, dafs dem einen und dem andern jener Versuche, welche zu Gunsten der vom Verf. aufgestellten Meinung sprechen, früher oder später bei gröfserer Vollkommenheit der Anatomie und Zoochemie ein ähnliches Schicksal bevorstehe, als die Hunterschen und andere, zu einer andern Zeit ebenfalls für vollgültig gehaltenen Versuche bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaften gefunden haben? Und, so hochwichtig auch für die Erweiterung unserer physiologischen Kenntnisse die Kunst, physiologische Versuche zu machen, ist, so haben wir überhaupt doch alle Ursache, mifstrauisch gegen die Resultate derselben zu sein, da die Ausübung dieser Kunst durch ihre Abhängigkeit von der Ana-

tomie und Zoochemie, durch die Verschiedenheit der Gesetze, welchen das Leben in seinen Erscheinungen folgt, von den Gesetzen der Physik, Chemie und Mechanik, durch die Schwäche der menschlichen Fähigkeiten und die Unzulänglichkeit unserer Hülfsmittel so sehr beschränkt ist, vorzüglich wenn es sich um so feine und zarte Gegenstände, als die lymphatischen Gefäfse und ihre Functionen sind, handelt. —

Im zweiten Abschnitte (S. 31 — 41) wendet sich hierauf der Verf. zur Erörterung des zweiten Punktes und benutzt selbigen als einen zweiten Hauptbeweisgrund für den directen Uebertritt verschiedener Substanzen in die Blutmasse. Bekanntlich geht nämlich eine Menge der überhaupt nicht zersetzt werdenden Substanzen aufserordentlich schnell in den Harn über. Diese so schnelle, oft schon nach wenigen Minuten erfolgende Ausscheidung der in den Magen gebrachten Substanzen durch den Harn, die nach dem Genusse verschiedener Getränke und Mittel gleich schnell vermehrte und verstärkte Harnsecretion bewog daher die Physiologen, welche diese und andere Erscheinungen mit den gewöhnlichen Ansichten über die Assimilation nicht vereinbar fanden, zur Erklärung derselben die sogenannten geheimen Harnwege aufzustellen, welche bald Poren des Darmkanales und der Blase, bald eigene Gefäfse von dem Magen oder den Därmen zu den Nieren oder der Blase, bald zu den Nebennieren sich erstreckende Lymphgefäfse u. s. w. sein sollten, oder die Entstehung jener Erscheinungen in einer retrograden Bewegung der Lymphgefäfse oder endlich in einer schnellen Durchsickerung durch das Zellgewebe u. s. w. begründet zu glauben. Allein dafs die Nieren, welche in ihrem innern Baue das Gepräge sehr thätig absondernder Organe tragen, es sind, welche den Harn ausscheiden, und die Secretion des Harnes und der demselben unzersetzt beigemischten Stoffe, nur allein auf dem Zuflusse des arteriellen Blutes und dem überhaupt alle Secretionen bedingendem Einflusse der Nerven beruht, sucht der Verf. durch

Kriemer's, Brodie's, Cammerer's und seine eigenen Versuche zu bestätigen. Ebendieselben geben ihm daher nicht nur die bündigste Widerlegung der geheimen Harnwege ab, sondern werden auch mittelbar zu wichtigen Beweisen für das Vorhandensein direkter Verbindungen zwischen den Applicationsflächen und dem Blutgefäfssysteme. Und nicht blofs im Harne zeigen sich die genommenen Substanzen so überaus schnell, sondern auch in andern Säften und Organen, als z. B. in den Lungen nach den Versuchen von Magendie, oder in dem Blute selbst nach den Versuchen von Meyer und dem Verf. Diesen schnellen Uebergang findet aber Hr. W. nicht möglich und mit dem Assimilationsprozesse vereinbar, wenn nicht aufser dem Brustgange noch andere Verbindungspunkte zwischen dem Darmkanale u. s. w. und den Blutgefäfsen vorhanden wären. Denn gesetzt auch, die Bewegung der Lymphe und des Blutes im allgemeinen wäre noch so schnell und die Substanzen insbesondere, welche nicht assimilirt werden, würden vor allen andern Stoffen rasch von den Saugadern aufgesogen; so gewähret ihm dennoch nur die Annahme directer Verbindungen mit den Blutgefäfsen eine genügende Erklärung der angegebenen Erscheinungen, da jenen Substanzen überhaupt der Uebergang in das lymphatische System, wie Versuche und Beobachtungen erweisen, versagt ist, und sie nur mit der Masse des arteriellen Blutes in die Organe und Säfte gelangen, in welchen sie sich unzersetzt zeigen. — Dagegen läfst sich aber immer noch erinnern, dafs wir einerseits ebenfalls Versuche und Beobachtungen besitzen, welche dem Uebergange unzersetzter Substanzen durch das lymphatische Gefäfssystem das Wort reden, und dafs wir andererseits die Schnelligkeit der Lymphbewegung noch keinesweges genau kennen.

Im dritten Abschnitte (S. 42 — 58) handelt der Verf. von der Wirkung der Gifte durch das Blutgefäfssystem, und gründet darauf einen dritten Hauptbeweisgrund für die Einsaugekraft der Venen. Dafs nämlich viele Arznei-

mittel, auf blutende und wunde Stellen angewandt, oder unmittelbar in die Venen eingespritzt, nicht nur die gewöhnlichen Symptome erregen, sondern selbst bei bedeutend kleineren Dosen weit schneller und heftiger wirken, als wenn sie auf die gewöhnliche Art angewandt worden, ist eine ebenfalls bekannte und durch die Versuche von Olaus Borrichius, Fontana, Köhler, Stegmann, Scheele, Magendie, Brodie, Wiborg und Jäger vielfach bestätigte Thatsache. Eben so lehren uns neuere Beobachtungen, dafs die Wirksamkeit der Gifte lediglich von dem Kreislaufe des Blutes abhänge, und zwar durch einen unmittelbaren Uebertritt in die Blutgefäfse vermittelt werde. Dafür sprechen wenigstens die von Fontana, Brandis, Magendie, Brodie, Emmert, Nysten, Föhr, Leschenault, Schnell und andern über die Wirkung verschiedener Gifte und narkotischer Stoffe angestellten Versuche. Es fragt sich nun, welchen Antheil die lymphatischen Gefäfse, und welchen die Nerven an der Wirkung der Gifte wohl nehmen mögen? Hr. W. ist der Meinung, dafs sich die lymphatischen Gefäfse mit Aufsaugung der Gifte nicht befassen, sondern dafs die verletzende Wirkung derselben auf ihrem unmittelbaren Uebertritte in das Blutsystem beruht, und führt zum Beweise dafür die von Brodie, Magendie, Delille, Ségalas, Schnell, Schabel und ihm selbst darüber angestellten Versuche an. — So scharfsinnig und genau jedoch auch diese Versuche sind, wie sich von so hochangesehenen Physiologen erwarten läfst; so scheinen die meisten von ihnen dessenungeachtet nicht über alle Aussetzungen erhaben und von einer unbedingt gültigen Beweiskraft zu sein. — Die tödtliche Wirkung der Gifte schreibt Hr. W. aber auch nicht ihrem unmittelbaren Einflusse auf das Nervensystem zu; zwar räumt er ein, dafs Gifte, unmittelbar auf Nerven angewandt, einigen Einfluss äufsern und im Stande sind, die Reizbarkeit derselben zu verändern, zu erhöhen oder herabzustimmen, wie aus den Humboldtschen und späterhin

ange-

angestellten Versuchen hervorgeht; dafs dieser Einfluſs aber kein allgemeiner, sondern bloſs ein topischer sei, thut er durch die von Fontana, Emmert, Lebküchener, Brodie, Schnell und ihm selbst angestellten Versuche dar. Dem etwanigen Einwurfe, dafs, wenn die tödtliche Wirkung der Gifte nicht vom Nervensystem unmittelbar ausgehe, sondern durch das von ihnen auf die eine oder andere Art veränderte Blut bedingt werde, sowohl das Fleisch als auch das Blut der mit Giften getödteten Thiere eine ebenfalls verletzende Wirkung bei andern Thieren hervorzubringen im Stande sein müsse, dies aber nur nach Herrissant's Beobachtungen, keinesweges nach den von La Condamine, Paaw, Bancroft, Emmert, Fontana und andern gemachten Beobachtungen der Fall sei, — diesem Einwurfe, sagen wir, sucht der Verf. durch die Annahme zu begegnen, dafs jedes Gift, um seine Wirkungen hervorzubringen, consumirt werde, und sobald es als Gift gewirkt, als solches verschwinde, und dafs daher das Fleisch von vergifteten Thieren so lange ohne Nachtheil genossen werden könne, als vielleicht die Dosis des Giftes gerade hingereicht habe, um jenes Thier zu tödten, oder wenn vielleicht etwas Gift nicht consumirt wurde, dieses zu unbedeutend sei, um seinen gefährlichen Einfluſs auf andere Organismen äufsern zu können; dafs dagegen das Blut und Fleisch vergifteter Thiere für andere Thiere ebenfalls schädlich sein werde, sobald die Menge des gegebenen Giftes zu groſs sei, um bei der Hervorbringung des tödtlichen Effectes ganz consumirt zu werden, und das nicht zerstörte Gift noch hinreiche, um durch das von ihm inficirte Blut und Fleisch auf andere Thiere zu wirken. Und wäre auch, wie W. selbst fühlt und fürchtet, diese von ihm versuchte Erklärungsart ungenügend; so scheint ihm dennoch in der Unschädlichkeit des Blutes und Fleisches vergifteter Thiere keinesweges ein Beweis wider die vom Blutsystem ausgehende Wirksamkeit der Gifte zu liegen, selbige vielmehr aufser den angegebenen Thatsachen

endlich noch durch die von Brodie, Fontana, Emmert und Herrissant gemachten Beobachtungen, dafs Gifte wenig oder gar nicht wirkten, sobald im Augenblicke der Vergiftung auf der zu vergiftenden Stelle eine starke Blutung entstand, volle Bestätigung zu erhalten.

Nachdem der Verf. durch Erörterung dieser drei Punkte den Beweis für die Meinung, dafs den Substanzen überall im Körper ein unmittelbarer Uebertritt in das Blutgefäfssystem erlaubt sei, geführt hat, geht er (S. 58) auf die Mittheilung seiner Ansichten über diesen Uebertritt selbst über und sucht darzuthun, dafs in der den venösen Blutgefäfsen eigenen Absorptionskraft der Grund der berührten Erscheinungen zu suchen sei. Harvey's Ansicht über den Kreislauf des Blutes ist zwar fast ein unantastbarer Grundsatz der Physiologen geworden, und eine Menge von interessanten Thatsachen, mikroscopischen Beobachtungen und Versuchen bildet eine Reihe von Beweisen, welche jedem Zweifel über den innigen Zusammenhang der Arterien und Venen begegnen; nur beweisen sie darum Hrn. W. noch nicht, dafs blofs verändertes arterielles Blut in den Venen zum Herzen zurückfliefst. Diese Ansicht bietet ihm überdies keine genügende Erklärungsart für die Secretionsprozesse dar; denn der Meinung Leuwenhoek's, welcher nicht nur allen Unterschied zwischen den Arterien und Venen aufgehoben wissen wollte, sondern auch die Secretionen für nichts weiter als eine Durchschwitzung der dünnsten serösen Flüssigkeiten durch die Wände der Arterien ansah, stehen unzählige Beobachtungen und Versuche als gewichtige Gegenbeweise entgegen. Aber auch der Ansicht Bichat's und anderer, welche ein sogenanntes Capillargefäfssystem als Zwischenglied zwischen Arterien und Venen annehmen und diesem Systeme, welches sich ganz indifferent verhalten soll, den Act der Secretion zuschreiben, läfst sich manches entgegensetzen. Das Vorhandensein haarförmiger Arterien und Venen will zwar der Verf. keineswegs in Abrede stellen; nur glaubt er, dafs zwischen bei-

den Gefäfsarten kein zusammenhängendes indifferentes Zwischenglied vorhanden sein könne, sondern dafs die haarförmigen Zweige der Arterien in die Substanz der Gebilde untergehen und mit dieser verschmelzen, und umgekehrt die Venenanfänge aus der Substanz der Gebilde hervorgehen. Er nimmt an, dafs das arterielle Blut theilweise in der Ernährung unserer Gebilde untergehe, das venöse Blut theilweise aus der Verflüssigung derselben hervorgehe und nur das bei der jedesmaligen Circulation nicht zur Ernährung verwandte Blut durch die Anastomosen aus den Arterien direct in die Venen übertrete. Nur durch diese Ansicht meint er die Circulation mit dem aus dem vorigen, durch die gesammte Organisation vorwaltenden Naturgesetz entspringenden steten Wechsel und der Metamorphose der organischen Stoffe reimen und erklären zu können, wie zwischen dem arteriellen und venösen Blute das Gleichgewicht erhalten werden könne. — Die Erhaltung dieses Gleichgewichts wird indessen auch schon dadurch erklärlicher, wenn wir bedenken, dafs die Verschiedenheit des Venensystems von dem Arteriensysteme rücksichtlich seiner Capacität im lebenden Zustande nicht so grofs ist, als sie in der Leiche erscheint, dafs das venöse Blut dagegen von einer andern, mehr expandirten Natur als das arterielle ist, und seinem Laufe manche Hindernisse entgegenstehen. — In jener Ansicht findet Hr. W. aufserdem den Schlüssel zu einer genügenden Erklärung der so häufig beobachteten Verschiedenheit des Blutes der Pfortader und der Venen überhaupt, welches das Gepräge des Organes an sich trägt, aus welchem es zurückkehrt, so wie mancher anderer physiologischen Erscheinungen. Er benutzt ferner zu Gunsten seiner aufgestellten Meinung die Beobachtungen von Swammerdam, Menghini, Meckel und andern Anatomen, welche weifse, chylusartige Streifen in den Gekrösvenen häufig bemerkten; — dergleichen Streifen sollen aber auch in andern Venen des Körpers vorkommen, so dafs sie keinesweges für Chylus zu halten sind; — er benutzt zu glei-

chem Behufe die Beobachtungen von Ribbes und Emmert, nach denen die Venen des Darmkanals sich unmittelbar in die Höhle desselben einmünden und den gröfsten Antheil an der Bildung der Darmzotten nehmen, so wie Krimer's interessanten Versuch, aus welchem hervorgeht, dafs den Venen die unmittelbare Aufsaugung und Ueberführung gewisser Substanzen in den Kreislauf des Blutes zuzuschreiben sei, und sucht endlich seine Meinung noch durch mehrere Belege zu bestätigen, welche die Pathologie und Anatomie darbieten, so dafs ihm alle die angeführten Versuche, Beobachtungen und Gründe einen unumstöfslichen Beweis dafür liefern, dafs der Brustgang nicht der einzige Weg sei, auf welchem Substanzen in den Kreislauf übergeführt werden, sondern dafs diesen überall im Körper ein directer Uebertritt in das venöse Blutgefäfssystem gestattet sei.

Schilling.

V.

Das Saugadersystem der Wirbelthiere. Von Vincenz Fohmann, Dr. d. Med. u. Chir., ord. Prof. d. Med. a. d. Univ. zu Lüttich u. s. w. Erstes Heft: Das Saugadersystem der Fische. Mit XVIII Steindrucktafeln. Heidelberg und Leipzig, bei Karl Groos. 1827. Fol. VII und 46 S. (8 und 10 Thlr.)

Hr. Prof. Fohmann, der litterarischen Welt schon rühmlichst bekannt durch seine Abhandlung über die Verbindung der Venen mit den Saugadern, ist seit dem Erscheinen derselben auf seiner Bahn rastlos fortgeschritten, und liefert uns hier das erste Heft eines vielversprechenden

Werkes, das mit der Beschreibung der Saugadern mehrerer Fische, welche namentlich in Leyden untersucht wurden, beginnt.

Nur wer das Glück hatte, wie es dem Ref. zu Theil wurde, den Verf. arbeiten zu sehen, kann seine Fertigkeit, Saugadern einzuspritzen, gebührend schätzen; wir können ihn gewissermaafsen als den Entdecker der Saugadern in den niedern Wirbelthieren ansehen, und müssen seine unablässige fruchtbringende Thätigkeit mit gebührendem Danke anerkennen.

Die Einleitung (Seite 1 — 11) enthält historische Notizen über die verschiedenen Theorien und Entdeckungen in Bezug auf das Saugadersystem, faſslich und mit Sachkenntnifs dargestellt; Ref. glaubt aber diese in seiner Anzeige übergehen zu dürfen, da in letzterer Zeit so unendlich viel über die Saugekraft der Venen, über das Vorkommen der Saugadern in den niedern Wirbelthieren u. s. w. gesprochen wurde. Der Verf. hält es zunächst für das wichtigste, die Theile, welche das Einsaugungsvermögen äufsern, weiteren anatomischen Untersuchungen zu unterwerfen, um die gewonnene Kenntnifs über die anatomischen Verhältnisse des Saugadersystems treu darzulegen.

Hierauf folgt eine Beschreibung der Manipulationen beim Auffinden und Einspritzen der Lymphgefäfse der Fische. Die Saugadern aufzufinden, setzt gute anatomische Kenntnisse und Fertigkeit in anatomischen Arbeiten überhaupt voraus, und wer nicht bei einer oberflächlichen Kenntnifs der Organe verweilt, sondern sich bemüht, den Antheil, den die verschiedenen einfachen Systeme an deren Zusammensetzung nehmen, näher zu erforschen, wird eben so leicht Saugadern auffinden, als er feinere Nervenverkettungen entwickelt, oder andere schwierige Gegenstände im Gebiete der Zergliederungskunst entwirrt. Deshalb können wir uns nicht auf die angegebenen Regeln in einzelnen Individuen, welche der Verf. aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mittheilt, einlassen, und bemerken nur im Allge-

meinen, dafs in den Amphibien und Fischen, wo die Saugadern keine Klappen besitzen, die Einspritzungen derselben von den Stämmchen gegen die Aeste besser und leichter geschehen, als in den höheren Thieren, wo der umgekehrte Fall statt finden mufs. — Die Werkzeuge, die Fohmann zum Behufe der Darstellung von Saugadern erforderlich fand, bestehen aus einer Glasröhre mit Stahlröhrchen verschiedener Gröfse, einem Skalpell oder Scheere zum Einschneiden der Gefäfse, einem Tubulus zum Aufblasen derselben, einer Pincette nebst Nadel und Faden zur Unterbindung.

Was die eigentliche Entdeckung der Saugadern in den drei niederen Klassen der Wirbelthiere betrifft, so machen bekanntlich Alexander Monro und William Hewson auf diese Ehre Anspruch. Der Zeit nach hat wohl Monro das Recht der Priorität; gründlicher hat aber gewifs Hewson die Theile untersucht.

Die erste Tafel stellt die Saugadern der Verdauungswerkzeuge und der weiblichen Geschlechtstheile der Torpedo marmorata dar; namentlich die Saugadergeflechte an der grofsen Krümmung des Magens, an der kleinen Krümmung desselben, ein äufseres Saugadernetz des Darmkanals, Saugadernetze der Eileiter, der Leber und Gallenblase, ein Saugadernetz, welches die Venenhäute bedeckt, ein Saugaderbündel, in welches die Saugadern der Leberlappen und Gallenblase zusammenfliefsen; ähnliche Bündel vom Magen aus; eine abermalige Vereinigung dieser; ein Saugaderbüschel, welches unterhalb des Divertikels entsteht, indem es die Saugadern des unteren Theiles vom Darm und von den Eileitern aufnimmt, und endlich eine grofse Saugadermasse, erzeugt durch die Vereinigung der beiden zuletzt erwähnten Büschel, die hinter die Speiseröhre laufend, in zwei Büschel auseinander laufen, welche abermals weiter schreitend, hinter die Hohladern gelangen, in die sie sich einsenken.

Zweite Tafel. Die Saugadern desselben Fisches, welche

vom Kopfe, den Kiemen und den Seitentheilen des Körpers gegen die Hohladern verlaufen und die Verbindungen der, den Milchbrustgängen entsprechenden Saugaderbüschel mit den Hohladern und den, den Schlüsselbeinvenen des Menschen entsprechenden Venen.

Die dritte Tafel zeigt die Saugadern und Saugadersäcke der Verdauungs- und Geschlechtswerkzeuge der Muraena Anguilla. Was die Saugadersäcke betrifft, so ist ihre innere Fläche mit Vorsprüngen verschiedener Form versehen, welche in den Säcken, die dem Magen und Darm, und ersterem allein gehören, gewöhnlich so grofs sind, dafs die einfachen Höhlen unterbrochen und die, dem äufseren Ansehen nach, einfachen Säcke, in mehrere Zellen oder Säckchen geschieden werden.

Die vierte Tafel enthält die an der Wirbelsäule liegenden Saugaderstämme oder Milchbrustgänge, ihre Verbindung mit den Drosselvenen, und die Lymphbehälter desselben Fisches.

Die fünfte Tafel stellt die Saugadern der Verdauungswerkzeuge und der Geschlechtstheile von Esox lucius dar.

Die sechste Tafel zeigt die verschiedenen Gefäfse auf dem Magen des Silurus Glanis und des Pleuronectes maximus, so wie die Verbindung kleiner Saugaderzweige mit kleinen Venenzweigen, ganz aufserordentlich schön. Diese Abbildungen werden in Bezug auf das künstliche Präpariren und die reinliche Darstellung durch die siebente Tafel noch übertroffen, welche die äufseren und die tieferen oder inneren Saugadernetze, und die Verbindungen kleiner Saugaderzweige mit Venenästchen darstellt. Die nähere Beschreibung kann hier keinen Platz finden.

Die achte Tafel zeigt die Anordnungen im Darmkanale des Anarrhichas Lupus in einem umgestülpten Darmstücke, in welchem das innere Saugadernetz und die letzte Auflösung der Saugadern in den zarten Darmklappen dargestellt ist, und in einem Darmstück mit seinem Gekröse, das äufsere Saugadernetz zeigend.

Die neunte Tafel endlich enthält in drei Figuren die Saugadern der Appendices pyloricae von Gadus Morhua, die lymphatischen Gefäfse der Kiemen aus dem Salmo Salar und der Muraena Anguilla.

Eine nähere Beschreibung der Tafeln würde zu weit führen; wir verweisen in dieser Hinsicht auf das Werk selbst, welches niemand, dem es um eine genaue Beschreibung der genannten Theile zu thun ist, unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Die Steindrucktafeln selbst entsprechen vollständig ihrem Zwecke, sie sind nicht prächtig, aber deutlich.

Den Beschlufs des Heftes (S. 38 — 46) macht eine Uebersicht von den Arten der Fische, in welchen Saugadern bis jetzt beobachtet sind, nebst einer vergleichenden Darstellung der älteren Lehren und den Erfahrungen des Verf. über diesen Gegenstand. Wir heben aus dieser interessanten Darstellung besonders was das letzte betrifft, aus: Von Fischen sind in Bezug auf Saugadern im Allgemeinen folgende Geschlechter untersucht: Raja, Squalus, Muraena, Esox, Pleuronectes, Silurus, Anarrhichas, Gadus, Salmo und Lophius. — Freie Mündungen der Saugadern im Darmkanale läugnet der Verfasser gegen die Annahme anderer Schriftsteller. Je nachdem die zellstoffähnliche Masse, mittelst welcher die Saugadern sich an ihre Umgebungen anlegen, lockerer oder consistenter und in mehr oder weniger reichlichem Maafse vorhanden ist, ist das Parenchym der Organe verschieden, und die Saugadern erstrecken sich mehr oder weniger gegen die innere Fläche der Schleimhaut. — Was den Ursprung der Saugadern aus den übrigen Körpertheilen der Fische betrifft, so gelang es dem Verf. nicht, sie bis in die Muskelsubstanz und in die Haut, oder in das Gehirn und in die Sinnesorgane zu verfolgen. — In der Aalraupe findet sich zwischen der Schwimmblase und den Bauchdecken ein Saugadernetz, welches die innere Fläche der Bauchwand umkleidet; die Gefäfse erweitern sich zu Säckchen und diese sind es, welche

der Verf. für die Endigungen oder die Ursprünge der Saugadern auf den Muskeln hält und von denen er annimmt, dafs sie, indem sie sich an die Substanz der Bewegungsorgane anlegen, Bestandtheile mittelst ihrer zarten Wandungen anziehen. — Das lockere, Zellstoff ähnliche Gewebe, welches die äufsere Fläche der Saugaderzweige bedeckt, verbindet diese, wie oben bei der Betrachtung dieser Theile in der Spiralklappe der Rochen angegeben wurde, mit den übrigen einfachen Systemen, die in die Structur der Organe eingehen; es bildet dieses Gewebe gleichsam einen Schwamm, welcher den äufsern Umfang der Saugadern bedeckt, die Anziehung auf einsaugungsfähige Bestandtheile ausübt, und dieselben zu den zarten Wänden des Gefäfssystems leitet. — In Betracht, dafs nur Theile Flüssigkeiten einzusaugen vermögen, die nicht von Flüssigkeiten angefüllt sind, kommt nicht den Blutgefäfsen, sondern nur den Saugadern das Geschäft der Einsaugung zu. (?) Die Beschränkungen dieses Satzes werden später in Erwägung gezogen werden. — Die Saugadern der Fische bestehen aus einer einfachen Membran, welche mit den serösen Häuten die meiste Aehnlichkeit hat; Klappen kommen nur bei den Einmündungen der gröfseren Saugaderstämme in die Venen vor; Andeutungen dazu geben oft vorkommende schwache Einschnürungen. — Den von Monro angenommenen Muskelfasern in den Wandungen dieser Gefäfse widerspricht der Verf. auf das bestimmteste. — Der in den Gefäfsen zuweilen gesehene Nahrungssaft zeigt eine ins Grauliche spielende Farbe. — Saugaderdrüsen mit ein- und ausführenden Saugadern existiren in den Fischen nicht. Die einzige dahin gehörige Drüse wird die Milz sein (Tiedemann), und kleine Drüsenkörperchen, die, wie jene, nur ausführende Saugadern besitzen und in der Gegend gefunden werden, wo sich die Kiemenbogen an die Wirbelsäule legen, und welche der Schild- und Brustdrüse der Thiere analog sein mögen. — Was endlich den vielfachen Zusammenhang der Saugadern mit dem Venensystem der Fische

betrifft, so hat der Verf. denselben sowohl mittelst gröfserer Gefäfsstämmchen gefunden, als auch in den Wandungen der Verdauungsorgane und im Gekröse vielfältige Insertionen von kleinen Saugaderzweigen in kleine Venenzweige entdeckt, und er betrachtet daher die zwischen diesen beiden Gefäfsarten bestehende Verbindung auf die Art, dafs gröfsere Saugaderstämmchen in grofse Venen, in der Nähe des Herzens, und kleine Saugaderzweige in kleine Venenzweige auf dem Verdauungsorgane und im Gekröse einmünden, so dafs die Bestandtheile, welche das Saugadersystem aufnimmt, nicht auf zwei Uebergangspunkte beschränkt sind, sondern an verschiedenen Stellen durch gröfsere oder kleinere Zweige ins Venensystem übergeführt werden.

m. n.

VI.

Physiologische Notizen.

---

1. Magendie hat schon früher durch eine Reihe von Versuchen dargethan, dafs die Durchschneidung des fünften Nervenpaares eben so gut Blindheit zur Folge habe, als die Verletzung des Nervus opticus, — und demgemäfs zwei Arten von Amaurose angenommen — eine, welcher eine Affection des Trigeminus, und eine zweite, der ein Leiden des Nervus opticus und der Retina zum Grunde liegt. Magendie hat mehrere Versuche mit dem Galvanismus anfangs an Thieren, denen er den Trigeminus durchschnitten, dann an Menschen gemacht, welche an einer Amaurosis incompleta litten. Das Einstechen der Nadeln (die er dann mit einer galvanischen Kette in Verbindung setzte) in die Nervenäste erregte fast dieselbe Empfindung, welche

man nach einem heftigen Stofs auf den Ellenbogen wahrzunehmen pflegt. Als Einstichspunkte wählte M. gewöhnlich einen Frontalast und den Zweig vom Ophthalmicus, der zur Thränendrüse geht. Jeder dieser Versuche wurde mit Erfolg gekrönt. (Journal de physiologie expérimentale. 1826. Cah. 2.)

2. Dr. Bouillaud hat in einer der Acad. de méd. vorgelegten Abhandlung (Sur le siège de l'organe du langage articulé) Gall's Behauptung, dafs das Organ der Sprache seinen Sitz in den vorderen Gehirnpartien habe, zu rechtfertigen gesucht, und als Beleg für diese Meinung eine Reihe von Beobachtungen angeführt, denen gemäfs bei Personen, deren Sprache entweder gänzlich verloren gegangen oder krankhaft verändert war — bei der Section eine krankhafte Veränderung der vorderen Gehirnpartien vorgefunden ward, während in andern von B. speciell bezeichneten Fällen, wo andere Gehirnpartien leidend, die vorderen aber gesund angetroffen wurden — die Sprache nie eine Störung erlitten hatte. — Cruveilhier sucht dagegen durch genaue Mittheilung einiger Krankheitsgeschichten und des dazu gehörigen Leichenbefundes darzuthun, dafs die vorderen Gehirnpartien nicht das Organ der Sprache in sich schliefsen. In zwei von Cruveilhier hier angeführten Fällen, wo die Kranken die Sprache verloren hatten, waren die mittlern Gehirnpartien vorzugsweise krankhaft verändert; in einem dritten war die vordere Gehirnpartie vollkommen desorganisirt, — nichts destoweniger war der Kranke bis zu seinem Tode im vollen Besitze der Sprache geblieben. Dasselbe berichtet Cruv. von einem vierten Individuum, bei welchem er in dem linken vorderen Gehirnlappen zwei in Eiterbälge eingeschlossene Abscesse vorfand. (Nouvelle Bibliothèque. Nov. 1826.)

3. Brierre macht in einer interessanten und mit vielem Scharfsinn geführten Untersuchung über die Gasentwickelungen in den verschiedenen Gebilden des thieri-

schen Organismus auf die Veränderungen aufmerksam, welchen in qualitativer und quantitativer Beziehung die Gasarten unterworfen sind, die gewisse Organe im gesunden Zustande entwickeln, und führt zugleich einige Beobachtungen an, wo Organe, die gewöhnlich kein Gas entwickeln, durch krankhafte Affectionen zur Gaserzeugung fähig gemacht wurden. Br. erinnert bei dieser Gelegenheit daran, wie man unter gewissen Umständen in dem Secretum der Haut, welches gewöhnlich aus Azot und Kohlensäure bestehe, weifses blausaures Eisen entdeckt habe; wie die Bildung der Kohlensäure in der Schleimhaut der Lunge durch Beschleunigung der Blutcirculation vermindert, durch die Durchschneidung des Vagus bei den warmblütigen Thieren und durch die Exstirpation der Schwimmblase bei den Fischen ganz aufgehoben werde. Die Luftarten, welche sich zuweilen unerwartet und schnell im Darmkanale hysterischer Frauen entwickeln, werden nach Brierre aus den Wänden des Darmkanals, besonders aus der Schleimhaut exhalirt. Auch die Urinwerkzeuge, die Gallenblase, die Muttertrompeten, die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, besonders aber die Gebärmutter, können unter gewissen Umständen Gas erzeugen. Zu den auffallendsten Erscheinungen dieser Art gehört die Luftansammlung in dem Zellgewebe der Lunge, in den serösen Häuten des Unterleibes, des Gehirns, des Rückenmarks, der Pleura, im Pericardium, in der Hodenscheidenhaut, welche letztere als geschlossene Säcke für die Entstehung des Gases per exhalationem sprechen. Von einer Luftentwickelung in der Synovialhaut des Knies kennt Brierre nur ein Beispiel. In den Arterien und Venen hat man zuweilen Luft gefunden, welche indefs nach Br. nicht durch die Gefäfswände erzeugt wird, sondern aus den Lungen hierher gelangt. (Nouvelle Bibliothèque. Février et Mars. 1826.)

4. Prof. Leupoldt *nimmt an*, dafs es eben so gut arterielle Lymphgefäfse oder lymphatische Arterien, als ve-

nöse Lymphgefäfse oder lymphatische Venen giebt. Die freien Endungen der arteriellen und die freien Anfänge der venösen Gefäfse, so wie die Chylusgefäfse, die eigenthümlichen Zuführungsgefäfse besonderer Se- und Excretionsflüssigkeiten sind nach ihm in der Regel solide Fäserchen, getränkt oder oft mehr nur durchhaucht von zarter, elastischer, gasartiger Flüssigkeit. (!). (Nasse's Zeitschr. für Anthrop.)

5. Wie bekannt hat Brodie zu London eine Reihe von Versuchen angestellt, woraus er schliefst, dafs die Bildung des Chylus durch die Unterbindung des Ductus choledochus verhindert werde. Die Richtigkeit dieses Schlusses leugnet aber Magendie, auf Versuche sich ebenfalls stützend. Dies veranlafste Hrn. Herbert Mayo, eine neue Reihe von Versuchen mit drei Katzen und drei Hunden anzustellen, und das Resultat derselben ist eine vollkommene Uebereinstimmung mit Brodie's Meinung. — Hr. H. Mayo glaubt, dafs, da gewöhnlich eine starke Blutung der Thiere mit dieser Art Versuchen verbunden sei, Magendie die leeren Pulsadern im Gekröse für Milchgefäfse gehalten habe. (London medical and physical Journal. Oct. 1826.)

6. In der Leiche einer vierzigjährigen Frau, die, nach Ueberstehung einer Amputation unter dem Knie, an einer Lungenkrankheit im St. George's-Hospital zu London gestorben war, fand sich ein Situs inversus aller Brust- und Unterleibseingeweide. Die Aorta ging vom rechten Ventrikel, und die Pulmonararterie vom linken aus; die Vertheilung der Venen war damit in Uebereinstimmung, denn die linke Vorkammer empfing das Blut von den beiden Hohladern, und die rechte von den Lungenvenen. Der Bogen der Aorta ging von links nach rechts; der erste Ast derselben war der gemeinschaftliche Stamm der linken Carotis und Subclavia, der nächste die rechte Carotis, und

der dritte die rechte Subclavia. Die Aorta ging längs der rechten Seite des Rückgraths, und hatte im Unterleibe die Cava ascendens links. Die Lunge der rechten Seite war in zwei, die der linken in drei Lappen getheilt. Die Spitze des Herzens war nach rechts gewandt. Dieselbe Umkehrung zeigte sich in der Unterleibshöhle. (Von Rose in London medical and physical Journal, Oct. 1826, berichtet.)

7. Schon früher hat Dr. Wiltbank im Philadelphia Journal, Februar 1825, mehrere Versuche mitgetheilt, welche er an kaltblütigen Thieren angestellt, um die Function des Herzens tiefer zu ergründen, aus denen die Unabhängigkeit der Bewegungkraft desselben vom Einflusse des Gehirns oder des Rückenmarks hervorging. Er hat nun ähnliche Versuche mit warmblütigen Thieren (namentlich mit Katzen) angestellt, und daraus bewiesen, dafs «die Zerstörung des Rückenmarks oder der Verbindung desselben mit dem Gehirn» die Bewegungskraft des Herzens nicht aufhebe. Da aber, nach früheren Versuchen anderer Physiologen, die Kraft des Herzens doch merklich durch jene Zerstörung geschwächt, und zuletzt ganz aufgehoben wurde, so bleibt doch Philip Wilson's Lehrsatz, dafs sie zwar vom Nervensysteme unabhängig ist, dasselbe aber doch Einflufs auf sie ausübe, unerschüttert. Es ist zu verwundern, dafs Wiltbank, indem er die Versuche Le Gallois's erwähnt, die des letztgenannten Physiologen mit Stillschweigen übergeht. (North American medical et surgical Journal, April — June, 1826.)

8. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir Bland's vor einiger Zeit gemachte Bemerkungen (Nouvelle Biblioth. méd. 1825. Juin.) über den Einflufs der Muskeln auf den Blutumlauf, und über mehrere hierdurch bedingte physiologische und pathologische Erscheinungen, nicht übergehen. Er schreibt den Muskeln aufser der willkührlichen Bewe-

gung noch eine weniger auffallende, anhaltende Thätigkeit zu, welche er Oscillation fibrillaire nennt. Man soll dieselbe als ein Summen wahrnehmen, wenn man sich in ein mit lauwarmem Wasser angefülltes metallenes Gefäfs so setzt, dafs das Wasser bis über das Ohr geht; dieses Summen wird stärker und wahrnehmbarer, wenn man die Kopfmuskeln zusammenzieht. (??) Blaud glaubt annehmen zu dürfen, dafs diese Oscillation fibrillaire den Blutumlauf in allen Partien des Körpers eben so sehr befördere, als die starken Muskelcontractionen, dafs es aber einen besonders mächtigen Einflufs auf die Venen und lymphatischen Gefäfse übe, indem er meint (was gewifs nicht richtig ist!), dafs hier die Gefäfswände nicht zur Fortbewegung der in ihnen eingeschlossenen Flüssigkeiten beitragen. Er führt nun alle die Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens an, welche für den Einflufs der Muskeln auf die Circulation sprechen, insonderheit den Unterschied des Pulses bei einer horizontalen Lage, beim Stehen, Gehen, Laufen, die Beschleunigung desselben beim Beischlaf, bei starker Respiration, die schnellere Verdauung, die gröfsere Wärmebereitung bei allen stärkeren Bewegungen; kurz er thut dar, dafs die Functionen sämmtlicher Organe durch die Muskelbewegungen modificirt werden. Die Oscillation fibrillaire wird mit dem Alter schwächer, daher sich dann leicht Plethora der Venen ausbildet und die Circulation aller Säfte langsamer von statten geht; heftiger Frost verwandelt sie in Zittern. — Am auffallendsten ist der Einflufs der Muskeln auf die Circulation in krankhaften Zuständen, z. B. bei Blutflüssen, Entzündungen, wo die leiseste Bewegung den Puls beschleunigt, besonders aber beim Aderlafs, wenn Bewegungen mit dem Arme vorgenommen werden. Die nach acuten Krankheiten zurückbleibende Hautwassersucht betrachtet Bl. als Resultat der Schwäche des Muskelsystems, welches nicht die nöthige Kraft auf die Gefäfse ausübe. Der Verf. zieht aus dem Angeführten einige Folgerungen

für die Therapie, welche Ref. übergehen zu können glaubt, indem sie sich von selbst ergeben.

VII.

Traité d'Anatomie chirurgicale, ou Anatomie des regions, considérée dans ses rapports avec la chirurgie; ouvrage orné de quatorze Planches représentant les principales regions du corps; par Alf. A. L. M. Velpeau, D. M. P., Agrégé stagiaire à la faculté de médecine de Faris etc. Tome premier, à Paris, chez Crevot. 1825. 8. XXXII und 580 S. Tome deuxième, 1826. XVI und 663 S.

Der Verf. des vor uns liegenden Werkes beabsichtigte durch die Herausgabe desselben weder ein anatomisches, noch ein chirurgisch-operatives Werk im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine anatomische Beschreibung aller Theile des menschlichen Körpers, vermittelst welcher der Wundarzt sich immer vor jeder Operation genau Rechenschaft geben könne von den Zufällen, die ihr unmittelbar folgen werden, und von den Vorkehrungen, die er dafür nothwendigerweise treffen müsse; und vermittelst welcher er an jeder Stelle des Körpers, bis auf einige Linien, bestimmen könne, welche Arterien, Venen, Nerven, Muskeln in den Bereich der Operation kommen. Dem Verf., der mehrere Jahre zu dieser Arbeit verwandte, genügte es nicht, aus den vorhandenen Werken über Anatomie und Chirurgie das hierher Gehörige zusammenzutragen und blofs den Sammler zu machen, nein, er prüfte alles selbst, er beschrieb keinen Theil, ohne nicht einen Leichnam vor sich zu haben, und überzeugte sich stets selbst von der Wahrheit dieser oder jener Annahme der verschiedenen Schriftstel-

steller. Auf die Art und Weise, wie er sein Vorhaben ausgeführt hat, uns stützend, empfehlen wir daher das Werk einem jeden, dem die Bekanntschaft dieses hochwichtigen Zweiges der Chirurgie am Herzen liegt. So leicht wird gewifs niemand das Buch aus der Hand legen, ohne reiche Belehrung aus demselben geschöpft zu haben! So wie wir, urtheilt auch Dumeril im Rapport verbal fait à l'Institut, der dem zweiten Bande vorgebunden ist. Nicht blofs den Franzosen, sondern auch uns Deutschen und den Engländern fehlte bis jetzt ein Werk, was diesen Gegenstand in dem Umfange und in der Klarheit abhandelte, wie das von Velpeau, denn alle Schriften über chirurgische Anatomie, die wir besitzen, z. B. die von Boyer, Béclard, Rosenthal, Gerdy, Palfyn, A. Burns, Malacarne, sind durchaus unvollständig oder beschränken sich blofs auf die Beschreibung einzelner Theile, wie die von Béclard und A. Burns. Der Verf. verdient daher in jeder Hinsicht unsern Dank für die Herausgabe dieses Werkes, das auch bereits auf Veranstaltung des Industrie-Comtoirs ins Deutsche übersetzt worden ist. (Abhandlung der chir. Anatomie. Von Velpeau. Erste Lieferung. Weimar, 1826.) Ihm bei dieser Anzeige von Seite zu Seite zu folgen, verbietet der Raum dieser Blätter; wir begnügen uns daher nur Einzelnes herauszuheben, nachdem wir eine kurze Inhaltsanzeige vorausgeschickt haben, die zugleich zeigen wird, wie der Verf. bei der Eintheilung der verschiedenen Gegenden, deren er, um deutlich zu sein, eine grofse Menge hat annehmen müssen, und zu deren Versinnlichung die Abbildungen auf der ersten Tafel dienen, zu Werke gegangen ist, und bemerken nur noch, dafs er erst die Haut, dann die Membrana adiposa, die Aponeurosen, die Muskeln, die Arterien, die Venen, die Lymphgefäfse, die Nerven und zuletzt das Skelett bei jeder Gegend beschreibt. Das Verzeichnifs der Schriften, die er benutzte, zeigt, dafs er nicht blofs die Erfahrungen seiner Landsleute,

sondern auch die der Deutschen, Engländer, Italiener und Amerikaner zu Rathe zog.

Erstes Kapitel. Von dem Kopfe. I. Von der Hirnschale. 1. Regio frontalis. 2. R. temporo-parietalis. 3. R. occipitalis. 4. Vom Hirnschädel überhaupt. II. Von dem Gesichte. 1. Ohrdrüsengegend. 2. Nasengegend. 3. Augenhöhlengegend. 4. Jochbeinkiefergegend. 5. Kaumuskelgegend. 6. Magengegend. 7. Kinngegend. 8. Lippengegend. 9. Nasengegend. 10. Mundhöhlengegend. 11. Schlundgegend oder Schlundhöhle.

Zweites Kapitel. Von dem Halse. I. Vorderer Theil des Halses. 1. Oberzungenbeingegend. 2. Unterzungenbeingegend. 3. Oberschlüsselbeingegend. II. Hinterer Theil des Halses.

Drittes Kapitel. Von den Brustgliedern. I. Die Schulter. 1. Die Achselgegend. 2. Die Schulterblattgegend. II. Der Arm. 1. Die vordere, und 2. die hintere Fläche. III. Der Ellenbogen. IV. Der Vorderarm. V. Die Handwurzel. VI. Die Hand. VII. Die Finger.

Viertes Kapitel. Von der Brust. I. Der Thorax. 1. Die vordere, 2. die hintere, 3. die Rippengegend. 4. Die Brustdrüsengegend. II. Das Innere des Thorax. 1. Mediastinum. 2. Brusthöhlen. 3. Basis des Thorax, und 4. Gipfel des Thorax.

Der Verf. empfiehlt das Aderlassen aus der Vena frontalis, die das Blut von der ganzen vorderen Hälfte des Craniums zu der Nasenwurzel zurückführt. — Will man ja in der Stirngegend trepaniren, so soll man, um die Membranen nicht zu verletzen, die erste Lamina des Knochens mit einer gröfseren, und die zweite mit einer kleineren Krone durchsägen, von welchem Rathe wir jedoch den Nutzen nicht einsehen können. — Aus den Anastomosen der Arter. tempor. prof. anter. mit den Zweigen, welche aus der Orbita kommen, erklärt sich der Verf. die Schmerzen, die bei den Krankheiten des Auges bisweilen in der Schläfengegend

entstehen, und Vice versa. — Die Gründe, warum man nicht auf den Näthen trepaniren solle, widerlegt er schlagend. — Die Paracentese des Trommelfells soll man unten und auf der vorderen Hälfte dieser Membran machen, weil der kleine Knopf am Maunubr. mallei zwischen den Blättern des Trommelfells, ein wenig unter dem Mittelpunkte und nach vorn befestigt ist, und weil man sonst die Chorda tympani verletzt. — Die Behauptung, dafs vor Béclard niemals jemand die Parotis vollkommen exstirpirt habe, verdient gerügt zu werden, da deutsche Wundärzte diese Operation viel früher machten und ohne vorher die Carotis externa zu unterbinden, wie der Verf. für unumgänglich nöthig hält. — Um den Nerv. facialis zu durchschneiden, soll man eine Incision hinten vom Ohre an bis unter den Proc. mastoid. machen und die Drüse von demselben lostrennen; den Nerven würde man ungefähr sechs Linien tief mitten in dem Raume finden, welcher den fibrösen Gehörgang von der Spitze des Proc. mastoid. trennt. — Fehlt die Nasenspitze, so geht nach Magendie's Versuchen der Geruch verloren. Béclard bemerkt, dafs eine metallene künstliche Nase den Geruch wiederherstellt. — Die gerade Sehne theilt den Thränensack in zwei Portionen, in eine obere und untere; bei Wolhouse's Methode wird sie durchschnitten, und daher entstand darnach stets eine Verzerrung der Augenlieder! — Weil der Thränensack mit der knöchernen Rinne ziemlich fest adhärirt, so räth der Verf., bei der Thränenfisteloperation die Spitze des Bistouris schief nach unten, innen und hinten unter die gerade Sehne zu richten, und dann den Griff des Instruments nach dem Maafse, wie es sich mehr einsenkt, nach der Spitze der Augenbraunen hinzuheben. Man wird so in den Canal sicher eindringen und ihn weit aufschneiden, obgleich nur eine kleine Oeffnung in der Haut entsteht. — Die Retina will er öfter bis zur Iris gehen gesehen haben, und glaubt hierin den Grund von den bösen Zufällen, die auf Verletzungen der Iris folgen, zu finden. — Cocteau's Behauptung,

dafs die Krystalllinse sich wiedererzeugen könne, wenn die Kapsel gesund zurückgeblieben ist, fehlt bis jetzt jeder Beweis aus der Erfahrung. — Um zum Nerv. infraorbitalis zu gelangen, soll man auf dem Sulcus naso-jugalis einschneiden; man kommt auf diese Weise zwischen den Musc. orbicular. palbebr. und den Ursprung des Levat. propr. labii super., schiebt die Vena facialis nach aufsen und letzteren Muskel nach innen, und wird nun den Nerven ganz nahe an dem Ursprunge des Musc. levat. anguli oris sehen. — Die Methoden von Deguise, Leroy, Petit, Duphenin, um Fisteln des Stenonschen Ganges zu heilen, tadelt der Verf., hält dagegen den von Louis gegebenen Rath für gut, nach welchem der vordere Theil der Wange mit einem oder zwei in die Mundhöhle eingebrachten Fingern nach aufsen umgestülpt wird, während man mit dem Daumen die an den Muskel angränzende Portion dieses Ganges nach innen drückt. — Dafs wirklich Wundärzte in Fällen, wo die Scheidewand der Nase sich stark nach einer Seite geneigt hatte, es mit Polypen zu thun zu haben glaubten und durch unüberlegte Handgriffe die Scheidewand selbst zerstörten, davon finden wir Seite 226 zwei merkwürdige Beispiele angeführt! — Stilets durch den Meatus infer. in den Nasenkanal einzuführen, um Injectionen in denselben zu machen, ihn frei zu machen, zu cauterisiren, hält der Verf. für leicht. Gleichfalls meint er, es sei nicht schwer, die Sonde durch den Meatus infer. hindurch aus der Nase in den Pharynx zu bringen, um in die Tuba Eustachii zu kommen!? — An dem Cadaver eines Mannes fand er weder die horizontale Portion des Os palatin., noch den Proc. palatinus des Os maxill. super. Die Membrana palatina war noch einmal so dick, als im normalen Zustande, und so hart wie Faserknorpel. Die Membran der unteren Nasenhöhlenwand war in demselben Zustande. Sie waren durch einen Raum von anderthalb Linien von einander getrennt, welcher mit einer Art von Schleim ausgefüllt war, und zwischen dem Gaumengewölbe

und der unteren Wand der Nasenhöhlen eine Höhle bildete! — Weil die Wand der Alveoli nach innen fast unmittelbar mit dem Proc. palatin. verschmilzt und in dieser Richtung stärker und kürzer, als nach aufsen ist, soll man beim Ausziehen der Zähne den Talon des Schlüssels immer auf der Gaumenseite der Alveoli ansetzen! — Dafs die Zunge in ihrem Centrum auf der Mittellinie einen Faserknorpel enthalte, der auf seiner breiten Seite liegt und sich nach hinten, nach der Epiglottis hin verlängert, ist noch nicht als erwiesen anzunehmen. — Nicht blofs S. 155, sondern auch in der Vorrede S. XXI. ertheilt der Verf. die Priorität der Erfindung der Staphyloraphie Roux zu, den er deswegen bedeutend herausstreicht, obschon er Gräfe's Verfahren kennt und weifs, dafs dieser die Operation früher als Roux machte! — Will man eine Röhre in die Glottis bringen, um die Respiration wiederherzustellen, so mufs man zuerst das hintere Ende der Zunge niederdrücken, weil sonst das Instrument in den Pharynx dringen wird, und dann dasselbe auf den Seiten der Basis der Zunge hinschieben. Man kommt so in die Sulci laryngei, und indem das Ende der Röhre nach innen gekrümmt ist, so wird man die Apertura epiglottica nicht verfehlen können, wenn man vom Pharynx nach der Mundhöhle hin zurückgeht.

Bei der Beschreibung der chirurgischen Anatomie des Halses hat der Verf. auf das Platysma myoides nicht gehörig Rücksicht genommen, das, in chirurgischer Hinsicht, besonders A. Burns sehr genau beschrieben hat. — Dafs des Verf. Furcht, dafs nach Exstirpationen des Kinns der M. genioglossus seinen Anhaltepunkt verliere, und dafs dadurch die Deglutition beschwerlich, ja ganz unmöglich werden könne, bisweilen gerecht sei, beweist der S. 177 mitgetheilte Fall, der sich aus dieser Ursach tödtlich endete; neuerlich gemachte Exstirpationen des halben Unterkiefers aber zeigen, dafs dieser Zufall nicht unter allen Umständen eintreten müsse. — Wenn man Geschwülste, selbst kleine, die tief unter dem Unterkiefer gelegen sind, exstirpiren

will, so soll man, nach dem Verf., vorher die Maxillaris externa unterbinden. (?) Man wird sie ohne Mühe zwischen dem Horne des Zungenbeins und der Submaxillardrüse finden, wenn man von dieser aus bis zum M. sterno-mastoid. einen Einschnitt macht. Um die Arter. lingualis zu unterbinden, soll man einen mehr der vorderen Partie des Masseters sich nähernden horizontalen Einschnitt machen, dessen vorderes Ende nach dem Kinn zuläuft. Die Arterie kann man dann hinter dem Hyoglossus ergreifen, indem man den Nerv, der sie kreuzt, zur Seite schiebt. — Mit Burns bezweifelt der Verf., dafs die Submaxillardrüse je exstirpirt worden sei! — Die Carotis soll man immer in dem Dreieck, welches der Omo-hyoideus bildet, unterbinden, weil hier der Raum grofs ist, und die Gefäfse oberflächlich liegen; verhindert dies aber ein Aneurysma, und mufs man alsdann näher am Brustbein unterbinden, so ist die Operation auf der rechten Seite zwar leichter, aber gefährlicher, wegen der Nähe der Subclavia! — Ein schräger Einschnitt von unten nach aufsen, vom Zungenbein bis zum Sterno-mastoid. bahnt den Weg zur Arter. thyreoid. super. Die Unterbindung der inferior ist schwerer; man soll dabei verfahren, als wenn man die Carotis unterbinden wollte, aber anstatt die Scheide derselben zu öffnen, sie nach aufsen schieben, während man die Schilddrüse und die Luftröhre nach innen, und den Muse. omo-hyoid. in die Höhe hebt. — Auf die bisweilen vorhandene fünfte Arter. thyreoid. wird mit Recht an mehreren Stellen aufmerksam gemacht. — Den Ramus descendens noni soll man allerdings nicht mit der Carotis zusammen unterbinden; ihn aber lieber zu durchschneiden, wie der Verf. will, als dies zu thun, ist auch kein guter Rath! — Die zahlreichen Venen, in welche Luft eindringen könnte, die den Kranken augenblicklich tödten würde, nach den Erfahrungen von Larrey, Magendie und Dupuytren, sollen bei der Exstirpation der Schilddrüse am meisten zu fürchten sein; daher räth der Verf. auch nicht blofs die Arterien, sondern auch

die grofsen Venenstämme vorher zu unterbinden. Eben so fürchtet er sich auch vor den venösen Blutungen bei der Tracheotomie; diese Furcht ist jedoch eitel, wenn man die Luftröhre nicht eher öffnet, als bevor man die Blutung gestillt hat. — Um auf der linken Seite zum Oesophagus zu gelangen, soll man einen Einschnitt machen, als wenn man die Carotis unterbinden wollte, dann diese nach aufsen und den M. sterno-thyreoid. nach der Mittellinie zu schieben: man kommt nun auf eine fibrös-zellige Membran, die man durchschneidet, so dafs man den Kanal nun vor sich hat. Die Arter. subclavia betrachtet der Verf. an drei verschiedenen Punkten, nämlich: innerhalb des Scalen. anter., zwischen den beiden Scalen., und zwischen diesen Muskeln und der Clavicula. Die rechte Arter. subcl. an ihrer ersten Abtheilung zu unterbinden ist sehr schwer, man müfste die innere Portion des Sterno-mastoid. und oft auch den Sternohyoid. und thyreoid. durchschneiden; ferner hätte man nach vorn zu vermeiden die Vertebralgefäfse, die Thyreoid. infer, Mammar. intern., der N. pneumo-gastr., Diaphragmat., und nach hinten den Recurrens, den Sympath. magn. und die Arter. intercost. super. Die linke läfst sich hier leichter unterbinden, denn die Nerven kreuzen sie nicht, sondern steigen parallel mit ihr herab, so dafs sie leicht weggeschoben werden können; allein die grofse Tiefe und die fast verticale Richtung der Arterie heben diese Vortheile wieder auf. Zwischen den Musc. scalen. läfst sich die Arterie am leichtesten unterbinden. Man verfolgt, nach dem äufseren Einschnitte, mit dem Zeigefinger den vorderen Rand des Scalen. anter. bis zu dessen Insertion auf der ersten Rippe, fühlt hier das Tuberculum derselben und gleitet nun mit dem Finger nach dem Scalen. poster., wo man die Arterie findet und leicht (?) unter dieselbe eine Sonde schieben kann. Zwischen dem Schlüsselbein und den M. scalen. ist sie wieder schwerer aufzufinden! Die Vena subclavia wird leicht gleichzeitig verletzt, weil sie, wie alle grofse Venen, bei der Operation bedeutend anschwillt. Um

dies zu vermeiden, räth Lizars, ein Tourniquet um den Arm zu legen; allein dies wird nichts helfen, denn die Jugular- und anderen Venen werden die Vena subcl. reichlich mit Blut versehen! Die Arteria subclavia ist übrigens nach dem Verf. fast immer nach innen von der Vene, und nach aufsen von einem Nerven des Armgeflechtes bedeckt; die Arterie liegt also nicht oberflächlicher, als der Nerv, wie Langenbeck behauptet. — Warum man am Hinterhaupte nicht trepaniren sollte, sieht der Verf. nicht ein, nur räth er nicht auf der Mitte und nicht zu nahe an der oberen halbzirkelförmigen Linie zu trepaniren. Die Behauptung, dafs bei Erhenkten häufig die Bänder des Proc. odontoid. zerrissen, dafs dieser Fortsatz dann aus seinem Ringe unter dem Ligamente des Atlas schlüpfe, und in den Kanal der Wirbelsäule gelange, wo er das Rückenmark zerreifse und so einen augenblicklichen Tod hervorbringe, ist uns aufgefallen; jedenfalls verdient sie näher beachtet zu werden!

Die Arter. axillaris theilt der Verf. (mit Harrisson) in drei Theile. Der erste erstreckt sich bis zum oberen Rande des kleinen Brustmuskels. Um ihn blofs zu legen, macht man einen schrägen Einschnitt vom Schlüsselbeine bis zum Proc. coracoideus, also einen Einschnitt, der mit den Fasern des grofsen Brustmuskels parallel läuft. Die Arterie liegt zwischen und hinter der Vene und dem Nerven; man wird sie leicht unterbinden. Man darf aber die Ligatur nicht zu nahe an den M. subclav. bringen, weil die Vena cephalica und der N. thorac. die Arterie an dieser Stelle kreuzen, auch nicht zu nahe an den kleinen Brustmuskel, weil hier gewöhnlich der Ursprung der Acromial- und vorderen Brustarterien ist. Den zweiten Theil, der vom kleinen Brustmuskel verdeckt ist, darf man nie zu unterbinden wagen, nicht einmal comprimiren soll man ihn an dieser Stelle. Den dritten Theil, der innerhalb des Dreiecks des Subpectoral. liegt, unterbindet man leicht, entweder indem man einen parallelen Einschnitt in den Zwi-

schenraum der beiden Ränder der Achselhöhle macht, oder einen Einschnitt vor dem grofsen Brustmuskel, der parallel mit dessen Fibern, die quer durchschnitten werden, läuft. Während der Exspiration schwillt die Axillarvene immer so an, dafs sie die Arterie ganz bedeckt. — Beim Bruch des Halses des Oberarmknochens, wo die Bandagen von Ledran und Desault unnütz sein sollen, empfiehlt er blofs ein Kissen zwischen Arm und Brust zu befestigen, und den Arm dem Stamme genähert zu erhalten! — Dafs beim Bruche des Schlüsselbeins nicht immer das Bewegen des Arms zum Kopfe unmöglich sei, zeigt der S. 309 mitgetheilte Fall. — Der Verf. fand öfters die Apophyse des Acromions so verknöchert, dafs sie, bei schon 30 Jahre alten Leuten, mit der Gräte des Schulterblattes durch einen einfachen Knorpel vereinigt war! — Dafs bei Brüchen des Scapularendes des Schlüsselbeins keine Dislocation statt finde, ist ein Irrthum des Verf. — Der Mechanismus der Luxationen des Oberarms ist sehr genau angegeben, nur hätten die primären, von den secundären Luxationen geschieden werden müssen. — Spaltet sich die Arter. brachialis schon oben in zwei Zweige, so ist in der Regel der äufsere der stärkere. — Die Vena cephalica soll selten varicös werden. — Bei der Lappenamputation des Oberarms nach Vermale meint der Verf. ziehe sich der Biceps, der ganz frei und nicht befestigt ist, zu sehr zurück, im Vergleich zum Triceps, als dafs er einen guten Lappen bilden könne! — Man könnte zwar die Arter. radialis durch einen Einschnitt am äufseren Rande des Pronator teres unterbinden, allein es würde dies der Muskeln, Venen und Nerven wegen schwer sein; leichter würde es sich unterhalb der, S. 362 beschriebenen aponeurotischen Oeffnung machen lassen, denn die Arterie liegt hier auf jenem Muskel, zwischen zwei fibrösen Schichten, und hat auch nach innen den M. radial. anter., und nach aufsen den Supinat. long., dessen innerer Rand die Arterie in der Regel einige Linien weit bedeckt. — Das Aderlafs aus der Cephalica zieht der Verf.

seiner Gefahrlosigkeit wegen dem aus der Median. und Basil. vor, und setzt dies sehr belehrend auseinander. — Den Varix aneurysmat. und das Aneurysm. per anastom. in eine Klasse zu bringen, wie dies S. 366 geschieht, ist offenbar falsch! — Dafs der Verf., ein Franzose, gegen den Mifsbrauch des zu häufigen Aderlasses eifert, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit! — Bei der Resection der unteren Extremität des Humerus soll man den N. cubitalis ja schonen, weil sonst die letzten Finger gelähmt werden. Es würde daher gut sein, den Nerven vor dem Absägen des Knochens aus der Vertiefung, in welcher er liegt, vor dem Epitrochleus vorbeizubringen. — Die Arteria radialis will der Verf. oft auf der äufseren Seite des Radius gefunden haben. Die Vena radial. anter. fehlte oft ganz. Gerade im Gegensatze mit Larrey will der Verf. den Vorderarm so tief unten als möglich amputiren; man soll dem Arme nach der Operation eine abhängige Lage geben, damit sich der Eiter nicht versenken kann! Er zieht jedoch die Lappenamputation vor oder vereinigt diese vielmehr, nach J. Cloquet's Rath, mit der Zirkelamputation. — Lisfranc's Methode, die Mittelhandknochen zu exstirpiren, stellt er über alle andern, weil sie leicht und sicher ist, nur, sagt er, müsse man sich erinnern, dafs, wenn man das Messer zu weit nach hinten führe, man die Arter. radial. verletzen und leicht zwischen die beiden, hier befindlichen Handwurzelknochen kommen würde. — Er glaubt, dafs auch die Haut an den Fingern Follicul. sebacei besitze, weil sich hier Pockenpusteln entwickeln. — Er sah nur einmal eine Luxation des ersten Phalanx des Daumens auf dem ersten Mittelhandknochen, aber er sowohl, als die Professoren Bougon und Roux bestrebten sich vergeblich die Luxation einzurichten. (Fast alles, was der Verf. über den Mechanismus der Luxationen der oberen Extremitäten, über die Natur der Fracturen, und über die neueren Amputations- und Exarticulationsmethoden von Lisfranc und Dupuytren sagt, haben wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, über-

gehen müssen. Wir empfehlen aber das Nachlesen dieser sehr lehrreich abgehandelten Artikel dringend!)

Den geraden Bauchmuskel sah der Verf. öfters sich bis zum Ursprung des Sterno-mastoid. erstrecken. — Um die Arter. mammaria interna aufzufinden soll man, parallel mit dem Rande des Sternums, einen zwei bis drei Zoll langen Einschnitt im dritten Intercostalraume machen, dann das oberflächliche Zellgewebe, die Fasern des grofsen Brustmuskels und des Zwischenrippenmuskels, und endlich etwas Zellgewebe trennen. — Die Luxation des Sternalendes des Schlüsselbeins nach vorn hält er mit Recht für die häufigste und beinahe für die einzig mögliche. — Aus der weichen, durch den grofsen Gefäfsreichthum bedingten, Textur des Brustbeins will er sich die Häufigkeit der Krankheiten dieses Theiles, so wie das seltene Vorkommen der Necrose, im Vergleich zur Caries, erklären. (?) — Die durch Fracturen entstandenen Fragmente der Rippenknorpel vereinigen sich nicht unmittelbar, sondern das Perichondrium bildet einen knöchernen Ring, an dessen Mittelpunkt die beiden Knorpelenden befestigt sind. (Dieser Knochenring ist Dupuytren's Cal provisoire der langen Knochen.) — Wunden, welche die Brustwände in den unteren Zwischenrippenräumen und nahe am Brustbein durchdringen, sind wegen des Stammes und der Zweige der Mammar. intern. gefährlicher, als die, welche weiter nach oben fallen. — Die Möglichkeit einer Luxation der hinteren Extremität der Rippen nimmt der Verf. nicht an. — Das Gerardsche und Goulardsche Verfahren, die Arter. intercostalis zu comprimiren, tadelt er wegen der doppelten Verletzung, wegen des unvollkommenen Druckes auf das Gefäfs in der Rinne der Rippe und weil nur ein Ende comprimirt werden könnte, während das andere noch fortbluten würde. Desault's und Sabatier's Methode zieht er daher mit Recht vor. — Die Parentese des Thorax kann man nach ihm fast eben so gut im dritten als im vierten, fünften und sechsten Zwischenrippenraume machen. Er hält diese Ope-

ration selbst, was auch keinem Zweifel unterliegt, für bei weitem nicht so gefährlich, als man gewöhnlich glaubt. — Wenn man die Speiseröhre sondiren will, so soll man sich erinnern, dafs dieselbe, bevor sie in den Unterleib tritt, sich nach links wendet und so in der Brust eine ziemlich lange Krümmung bildet, deren Convexität nach rechts sieht, während man in der Gegend unter dem Zungenbeine eine entgegengesetzte Disposition wahrnimmt! — Ein sehr interessanter Fall von einer Verletzung des Herzens, die heilte, wird S. 514 mitgetheilt. Die Section des neun Jahre darauf verstorbenen Mannes zeigte die Narbe am Herzen und am Herzbeutel ganz deutlich! — Dafs Kranken, die an einem Aneurysma des Bogens der Aorta leiden, die Stimme vergeht, leitet der Verf. mehr von dem Drucke her, den die Geschwulst auf die Bronchien oder auf die Luftröhre selbst ausübt, als von dem Druck auf die unteren Nerven des Kehlkopfs. — Die Arter. innominata fand er einmal so unregelmäfsig verlaufend, dafs es nicht möglich gewesen wäre, sie zu unterbinden. Gleich nach ihrem Ursprunge nämlich wandte sie sich nach links, umgab die Luftröhre, ging zwischen dieser und der Speiseröhre durch, und kam wieder im Augenblicke ihrer Theilung nach rechts, nur viel tiefer, als im normalen Zustande! — Die bedeutende Dicke, welche bisweilen die Pleura costalis erlangt, soll entweder von Ablagerungen von Eiweifsstoff auf der inneren Fläche derselben, oder von Anschwellung und Verdickung des unter der Pleura gelegenen Zellgewebes herrühren. — Weil die Brustwände in der Jugend, wo sie dünner sind, sonorer klingen, als nach erlangter Pubertät, so tadelt der Verf. die Auenbruggersche Percussion, meinend, sie wäre nicht im Stande gesunde Lungen von schon in Hepatisation übergegangenen zu unterscheiden. (?!) —

Es bleiben uns jetzt nur noch einige wenige Worte über die diesem ersten Theile beigefügten, sehr schönen sechs Steindrucktafeln zu sagen übrig. Die erste Tafel dient zur Erläuterung der Eintheilung der verschiedenen Gegen-

den des Körpers, und stellt demgemäfs drei Figuren, von vorn, hinten und von der Seite dar. Die zweite Tafel liefert den senkrechten Durchschnitt des Kopfes sehr instructiv. Die dritte stellt die Gegend unterhalb des Zungenbeins dar. Auf der vierten finden wir die Regio supraclavicularis abgebildet; auf der fünften die Regio axillaris; und auf der sechsten endlich die vordere Ellenbogengegend.

Zweiter Theil.

Fünftes Kapitel. Der Unterleib. I. Zona thoraco-epigastrica. 1. Regio epigastrica. 2. Region. hypochondriacae. II. Zona mesogastrica. 1. Regio umbilicalis. 2. Seitengegend. 3. Regio lumbaris. III. Zona hypogastrica. 1. Regio hypogastrica propie sic dicta. 2. Region. iliacae. IV. Cavitas abdominalis. 1. Obere, 2. vordere, 3. seitliche, 4. untere Wand. 5. Fossa iliaca. 6. Viscera.

Sechstes Kapitel. Das Becken. I. Regio Pubis. 1. Der Venusberg. 2. Der Penis. 3. Der Hodensack. II. Regio ano-perinaealis. III. Regio pelvis. IV. Das Perinaeum beim Weibe. V. Regio pelvis beim Weibe. VI. Regio sacro-coccygea. VII. Hinterbackengegend.

Siebentes Kapitel. Beckenglieder. I. Regio inguinalis. II. Oberschenkel. 1. Vordere und 2. hintere Gegend. III. Knie. 1. Vordere und 2. hintere Gegend. IV. Unterschenkel. 1. Vordere und 2. hintere Gegend. 3. Innere oder Tibialgegend. V. Malleoli. 1. Innere, 2. äufsere, 3. vordere und 4. hintere Gegend. VI. Fufs. 1. Regio dorsalis. 2. Regio plantaris. 3. Zehen.

Die sogenannten Fettbrüche in der epigastrischen Gegend sah der Verf. oft; sie sind unschmerzhaft, lassen sich nicht zurückbringen und stören die Verdauung nicht, wenn sie nicht durch ihr Gewicht einige Organe aus dem Unterleibe hervorgezogen haben. — Bei Kindern tritt der Nabel-

bruch immer durch den Nabelring, bei Erwachsenen nie, sondern bei diesen durch eine Spalte in der Aponeurose, in welche er sich leicht einklemmt! Gegen Scarpa behauptet der Verf., dafs der Bruchsack bisweilen fehle, weil das Bauchfell an dieser Stelle wenig Ausdehnbarkeit besitze. — Auf anatomische Gründe gestützt hält er die Nephrotomie für ausführbar und beschreibt demgemäfs die Art und Weise, wie man die Operation machen müsse. — Den Musc. pyramidalis fand er oft fehlend, oft doppelt, selbst dreifach, auf einer oder auf beiden Seiten; oft berührten sie sich so dicht an der Mittellinie, dafs kaum ein fibröser Zwischenraum sie trennte. — Am Poupartschen Bande unterscheidet er drei Ränder: einen unteren und vorderen, der sich mit dem oberflächlichen Blatte der Aponeurose der Fascia lata verbindet; einen vorderen und oberen, der die äufsere Oeffnung des Leistenkanals bilden hilft; und einen oberen und hinteren, von welchem die Fascia transversalis entspringt. — Die Arteria epigastr. soll man gewifs und leicht (?!) auffinden können, wenn man einen zwei Zoll langen, mit dem Fallopischen Bande parallel laufenden Einschnitt macht, dann die Aponeurose des grofsen schrägen Muskels auf einer gerinnten Sonde durchschneidet und die unteren Fibern des kleinen schrägen Muskels in die Höhe hebt und sie seitwärts schiebt; man wird nun den Saamenstrang sehen, und folgt man dessen vorderer Fläche, so wird man leicht zur Oeffnung der Fascia transversalis gelangen, auf deren hinterer Fläche sich stets die Arterie befindet; die Fascia mufs man entweder mit der Sonde zerreifsen, oder durchschneiden, um die Arterie blos zu legen. — Je jünger das Subject ist, desto dichter liegen die beiden Oeffnungen des Leistencanals an einander. Dieser Canal hat nach dem Verf. drei verschiedene Richtungen, oder die Form eines verlängerten Z; daher soll man bei der Taxis erst nach hinten und oben, und dann schräg nach aufsen drücken. Beim äufseren Leistenbruch räth der Verf. mit Recht nach oben und aufsen zu schneiden, denn,

selbst wenn eine zweite Arter. epigastr. vorhanden wäre, so würde man sie vermeiden, und verletzte man die Superficialis, so würde man diese leicht unterbinden können. Obschon er nun gesteht, dafs, wenn die Einklemmung an der Abdominalöffnung, oder am Halse des Bruchsacks statt findet, die Verletzung der Arterie fast gewifs ist, so glaubt er doch die Furcht vor derselben sei übertrieben; dafs sie dies aber nicht sei, lehrt die pathologische Anatomie, die da zeigt, wie häufig diese Arterie unregelmäfsig verläuft! Dafs der Verf. übrigens zweifelt, dafs der Bruchsackhals den Moment der Einklemmung bisweilen bewirke, nimmt uns Wunder, da er doch selbst gesteht, diesen oft sehr verengert gefunden zu haben. Dafs es nicht blofs klug, sondern unumgänglich nöthig sei, den Bruchsack immer zu spalten, beweist er klar.

Dringt man bei der Operation des inneren Leistenbruches mit der Spitze des Messers nicht bis in den Unterleib, so wird man den äufseren Rand des Leistenringes immer ohne alle Gefahr (?) einschneiden können. (Anders freilich ist es, wenn der innere Rand oder der Bruchsackhals die Einklemmung bedingen.) — Dafs das Zwerchfell ursprünglich durch zwei Muskeln gebildet werde, läugnet der Verf., der dies bei einen Monat alten Embryonen nie fand. — Um die Aorta abdom. zu unterbinden, räth er einen mehrere Zolle langen, mit dem dritten Lendenwirbel correspondirenden und parallel mit der weifsen Linie laufenden Einschnitt, links vom Nabel, zu machen, die Gedärme nach rechts zu schieben, das Bauchfell links von der Wirbelsäule, oberhalb der Arter. mesenter. infer. zu durchschneiden, und dann die ziemlich feste fibröszellige Scheide zu trennen, aber sich wohl vor der Vena cava zu hüten, was am besten gelingen würde, wenn man die Aneurysmennadel von rechts nach links einbrächte! Er verzweifelt mit Recht nicht an der Möglichkeit eines glücklichen Erfolges, nur möchte wohl nach unserer Ansicht die Verletzung, bevor man zur Arterie gelangt, zu bedeutend sein! — Dafs

das Gimbernatsche Band kein besonderes Organ, sondern nur eine Fortsetzung, gleichsam ein Umschlag des Fallopischen Bandes sei, zeigt er sehr genau, wie wir denn überhaupt seine Beschreibungen der verschiedenen den Schenkel- und Leistencanal bildenden Fascien als sehr deutlich mit gutem Gewissen anempfehlen können. Wie es möglich sei, dafs sich ein äufserer Schenkelbruch (an dessen Existenz Scarpa zweifelt!) bilden könne, lehrt er S. 147. — Dafs der von Caries in der Wirbelsäule herrührende Eiter seinen Weg zwischen dem Bauchfell und der Fascia iliaca nehmen und der Fascia propria folgend sich durch den Schenkelring nach aufsen öffnen könne, darauf macht er zuerst aufmerksam. — Mit Monro nimmt er an, dafs die Epigastrica unter 20 Fällen einmal gemeinschaftlich mit der Obturatoria entspringe. Wenn letztere auch den oberen Theil des Schenkelbruchs umgiebt, so hält er es, selbst unter diesen höchst ungünstigen Umständen, doch nicht für absolut gewifs, dafs man sie verletzen müsse, wenn man nur nach oben oder nach innen (was doch wahrlich nicht einerlei ist!) schnitte. Er widerspricht sich jedoch offenbar, indem er an einer anderen Stelle (S. 163) behauptet, nach innen und unten, parallel mit dem Schenkelbogen einzuschneiden, sei die sicherste Methode, worin wir ihm allerdings beistimmen. — Bogros Methode, die Iliaca externa zu unterbinden, zieht er der von A. Cooper und Abernethy, denen sie jedoch sehr ähnelt, vor, weil der Einschnitt die Arterie in einem rechten Winkel kreuze; rücksichtlich des Saamenstranges und der Epigastrica ist sie aber gefährlicher, als jene! — Dafs ein Degen von einer Seite bis zur andern die epigastrische Gegend durchdringen kann, ohne den Magen zu verletzen, beweist der S. 184 mitgetheilte Fall. — Das Colon descendens soll man öffnen, wenn man einen künstlichen After bilden will; dafs man aber zu demselben gelangen könne, ohne das Bauchfell zu öffnen, beruht offenbar auf einem Irrthume. — Der Verf. fand

fand häufig Divertikel an den dicken Gedärmen, was gegen F. Meckel's Behauptung spricht. —

Die Symphyseotomie (Synchondrotomie) soll keine gefährliche Operation sein! (?) — Von der Circumcision der Vorhaut will der Verf. nichts wissen, weil, wenn man genug Haut wegnimmt, die Eichel unbedeckt bleibt, was unangenehme Folgen (aber welche?) haben kann, und weil, wenn man zu wenig wegnimmt, die Oeffnung oft kleiner wird, als sie vorher war. — Will man den Penis mit Gewalt krümmen, so bricht er, d. h. die fibröse Haut, die gleichsam sein Skelet bildet, zerreifst, und es entstehen Blutungen, denen fungös-aneurysmatische oder varicöse, unheilbare Geschwülste folgen. — Die Behauptung, dafs, wenn kein Hode im Hodensack sei, dieser stets in der Bauchhöhle verborgen liege, aber nie gänzlich fehle, steht nicht fest, da es Fälle von wirklichem Mangel des Hodens giebt. (S. Fr. Meckel's pathol. Anatomie I. S. 685.) — Die Arterien, nach der Operation der Sarcocele, für sich allein zu unterbinden, hält der Verf. in den meisten Fällen für unmöglich, weil die Nerven zu fein sind und zu genau mit den Arterien zusammenhängen, als dafs man sie von diesen trennen könnte. Er räth daher den ganzen Saamenstrang, und zwar sehr fest, zu unterbinden, und folgt hierin den Ansichten Richerand's und Bougons, denen jedoch die Erfahrungen deutscher Wundärzte nicht entsprechen. Den Schnitt in den Hodensack bei der Castration, anstatt vorn, hinten zu machen, wie Aumont will, um Infiltrationen zu vermeiden, scheint ein plausibles Verfahren zu sein. — Mufs man Stücke vom Netz entfernen, so soll man die Arterien isolirt unterbinden, weil, wenn man das Netz mit unterbindet, oft böse Zufälle entstehen. — Dupuytren's Methode, den künstlichen After zu heilen, wird mit Recht allen anderen vorgezogen. Dafs aber ein deutscher Wundarzt, Schmalkalden, schon 1795 nach derselben Ansicht mit Glück operirte, scheint Velpeau nicht gewufst zu haben. (S. Anton Scarpa's neue Abhandlungen, von

Seiler. Leipz. 1822. S. 223.) — Hat sich bei einer Mastdarmfistel die Haut losgelöst (décollée), so mufs man nach dem Verf. nicht blofs den Eiterheerd blofs legen, sondern auch das ganze losgelöste Stück entfernen. Boyer und Roux operiren auf diese Weise, und die Mastdarmfisteln sollen nirgends sicherer geheilt werden, als in der Charité! — Der Accelerator urinae soll sich während des Catheterisirens krampfhaft zusammenziehen, und so bisweilen der Sonde Widerstand leisten. — Um die Arteria pudenda interna zu unterbinden, mache man einen Einschnitt von der Basis des Steifsbeins bis zum grofsen Trochanter durch die Haut und das darunter liegende Zellgewebe, trenne dann die Fibern des grofsen Gesäfsmuskels bis zum Ligam. sacro-ischiat., schneide die untere Wundlippe (beim Steinschnitt) quer durch bis zu diesem Bande, dann endlich dieses selbst, und nun wird die Ligatur leicht sein. (Leichter gesagt, als gethan!) Die Superficialis perinaei ist die Arterie, welche am häufigsten beim Steinschnitt verletzt wird; sie läfst sich aber leicht unterbinden, weil sie nur zwischen der Haut und der Aponeurose liegt. Letzteres gilt auch von der Transversa perin., die man jedoch bei der Bilateralmethode nicht verletzt! — Die Vorsteherdrüse fand der Verf. oft von fibrös-fleischigen Längenfasern, die sich bis zur Blase erstreckten und ein Anhang derselben zu sein schienen, umgeben. — Dafs er sich gegen den Mastdarmblasenschnitt erklären würde, liefs sich voraussehen. Wir bitten seine Gründe, die im Ganzen mit den von Scarpa aufgestellten übereinstimmen, nachzulesen. — Gegen E. Home behauptet er, dafs die Anschwellung des mittleren Lappens der Vorsteherdrüse keine häufige Ursache von Retentio urinae sei, ja er nimmt die Existenz eines mittleren Lappens gar nicht einmal an (?). — Folgt der Tod wenige Tage nach dem Steinschnitt, so ist fast immer Peritonitis in Folge von Entzündung des Zellgewebes zwischen der Prostata und dem Mastdarm, zwischen jener und den Schaamknochen, und zwischen der Aponeurose des Mittel-

fleisches und des Beckens die Ursach. Diese Zufälle werden am besten vermieden, wenn man die Prostata nicht zu tief einschneidet. — Die Klappe am Blasenhalse, die Amussat aufgefunden haben will und die er Pylorus nennt, existirt nach dem Verf. in der Wirklichkeit nicht. Dagegen rühmt er Amussat's Methode, mit einer geraden Sonde zu catheterisiren, wenn er auch nicht, wie dieser behauptet, die Harnröhre bilde keine Krümmungen, vielmehr das Gegentheil ganz evident darthut. Gleichfalls spricht er sich auch gegen diesen Schriftsteller für die Existenz der Fossa navicularis aus. — Ob sich die innere Oeffnung der Mastdarmfisteln immer nur 1 — 2 Zoll oberhalb des Sphincters (nach Sabatier, Larrey, Richerand), oder aber 3 bis 4 Zoll hoch (nach Desault, Boyer, Roux) befinde, darüber entscheidet sich der Verf. nicht; er zeigt jedoch, dafs man dreist den Schnitt bis auf 6 Zoll hoch ausdehnen könne, ohne Gefahr zu laufen, das Bauchfell zu verletzen. — Aus der S. 329 gelieferten, sehr genauen Beschreibung der Fascia pelvis geht hervor, dafs die Bauchwand da, wo sie von der Recto-Vesical-aponeurose bekleidet wird, also zwischen dem Blasenhalse und dem Mastdarm, sehr schwach ist und nur einen sehr geringen Widerstand leistet. (Um so auffallender ist die Seltenheit der Mittelfleischbrüche!) — Um zur Arter. iliaca interna zu gelangen, soll man den von Abernethy zur Blofslegung der Externa empfohlenen Einschnitt um 1 bis 2 Zoll nach oben und aufsen verlängern. Man wird zur Arterie gelangen können, ohne das Bauchfell zu verletzen, denn dieses ist nur leicht befestigt. — Pinel's S. 343 mitgetheilte Vorlesung in der Academie royale, des Inhalts, dafs Versuche an Thieren ihm gezeigt hätten, dafs selbst bedeutende Blasenwunden, wenn sie durch die Nath vereinigt würden, leicht heilten, verdient wohl berücksichtigt zu werden, da, wenn es sich wirklich so verhält, der hohe Apparat zum Steinschnitt in mehr denn einer Hinsicht den Vorzug vor allen andern Methoden verdiente, namentlich bei Kindern und Weibern, weil bei

diesen die Blase weniger im Becken herabgesunken ist. — Den Mastdarm will der Verf. nur höchst selten nach rechts, meistens nach links und nur mit seinem unteren Theile auf der Mitte des Heiligbeins ruhend gefunden haben. — Lisfranc's Methode, den Steinschnitt bei Frauen zu machen, tadelt er mit Recht, weil man dabei die weichen Theile vollkommen so vom Schaambogen trennen mufs, dafs der halbmondförmige, die Harnröhre einschliefsende Lappen allein bleibt und sich mithin leicht vom Schaambogen entfernen kann. — Dafs er einmal einen Polypen der Gebärmutter für einen Vorfall dieses Organs angesehen und dem gemäfs mit einem Mutterkranz behandelt habe, dafs aber die Kranke sechs Tage darauf an einer Peritonitis gestorben sei, erzählt er S. 366 sehr offenherzig. — Die Hernien der Scheide, der Schaamlippe und des Mitteifleisches sind blofs einfache Varietäten; alle entstehen auf dieselbe Art. Die gröfsere Weite des Beckens bei Frauen disponirt diese hauptsächlich zu Mittelfleischbrüchen. Die Anteversio uteri ist sehr selten, und fast unmöglich. (?!) — S. 374 wird erzählt, Richerand habe einen Polypen der Gebärmutter abgebunden in der Idee, es sei die Gebärmutter selbst. Der Irrthum klärte sich erst nach dem Tode der Frau auf. Recamier soll einer Dame mit dem glücklichsten Erfolge die Gebärmutter exstirpirt haben. Die Exstirpation des Eierstocks ist nach dem Verf. keine verwegene Operation. — Die Gesäfspulsader räth er, im Fall eines Aneurysma's, nicht zu unterbinden, ihrer tiefen Lage wegen, sondern alsdann lieber die Hypogastrica zu wählen. Sollte aber jene selbst verletzt sein, so müfste man sie comprimiren oder unterbinden; gewisse Vorschriften dazu liefsen sich jedoch nicht geben. — Der Behauptung, dafs die zwischen der Symphysis sacro-iliaca liegende Bändermasse während der Schwangerschaft sehr häufig sich erweiche, und dafs dieser Zustand keinesweges immer ein krankhafter sei, werden gewifs wenige beitreten. Diese Annahme scheint übrigens den Verf. zu der, oben schon angeführten Idee von der Gefahrlosig-

keit des Schaambeinfugenschnitts, der es doch wohl verdiente, dafs er gänzlich in Vergessenheit geriethe, veranlafst zu haben. (Hätten wir uns bei der eben beendeten Anzeige des sechsten Kapitels auf das Anatomische und Chirurgische der Lehre vom Steinschnitt nur einigermaafsen einlassen wollen, so würde uns dies viel zu weit geführt haben. Wir sind diese Artikel daher völlig übergangen, können aber nicht unterlassen, auf das Studium derselben besonders aufmerksam zu machen.)

Den Schenkelbruch handelt der Verf. erst im Anfange des siebenten Kapitels, zu welchem wir jetzt kommen, ab, obschon er bereits an früheren Stellen mehreres hierher Gehörige berührt hatte. Der Schenkelkanal ist ihm eine blofse Fortsetzung der Fossa iliaca, von welcher er durch die Eingeweide, das Bauchfell und andere Theile getrennt ist. Bei der Taxis soll man den Druck von vorn nach hinten ausüben, aber nicht gerade, sondern der Axe des Kanals folgen. Bildet die äufsere Oeffnung des Kanals die Einklemmung, so kann man dreist nach oben und aufsen einschneiden; wollte man dies aber nach dem Rathe von Sharp und Dupuytren thun, wenn die innere Oeffnung den Moment zur Einklemmung bedingt, so würde man die Epigastrica verletzen; schnitte man nach oben und innen, so würde man einen bedeutenden Ast der Epigastrica, und aufserdem bei Männern die Arter. spermatica und selbst das Vas deferens verletzen. Der Verf. räth daher, den Schnitt nach innen zu richten, und stimmt darin mit Lawrence, Boyer, Roux und andern überein. Rührt die Einklemmung von dem Bruchsackhalse her, so geräth man nicht in Gefahr, wichtige Arterien zu verletzen, nur soll man sich dabei ja nicht des Pottschen Bistouri's bedienen. In dem Widerstande, den die Wände dieses Kanals und dessen Oeffnungen leisten, sucht der Verf., und wohl mit Recht, die Ursachen, warum sich die Schenkelbrüche häufiger, als die Leistenbrüche einklemmen; daher ertheilt er auch den Rath, bei jenen früher zu operiren, zumal da die Taxis

derselben sehr schwer sei! (Von der Möglichkeit, die Einklemmung durch die Ausdehnung zu heben, kein Wort!) — Klemmt sich eine Hernia obturatoria ein, so wird man das von Sabatier und Boyer empfohlene Leblancsche Dilatatorium nicht gut anwenden können; wollte man mit dem Bistourie die Oeffnung erweitern, so müfste man an der inneren Seite der Schenkelgefäfse die Haut, die Fascia superficialis, die beiden Blätter der Fascia lata und eine Schicht Zellgewebe trennen, vielleicht selbst die beiden kleinen Adductoren und den Pectinaeus. Man würde nun blofs nach hinten und innen den einklemmenden Ring einschneiden können, weil das vordere und äufsere Drittheil des Kanals vom Os pubis gebildet wird, allein dabei würde man schwerlich die Arter. obturatoria vermeiden können. — Hutchinson's Vorschlag, die Arter. femoralis nicht am innern, sondern am äufseren Rande des Schneidermuskels aufzusuchen, um nicht Gefahr zu laufen, die Vena saphena zu verletzen, tadelt er aus guten Gründen. Dafs der Nervus cruralis die Arterie hoch oben kreuzte, fand er oft. Nicht blofs nach nicht wiedereingerenkten Luxationen des Oberschenkels und nach Exarticulationen dieses Gliedes, sondern auch nach Amputationen in der Continuität desselben oll sich die Pfanne allmählig verengern und am Ende völig schliefsen, sich gleichsam in sich selbst zurückziehen, weil sie nicht mehr ihren Functionen vorsteht. — Weil der Winkel, den der Schenkelhals bildet, bei Kindern weniger deutlich ausgesprochen ist, als bei Erwachsenen, so sucht der Verf., wie wir jedoch glauben mit Unrecht, hierin den Grund, dafs bei jenen der Knochen sich häufiger luxirt, als bei diesen; denn gerade jener Winkel bedingt das häufigere Vorkommen von Fracturen! — Nach Fracturen des Schenkelhalses ist das obere Fragment nicht als ein fremder Körper zu betrachten, weil das Ligam. teres dasselbe ernährt und die Kapsel dasselbe umgiebt. Findet der Bruch innerhalb der Kapsel statt, so ereignet es sich bisweilen, dafs die Kranken unmittelbar nach dem Zufalle noch einige

Schritte gehen können. Die Verschiebung der Knochenenden ist alsdann nie bedeutend. (Ueber die Möglichkeit einer festen Vereinigung der Fragmente nach einem Bruche mit Zerreifsung der Kapsel, die A. Cooper völlig läugnet, Earle jedoch annimmt — s. Chir. Handbibliothek. VII. 1. — spricht sich der Verf. nicht aus.) — Hinsichtlich der verschiedenen Methoden, den Schenkel zu exarticuliren, tadelt er Lisfranc's Methode, weil man bei derselben vorher die Arter. femoral. nahe am Poupartschen Bande unterbinden mufs, rühmt dagegen die von Guthrie und Gräfe, die auch von Béclard erfunden (?) sein soll, hält jedoch alle für Modificationen der Larreyschen, und glaubt, es gäbe keine Methode, die für alle Fälle pafste, worin wir ihm allerdings beistimmen müssen. —

Hunter's Methode, die Cruralis in der Mitte des Schenkels zu unterbinden, verwirft er als gefährlich, und behauptet, man müsse dies viel höher oben thun. Seine Gründe, die wir nachzulesen bitten, lassen sich hören! — Warum er die Möglichkeit einer durch die blofse Muskelkraft bewirkten Fractur des Oberschenkels so sehr heraushebt, begreifen wir nicht, da dieser Zufall durchaus nicht zu den seltenen gehört! Die doppelt geneigte Fläche empfiehlt er übrigens als die zweckmäfsigste Vorrichtung, weil sie mehr, als alle andere Apparate, auf die Krümmung des Schenkelknochens Rücksicht nimmt. — Die Lappenamputation des Oberschenkels tadelt er zwar, führt jedoch keine hinlänglichen Gründe dafür an. — Ein Querbruch der Kniescheibe heilt entweder durch Callus oder durch eine fibröse Zwischensubstanz; beträgt diese selbst einen halben Zoll, so wird es nichts schaden. Den Kranken daher zu quälen, um die Vereinigung durch Callus hervorzubringen, ist Unrecht (?). — Die Knorpelkörperchen, die man bisweilen im Kniegelenk findet, sollen sich immer ursprünglich äufserlich bilden und erst secundär in das Gelenk dringen; eine Meinung, die sich wohl schwerlich beweisen läfst. — Um zur Arter. poplitea zu kommen, müfste man

in der Richtung einer Linie, von der Mitte der hinteren Fläche der Condylen des Oberschenkels bis zur Mitte der hinteren Fläche des inneren Randes des Schenkels, einen Schnitt durch die Haut, das Zellgewebe und die Aponeurose machen, dann den Nerven und die Vene nach aufsen schieben, wenn man oberhalb der Condylen unterbinden wollte; den Ursprung der Wadenmuskeln aber seitwärts schieben und diese selbst trennen, wenn man die Operation mehr nach dem Gelenke zu machen wollte. Sie würde jedoch immer sehr gefährlich sein. — Etwas voluminöse Aneurysmen werden immer die Mitte der Kniekehle einnehmen, wenn auch die Perforation der Arterie höher oder tiefer statt findet. — Die Exarticulation des Knie's verbannt der Verf. mit Recht aus der Chirurgie. — Aus dem Winkel, den die Arter. tibial. anter. macht, erklärt er sich die starke Retraction derselben nach der Amputation. Die Unterbindung derselben hält er für sehr schwer, weil sie so tief liegt, weil man sie schwer vom Nerven und der Vene unterscheiden kann, und weil man Gefahr läuft, das Ligamentum inteross. zu durchbohren. Dafs der Gebrauch der Deschampschen Nadel diese Schwierigkeiten vermindern werde, glauben wir nicht. — Fälle, wo die Sehne des Plantaris zerrissen, existiren nach dem Verf. nicht; und obschon er die Möglichkeit eines solchen Falles einräumt, so hält er ihn doch nicht für wahrscheinlich. — Die Arter. tibial. poster. soll man am leichtesten zwei Zoll oberhalb des inneren Knöchels unterbinden können, wenn man in der Mitte zwischen dem inneren Rande der Tibia und der Achillessehne einschneidet. Sie liegt hier so, dafs sich der hintere Schienbeinmuskel nach innen, der Beuger der grofsen Zehe nach aufsen befindet, und dafs sie selbst auf dem gemeinschaftlichen Beuger ruht. Noch weiter unten, 2 bis 3 Linien hinter dem inneren Knöchel, soll man diese Arterie aber noch leichter auffinden können. — Beim Aderlafs am Fufs räth der Verf. vorzüglich die Vena saphena interna zu wählen, und diese der Länge nach zu öffnen.

Er meint sogar, man könnte den Einschnitt ohne Gefahr (?!) bis auf den Knochen machen, nur müfste man den Nerven meiden. — Dafs das Wadenbein blofs dazu da sein sollte, um eine gröfsere Fläche für die Anheftung der Muskeln zu bilden, können wir nicht glauben! — Obschon die Lappenamputation des Unterschenkels vor dem Zirkelschnitt den Vorzug verdient, so üben die Franzosen sie doch nicht aus; der Verf. aber, von ihrer Vorzüglichkeit überzeugt, giebt S. 584 die Art und Weise derselben sehr genau an. Sie unterscheidet sich von allen bekannten Methoden, die von Gräfe ausgenommen. Wir bitten, diese Stelle sowohl, als alle noch folgenden auf die Exarticulation des Fufses u. s. w. Bezug habenden nachzulesen, da etwas hierüber mitzutheilen, uns offenbar viel zu weit führen würde, und diese Anzeige ohnehin schon sehr ausführlich geworden ist. Nur die Wichtigkeit der abgehandelten Gegenstände kann deswegen zur Entschuldigung gereichen.

Die auch diesem Bande beigefügten, sehr schönen Steindrucktafeln, stellen folgende Gegenden des Körpers dar: die siebente und achte die Regio inguinalis, die neunte die Fossae iliacae und das Innere des Beckens, die zehnte und elfte die Regio ano-perinaealis, die zwölfte das Innere des perpendiculär durchgeschnittenen Beckens, die dreizehnte den verticalen Durchschnitt des Beckens und der Zeugungstheile des Mannes in Rücksicht auf den Steinschnitt, und die vierzehnte die Regio poplitaea.

Ein alphabetisches Register würde die Brauchbarkeit dieses vorzüglichen Werkes um ein Bedeutendes vermehrt haben.

— o —

VIII.

Handbuch der Chirurgie, zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen von Maximilian Joseph

Chelius, Dr. Med. et Chirurg., Grofsherzogl. Badischem Geheimen Hofrathe, ord. öffentl. Professor der Chirurgie, Dir. der chir. und ophthalmolog. Klinik zu Heidelberg und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. I. Bd. 1. Abtheil. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Heidelberg und Leipzig, neue akademische Buchhandlung von Karl Groos. 1826. 8. 419 S. 2. Abtheil. S. 421 — 896. (Beide Abtheil. 5 Thlr.)

Binnen kaum vier Jahren war die erste Auflage des vorliegenden Werkes vergriffen, das gleich bei seinem Erscheinen wegen seiner guten Diction, seiner umsichtigen Benutzung der Materialien und seiner gewissenhaften litterarischen Kritik ungetheilten Beifall erhielt. Mehrere akademische Lehrer der Chirurgie (in Giefsen und Prag) nahmen um so lieber dasselbe zum Leitfaden, je entsprechender sie es ihren Zwecken fanden. So mufste der Verf. nach dem genannten Zeitraume diese neue Auflage vorbereiten, die bei der allgemeinen Liebe zur Chirurgie, die sich unter den jungen deutschen Aerzten offen zu Tage legt, und wenn sie nicht verschwindet, was kaum zu fürchten ist, herrliche Früchte tragen mufs, eine allgemein willkommene Gabe sein wird.

Ref., der diese erste Abtheilung mit grofser Belehrung und inniger Freude gelesen und wieder gelesen hat, hält es für seine erste Pflicht, eine kurze Inhaltsanzeige zu geben, dann aber einige Bemerkungen hinzuzufügen, die sich ihm bei der Lektüre des vorliegenden Werkes aufdrängten, und die er um so freimüthiger ausspricht, je inniger er den Verf. verehrt, und je mehr er ihn hochschätzt.

Die Einleitung ist in dieser Ausgabe dieselbe geblieben; der Verf. glaubt, «als dem Gebiete der Chirurgie angehörend, alle diejenigen organischen Krankheiten bezeichnen zu können, welche in solchen Theilen ihren Sitz haben, die den Organen unseres Gefühles zugänglich sind, oder die

Anwendung mechanischer Mittel zu ihrer Heilung zulassen.» Es ist nicht zu läugnen, dafs durch diesen den chirurgischen Krankheiten angewiesenen Kreis, durch diese nähere Bestimmung der Uebel, welche man chirurgische nennen mufs und soll, die Eintheilung der Krankheiten überhaupt nicht schärfer gemacht ist, weil eigentlich die hier gegebene Definition der chirurgischen Krankheiten nur eine Interpretation des Wortes «Chirurgia» ist; allein auf welchem anderen Wege wollte man auch hier zum Ziele kommen! Die Untersuchung mit der Hand, oder mit den Organen unseres Gefühles, diesem ὄργανον ὀργάνων, wie sie einmal von Aristoteles genannt wird, ist für den Chirurgen das non plus ultra; und wenn derselbe auch sehr oft das Auge zur Erkenntnifs irgend eines Uebels (es wird hier natürlicherweise das Auge ausgenommen, dessen Krankheiten nur durch das Auge erkannt werden können) nicht entbehren kann, so ist es doch die Untersuchung mittelst des Gefühls, mittelst der Hand, welche allein Bestimmtheit, Sicherheit in die Diagnose der chirurgischen Krankheiten bringen kann! Selbst die Entzündung der äufseren Theile erhält erst durch das Gefühl, das uns die erhöhte Temperatur (Calor des Celsus, d. med. III. 10.) anzeigt, eins der sichersten diagnostischen Kennzeichen. Die Richtigkeit aber der hier von dem Verf. beibehaltenen Eintheilung der chirurgischen Krankheiten, von denen auch schon Celsus sagt: «Tertia medicinae pars quae manu curat, non quidem medicamenta atque victus rationem omittit, sed manu tamen plurimum praestat.» VII. 1., würde in ein um so helleres Licht gesetzt werden, wenn ein Gedanke Corvisart's, der eine Schrift «über die medicinische Erziehung der Sinne» beabsichtigte, wieder aufgenommen und realisirt würde.

Die Eintheilung der chirurgischen Krankheiten ist in der zweiten Auflage dieselbe geblieben, welche sie in der ersten war; läfst auch nichts zu wünschen übrig. Auch ist der geschichtliche Ueberblick der Chirurgie in seiner früheren Gestalt in die neue Ausgabe übergegangen. Ref.

läugnet nicht, dafs ihn die von Choulant versuchte Eintheilung der Zeiträume in der Geschichte der Chirurgie mehr angesprochen hat, als die von dem Verf. gegebene, der sich nur an die Zeit hält. Es ist unendlich schwer, in diesem Theile der Chirurgie das Richtige zu treffen, weil, wie schon Choulant sehr richtig bemerkt, jeder einzelne Beobachter in der Chirurgie weniger den Einflüssen herrschender Theorien hingegeben, mehr durch eigene Erfahrung gebildet und an diese sich haltend, mehr für sich allein dasteht, als in den andern medicinischen Doctrinen. Schon Haller klagte über den Mangel schicklicher Perioden zur Eintheilung des litterarischen Vorrathes [1]). Choulant stellt (Tafeln zur Geschichte der Medicin nach der Ordnung ihrer Doctrinen. Leipzig, bei Vofs. 1822. S. 21.) sieben Zeiträume auf, deren vier erste — die älteste griechische Chirurgie (zum Theil der Mythe angehörend), die spätere griechische Chirurgie, die der Araber und des Mittelalters, und die der Restauratoren — sich von selbst ergeben. Sie sind folgende:

I. Aelteste griechische Chirurgie, bis auf Hippokrates; bis 430 vor Christo.
II. Von Hippokrates bis mit Paul von Aegina; von 430 vor Christo bis mit 636 nach Christo.
III. Von Paul von Aegina bis Pitard; von 636 bis 1260.
IV. Von Pitard bis Paré; von 1260 bis 1551.
V. Von Paré bis Severin; von 1551 bis 1646.
VI. Von Severin bis Heister; von 1646 bis 1718.
VII. Von Heister bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts; von 1718 bis 1800.

Die von S. 17 bis 28 verzeichnete Litteratur ist mit Kritik und Gründlichkeit angegeben; nur selten vermifst man einige genauen Angaben.

---

1) Bibl. chirurgic. T. II. p. 1.

Erste Abtheilung. Von der Entzündung. Erster Abschnitt. Von der Entzündung im Allgemeinen. Erscheinungen bei derselben. Ausgänge. Zertheilung. Ergiefsung. Eiterung. Verschwärung. Verhärtung. Brand. Heifser Brand (Gangraena). Kalter Brand (Sphacelus). Brand als Folge eines contagiösen Einflusses; bösartige Pustel — Hospitalbrand. — Die Entzündung ist verschieden nach den Erscheinungen und ihrem Verlaufe, nach ihrer Ursache, nach der Structur des ergriffenen Theiles; daher eine acute, chronische Entzündung, daher eine reine, erethische, torpide, bösartige und verborgene Entzündung — daher eine idiopathische, symptomatische, specifische und sympathische Entzündung — Entzündung der Haut, des Zellgewebes, der Drüsen, der Schleimhäute, der serösen Häute, der fibrösen Gebilde, der Venen, der Saugadern, der Nerven, der Knochen. — Prognose der Entzündung. — Behandlung derselben.

Behandlung des Abscesses. Oncotomia. Nöthige Vorsicht hierbei. Kalte Abscesse. Behandlung. Verschiedenheit derselben. Behandlung der Fistelgänge durch die Ligatur. Behandlung der Verhärtung. — Die Behandlung des Brandes besteht darin: die weitere Ausbreitung desselben zu verhüten, die Natur in der Abstofsung des Brandigen zu unterstützen und die Einwirkung der Brandjauche auf den übrigen Körper zu hindern.

Zweiter Abschnitt. Von einigen besonderen Arten der Entzündung. I. Von der Rose. Es giebt nach Rust ein Erysipelas verum, s. exanthematicum, und ein Erysipelas spurium oder Pseudoerysipelas. Dieses zerfällt nun in ein Erythema idiopathicum, symptomaticum und consensuale. II. Von den Verbrennungen, Combustiones. Der Verf. unterscheidet vier Grade der Verbrennung. Diese erfordern verschiedene Behandlungsweisen. (Die Untersuchungen der französischen Wundärzte über den Einfluss, welchen Verbrennungen auf die inneren Schleimhäute haben, sind hier übergangen. Wir verweisen hauptsächlich

auf Dupuytren's Erfahrungen in der von Bégin und Sanson besorgten neuen Ausgabe der Sabatierschen médecine opératoire.) III. Von den Erfrierungen. Folgen der Erfrierungen. Brand. Frostbeulen. IV. Von dem Blutschwär, Furunkel, Furunculus. Erscheinungen desselben. Behandlung. (Ref. sah in mehreren Fällen durch den Gebrauch von Karlsbad dieses so lästige Uebel, welches regelmäfsig zur Frühlingszeit auftrat und den Kranken fürchterlich plagte, indem es sich nur in der Gegend des Afters ablagerte, vollkommen verschwinden; wie ihm scheint, ein Beweis, dafs das Uebel, wenn es öfters erscheint, nur durch den Gebrauch innerer Heilmittel radical bekämpft werden kann.) V. Von dem Karbunkel. Carbunculus. Anthrax. Der symptomatische, bösartige, pestilentiale, idiopathische und gutartige.

Dritter Abschnitt. Von der Entzündung in einigen besonderen Organen. I. Von der Entzündung der Mandeln, Angina tonsillaris. Behandlung. Scarificationen. Induration der Mandeln. Krankheiten des Zäpfchens. II. Von der Entzündung der Ohrspeicheldrüse. Inflammatio parotidis. Angina parotidea. Cynanche parotidea. Mumps. Bauerwezel. Uebergang in Eiterung. Behandlung. Metastatische Gefahr der Krankheit. III. Von der Entzündung der Brüste. Ueber die Natur dieser Krankheit fehlt Benedict's gewifs ächt praktische Schrift: «Bemerkungen über die Krankheiheiten der Brust- und Achseldrüsen. Breslau, 1825. 4. IV. Von der Entzündung der Harnröhre, Gonorrhoea etc. Erscheinungen, welche dieses Uebel begleiten. Der Verf. nimmt drei Arten des Trippers an. 1) Tripper ohne Ansteckung entstanden, durch äufsere Schädlichkeiten oder durch Ablagerung einer unterdrückten Secretion. (Hierher gehören auch die Tripper ex causa haemorrhoidali, die oft höchst langwieriger Natur sind.) 2) Tripper welche durch einen besonderen Ansteckungsstoff bedingt sind, dessen Wirkung sich aber nicht über die Harnröhre ausbreitet. 3) Tripper venerischen Ursprungs. Behandlung dieser ver-

schiedenen Arten. (Der Verf. bestätigt die gute Wirkung der Cubeben in allen Stadien der Krankheit. Man mufs mit ℥ ß Pulv. Cubeb. den Tag über beginnen, und nach und nach, wenn keine besonderen Zufälle entstehen, höher steigen. Wenn man stark und lange einwirken mufs, ist es am besten eine Dose von ʒ ij alle drei oder vier Stunden zu geben, indem man die Stunde der Mahlzeit danach regulirt, oder auch eine Dosis in der Nacht nehmen läfst. Treten Leibschmerzen oder Durchfall ein, so vermindert man die Dosen auf zwei oder drei. Tritt Tenesmus mit dünnen Stühlen verbunden ein, so setzt man das Mittel aus, läfst schleimige Getränke nehmen, verbietet alle festeren Speisen und fährt mit den früheren, aber kleineren Dosen weiter fort. Beim frischen Tripper änderte sich unter dem Gebrauche dieses Mittels das Brennen, die Hitze, die nicht bedeutenden Schmerzen und der Ausflufs schnell, dieser ward serös, und in zwei bis drei Tagen war alles vorüber (??). Auf dieselbe Weise geht es bei leichteren Blennorrhöen. wenn sie auch älter sind; drei Dosen von zwei Drachmen täglich reichen in diesen Fällen hin. Heftigere Blennorrhöen in der zweiten oder dritten Woche mit starken Schmerzen, Chorda u. s. w. weichen langsamer und nach gröfseren Gaben u. s. w.) V. Von der Entzündung des Hodens. Inflammatio testiculi, Orchitis, Hernia humoralis. Ursachen. Erscheinungen. Ausgänge dieser Entzündung. Behandlung. VI. Von der Entzündung der Lendenmuskeln. Lumbago (?) Psoitis. Erscheinungen bei Entstehung dieses Uebels. Behandlung. Der Verf. stimmt für die Eröffnung des Abscesses durch den Troiquart, und wenn es nöthig ist, für Wiederholung der Operation. VII. Von der Entzündung des Nagelgliedes. Umlauf, Wurm, Panaris, Panaritium, Onychia, Paronychia. Der Verf. nimmt vier Grade an. Ursach dieses Uebels. Behandlung. VIII. Von der Entzündung der Gelenke. A. Von der Entzündung der Synovialhaut. Inflammatio membranae synovialis. Erscheinungen. Entstehung derselben. Behandlung. B. Von der Entzün-

dung der Knorpel. Erscheinungen. Behandlung. C. Von der Entzündung der Gelenkenden der Knochen. Erscheinungen. Veränderungen, welche in den Knochen vor sich gehen. I. Von der Entzündung im Hüftgelenke. Freiwilliges Hinken, Coxalgia, Morbus coxarum, Luxatio spontanea femoris, Coxarthrocace. Erscheinungen in den verschiedenen Stadien dieses Uebels. Diagnose dieses Uebels. Unterscheidungszeichen von dem angebornen Hinken der Kinder, von einer Verkürzung der Extremität durch Abweichung und Verschiebung des Darmbeins; von dem nervösen Hüftweh u. s. w. Aetiologie. Prognose. Behandlung. II. Von der Entzündung im Schultergelenke. Omalgia. Omarthrocace. Krankheitserscheinungen. III. Von der Entzündung im Kniegelenke. Weifse Kniegeschwulst, Tumor albus genu, Gonalgia, Gonarthrocace. Erscheinungen hierbei. Behandlung. IV. Entzündung in den Gelenken der Wirbelsäule. Pottsches Uebel. Spondylarthrocace. Erscheinungen. Ursachen. Sectionsbefund. Behandlung.

Zweite Abtheilung. Krankheiten, welche in der Störung des physischen Zusammenhanges bestehen. I. Trennung des Zusammenhanges. 1. Frische Trennung des Zusammenhanges. A. Von den Wunden. Erster Abschnitt. Von den Wunden im Allgemeinen. Wunde heifst eine jede plötzliche Trennung organischer Theile durch eine mechanische Gewaltthätigkeit hervorgebracht, und im Anfange mit mehr oder weniger Blutung verbunden. Eintheilung der Wunden in Schnitt-, Hieb- und Stichwunden, in gequetschte und zerrissene Wunden, in einfache und complicirte Wunden, dann in Längenwunden, Querwunden, schräge oberflächliche, tiefe penetrirende und Lappenwunden. Erscheinungen bei Wunden. Heilung der Wunden per primam intentionem, oder per secundam intentionem. Prognose bei Wunden. Behandlung der Wunden. Stillung der Blutung. Mittel hierzu. Compression. Verschiedene Tourniquets und Compressionen. Die unmittelbare Compression. Die Unterbindung (Ligatura). Die

Anwen-

Anwendung zusammenziehender styptischer Mittel. Die Cauterisation. Entfernung fremder Körper aus der Wunde. Vereinigende Binden, Heftpflaster; die Nath, verschiedene Arten derselben.

I. Von den Schnitt- und Hiebwunden. Längenwunden der Sehnen. Nervenwunden. (Hier fehlen die von Swan und Descot herausgegebenen und bereits auf deutschen Boden durch Franke und Radius verpflanzten Werke über die Localkrankheiten der Nerven.) Lappenwunden. Gänzliche Trennung eines Theiles vom Organismus. II. Von den Stichwunden. III. Von den gerissenen und gequetschten Wunden. IV. Von den Schufswunden. Verschiedene Arten derselben. Prognose. Behandlung. (Hier sind die Indicationen zur Amputation geprüft u. s. w.). V. Von den vergifteten Wunden. Die Stiche der Bienen und Wespen, der Bifs der Viper und der tollen Thiere. Die Verletzungen, welche durch Stiche bei der Untersuchung von Leichnamen entstehen. Der Verf. hält es für wahrscheinlich, dafs die nächste Ursache der Wuth in einer heftigen, schnell verlaufenden Entzündung der Nerven, besonders des Gangliensystems besteht. Behandlung der durch Wuthgift verunreinigten Wunden. Der Verf. folgt hier hauptsächlich der von Wendt beschriebenen Kruttgeschen und der von Münch, und in der neuern Zeit von Schaller empfohlenen inneren Behandlung. VI. Von dem Wundstarrkrampfe. Verschiedene Formen des Wundstarrkrampfes. Verlauf. Die verschiedenen Stadien. Behandlung. Auch der Verf. spricht für die rationelle Bekämpfung des Uebels durch Entfernung der veranlassenden Ursachen. Ein Specificum gegen dieses furchtbare Uebel giebt er nicht.

Zweiter Abschnitt. Von den Wunden insbesondere. Kopfwunden, als: 1) Wunden der Weichtheile des Schädels, 2) des Schädels, 3) der Hirnhäute und des Gehirns. Ferner die im Gehirne selbst entstehenden krankhaften Veränderungen, als: 1) Erschütterung, 2) Entzündung, und 3) Druck des Gehirns. A. Von der Entzün-

dung des Gehirns und seiner Häute in Folge von Kopfverletzungen. Behandlung. B. Von dem Drucke des Gehirns, durch verschiedene Ursachen hervorgerufen. C. Von der Erschütterung des Gehirns. - Commotio cerebri. Erscheinungen. Diagnose der Hirnerschütterung vom Drucke des Gehirns. Ursachen. Prognose. Behandlung. Von der Trepanation. Vernunft und Erfahrung fordern nach des Verf. Ansicht in folgenden Fällen die Trepanation auf der Stelle, ohne die secundären Zufälle abzuwarten: 1) bei allen Schädelbrüchen mit oder ohne Eindruck, und bei durchdringenden Fissuren; 2) bei Hiebwunden, die durch die äufsere Tafel und Diploë zur inneren, oder in die Schädelhöhle dringen; 3) bei durchdringenden Wunden, wenn die dura Mater verletzt ist; 4) bei eindringenden Stichwunden; 5) bei Schufswunden, wobei der Schädelknochen und die diploëtische Substanz gelitten haben; 6) bei Trennung der Näthe; 7) bei fremden Körpern, als: Kugeln, Splittern u. s. w. unter dem Schädel. Trepanationsact. Beschreibung desselben. Nachbehandlung. Construction. Leberleiden nach Kopfverletzungen.

II. Von den Wunden des Gesichtes. Wunden der Augenbraungegend. Leichte Längen- und Querwunden der Augenlieder. Wunden des Ohres. Wunden der Nase. Wunden der Wangen. Wunden der Zunge. III. Von den Wunden des Halses. Verletzung der gröfseren Arterienstämme am Halse. Verletzungen der Nerven in dieser Gegend. Wunden der Trachea. IV. Von den Brustwunden. 1) Einfach penetrirende Brustwunden. 2) Penetrirende Brustwunden, complicirt durch die Gegenwart fremder Körper. 3) Penetrirende Brustwunden mit Blutung. 4) Penetrirende Brustwunden mit dem Vorfalle eines Theiles der Lungen. (Man hat Beobachtungen aufgezeichnet, dafs der Vorfall eines Theiles der Lunge bei grofsen Brustwunden nicht zurückgebracht werden konnte, und dafs man in diesen Fällen mit dem glücklichsten Erfolge den vorgefallenen Lungentheil mit einer Ligatur umgeben hat.

Die unterbundene Lungenparthie fiel ab, und der Verwundete genas. Ref.) Die Entzündung der Lunge und der Pleura nach penetrirenden Brustwunden. Verwundungen des Herzens bei penetrirenden Brustwunden. Verletzungen des Oesophagus, des Ductus thoracicus, des Zwerchfells und des Rückenmarks. (Hier fehlt Dr. Casper's Abhandlung über die Tödtlichkeit der Rückenmarkverwundungen, in dem Rustschen Magazin abgedruckt.) V. Von den Wunden des Unterleibes. 1) Oberflächliche Bauchwunden. 2) Durchdringende Bauchwunden: a) mit Vorfall der Därme, b) mit Verletzung der Eingeweide, c) mit Ergiefsung in die Unterleibshöhle. Behandlung eines verwundeten und zugleich vorgefallenen Darmes. Der Verf. glaubt, dafs die Behandlung der Darmwunden ohne Nath die vorzügliche sei. Beschreibung der Zufälle von Ergiefsungen in die Unterleibshöhle. (Eine der merkwürdigsten Verwundungsarten des Unterleibes, durch welche sich ein melancholischer Nagelschmidt vor kurzer Zeit in der Stadt, in welcher Ref. lebt, zu tödten beabsichtigte, ist folgende: derselbe stiefs sich ein glühend-heifses Stück Eisen von einem Zoll Durchmesser, zwei Zoll über dem Nabel ziemlich tief in den Unterleib, indem er denselben auf das gegen die Mauer gestellte Eisenstück stemmte. Trotz einer grofsen Blutung die entstand, und die auf eine sehr tiefe Verletzung schliefsen liefs, trotz vieler Zeichen von Darm- oder Magenverletzungen, als: Erbrechen, Uebelkeit u. s. w., genas der Kranke bei einer gelinden Behandlung, die am Ende, nach geheilter Wunde, gegen die Unterleibsvollblütigkeit gerichtet ward, die eine Hauptursache seiner Melancholie gewesen zu sein schien.) A. Von den Wunden des Magens. B. Von den Wunden der Leber. Wunden der Gallenblase. C. Von den Wunden der Milz. (Hierher gehört ein schöner Aufsatz von Dr. Hesse in den Altenburgischen Annalen 1825.) D. Von den Wunden der Nieren. E. Von den Wunden der Urinblase. F. Von den Wunden der Gebärmutter. VI. Von den Wunden des männlichen Glie-

des. VII. Von den Wunden des Hodens und Saamenstranges. VIII. Von den Wunden der Gelenke. (Consecutive Leiden der Leber sind auch hier nicht eben sehr selten. Ref.) IX. Von der Trennung der Achillessehne. (Hier verdiente wohl auch die Zerreifsung der Sehne der Patella eine genauere Auseinandersetzung. Ref.) X. Von der Zerreifsung der Muskeln. (Schon Theden liefert hierüber gute Beobachtungen und Angaben zur Heilung, ferner auch Pouteau und Béclard: Additions à l'Anatomie générale de Bichat, p. 215.)

B. Von den Knochenbrüchen. Erster Abschnitt. Von den Knochenbrüchen im Allgemeinen. Die verschiedenen Arten der Brüche. (Auch Ref. beobachtete erst vor kurzem bei einem anderthalbjährigen Kinde einen incompleten Bruch, indem durch theilweise Fractur des Schenkelknochens der übrige Theil desselben sich beinahe in einen rechten Winkel gebogen hatte; da er erst eine Woche nach geschehener Fractur das Kind sah, empfahl er langsames Zurückbiegen in die naturgemäfse Lage, durch einen zweckmäfsigen Schienenverband. Ueber den Erfolg ist er unberichtet gelassen worden.) Diagnose der Fracturen. Die Prognose richtet sich nach der Beschaffenheit des Knochens, nach der Richtung und Complication des Bruchs, nach dem Alter und der Constitution des Kranken, und nach dessen Betragen während der Knr. Ueber den Heilungsprozefs, den die Natur zur Consolidation gebrochener Knochen einschlägt. Technische Behandlung der Fracturen.

Zweiter Abschnitt. Von den Knochenbrüchen insbesondere. I. Von dem Bruche der Nasenknochen. II. Von dem Bruche der Jochbeine. III. Von dem Bruche des Unterkiefers. IV. Von dem Bruche der Wirbelbeine. V. Von dem Bruche der Beckenknochen. VI. Von dem Bruche des Brustbeines, Fractura sterni. VII. Von dem Bruche der Rippen. VIII. Von dem Bruche des Schulterblattes. IX. Von dem Bruche des Schlüsselbeins. Der Verf. meint, dafs die gehörige Unterstützung des Armes

durch eine Schlinge oder Armlade, wodurch der Arm zugleich gehörig an den Körper angehalten wird, als das einfachste und das zweckmäfsigste Verfahren um so mehr betrachtet werden müsse, als damit gar keine Beschwerden verbunden sind, und die Heilung eben so gut, wie bei einem jeden anderen Verbande erfolge. X. Von dem Bruche des Oberarmbeines. Fractura humeri, und Fractura colli ossis humeri. Fractur mit Lostrennung der Condylani ossis humeri. XI. Von dem Bruche der Knochen des Vorderarms. Alleiniger Bruch des Radius, oder der obere Bruch beider Knochen zugleich. Bruch des Olecranons. Auch geschieht hier des von A. Cooper zuerst beschriebenen Bruches des Processus coronoideus der Ulna Erwähnung. XII. Von dem Bruche der Knochen der Hand. Die Brüche der Mittelhandknochen. Bruch der Phalangen der Finger. XIII. Von dem Bruche des Schenkelbeines. Fractura femoris. A. Fractura colli ossis femoris. B. Fractura corporis ossis femoris.

A. Fractura colli ossis femoris, innerhalb oder aufserhalb des Kapselbandes. Ursachen dieses Bruches. Zeichen desselben. Unterscheidungszeichen des Schenkelhalsbeinbruches von einer heftigen Contusion des Hüftgelenkes, ferner von der Luxatio ossis femoris nach aufsen und oben, und nach aufsen und unten u. s. w. Prognose. Bemerkungen über die bekannte Frage: über die Möglichkeit einer Consolidation der Bruchenden bei der Fractura colli ossis femoris innerhalb oder aufserhalb der Gelenkkapsel. In v. Sömmering's reichhaltiger Sammlung befindet sich das Präparat eines auf genaue Weise durch Callus geheilten Bruches innerhalb des Kapselbandes. Auch Chelius besitzt ein gleiches von einem Falle, den er selbst bei einer bejahrten Frau behandelt hat. Angabe der verschiedenen Maschinen und Methoden zur Heilung des Schenkelhalsbruches.

B. Von dem Bruche det Schenkelbeines unter dem grofsen Trochanter. Dieser Bruch findet entweder in dem

oberen, mittleren oder unteren Drittheile des Schenkels statt. Zeichen. Verbandarten und Maschinen zur Heilung dieses Bruches.

XIV. Von dem Bruche der Kniescheibe. Fractura patellae. Zeichen. Diagnose. Ueber die Vereinigung der Bruchstücke durch eine fibröse Masse, oder durch wirkliche neue Knochensubstanz. Die verschiedenen Heilungsmethoden. XV. Von dem Bruche der Knochen des Unterschenkels. Fractura ossium cruris. Fractura tibiae. Fractura fibulae. Fractura cruris. Gerade und schiefe Brüche. XVI. Von dem Bruche der Knochen des Fufses. Fractura calcanei.

Hiermit schliefst die erste Abtheilung des ersten Bandes. Hinsichtlich der Anordnung welche durch das Ganze hindurchgeht, ist in dieser neuen Ausgabe vieles verbessert, z. B., um nur eins zu nennen, der Ort wo die sogenannten Lymphabscesse abgehandelt werden.

Erster Band. Zweite Abtheilung. II. Veraltete Trennungen des Zusammenhanges.

A. Veraltete Trennungen, welche nicht eitern. I. Von den widernatürlichen Gelenken. Art der Entstehung; Heilung durch Reibung der Bruchflächen gegeneinader (welche schon Celsus angab. VIII. 10. §. 15.). Absägung derselben, und der durch die Einziehung eines Eiterbandes. II. Von der Hasenscharte. Einfache Hasenscharte, doppelte, Wolfsrachen, Palatum fissum. Heilung durch die Operation. Die beste Zeit zu derselben ist der erste Lebensmoment, und wenn Wolfsrachen mit Hasenscharte vorhanden ist, operire man bald. Stellung des Operateurs, Lage des Kindes. (Ein höchst achtbarer Arzt in Sachsen, der seit einer Reihe von beinahe 50 Jahren die operative Chirurgie mit nicht geringem Glücke lehrte und trieb, empfiehlt die Einwickelung des zu operirenden Kindes mittelst einer breiten Binde, einer Art Wickelbinde, auf solche Weise, dafs die Arme des Kindes an den Körper befestigt werden; auf diese Weise kann die Operation

durch keine Unruhe desselben aufgehalten werden, und es entsteht daraus noch der Vortheil, dafs nach Beendigung der Operation das Kind nicht umgekleidet zu werden braucht.) Man kann sich der Schere und auch des Bistouri's zur Operation bedienen, je nachdem die Beschaffenheit der Ränder ist; die umwundene Nath, Sutura circumvoluta, ist der Knopfnath vorzuziehen. Man achte auf das operirte Kind, dafs keine Nachblutung entsteht; am vierten Tage zieht man zuerst die oberen, und am folgenden Tage die unteren Stifte aus; Heftpflaster müssen noch längere Zeit angewandt werden. III. Von der Spalte im weichen Gaumen. Dieser Fehler kommt als Bildungsfehler vor und beschränkt sich oft allein auf das Zäpfchen (Uvula bifida), oder nimmt den ganzen weichen Gaumen ein. Gräfe war der erste, welcher auf den Gedanken kam, die Vereinigung der Spalte nach vorläufiger Anfrischung ihrer Ränder auszuführen (Gaumennath, Staphyloraphie, Kianorrhaphie, Uranorraphie, Uraniskoraphie, Velosynthesis). Die verschiedenen Operationsmodificationen von Ebel, Doniges, Wernecke, Roux u. s. w. Wir vermissen hier Dieffenbachs vergleichend-anatomische Untersuchungen über diesen Gegenstand, und dessen höchst nützliche Operationsabänderungen, welche sich bereits in der Erfahrung bewährt haben. (Siehe den Jahrgang 1826 dieser Annalen in mehreren Heften.) IV. Von der veralteten Trennung des weiblichen Dammes. Der Verf. stimmt bei bedeutenden Dammrissen sogleich für die Vereinigung durch die blutige Nath. Sind die Ränder callös, so fafst man sie mit einer Balkenzange, trägt das Gefafste mit dem Bistourie ab, und läfst ja keine callöse Stelle zurück; dann wendet man die Kopfnath an, zu 2 — 3 Stücken, und läfst die Seitenlage beobachten; man sorge für breiartige Stühle; zwischen dem achten und zwölften Tage entfernt man die Fadenbändchen.

B. Veraltete Trennungen, welche eitern. I. Von den Geschwüren.

Erster Abschnitt. Von den Geschwüren im Allgemeinen. Geschwür ist eine langsam entstehende Trennung organischer Theile, bedingt durch Abnormität des Vegetationsprozesses und verbunden mit der Absonderung einer ichorösen und serösen Flüssigkeit, und einer fortdauernden Zerstörung der Theile, in welchen es seinen Sitz hat. Die Ursachen sind innere oder äufsere. Man theilt die Geschwüre ein in einfache und complicirte; sie können örtliche und allgemeine Uebel sein. Rückwirkung derselben auf den Organismus. Die Verschiedenheit der Prognose. Stadien der Geschwüre. Charaktere derselben.

Zweiter Abschnitt. Von den Geschwüren insbesondere, in Bezug auf die Ursache, welche sie erzeugt oder unterhält. Die atonischen Geschwüre, Ulcera atonica. Behandlung derselben. Scorbutische Geschwüre, Ulcera scorbutica, Behandlung. Scrophulöse Geschwüre, Ulcera scrophulosa, Behandlung. Arthritische Geschwüre, Ulcera arthritica, Behandlung. (Hier thut ein Pulver aus gleichen Theilen Cort. peruv. Camphora und Sacch. album, ana, welches man täglich aufstreut, nicht selten Wunder, nur mufs dabei, wie der Verf. auch bemerkt, das allgemeine Leiden genau berücksichtigt werden.) Von den impetiginösen Geschwüren, Ulcera impetiginosa. Von den flechtenartigen Geschwüren, Ulcera herpetica. Von dem Kopfgrind, Tinea capitis, favosa, granulata, furfuracea, asbestina, muriflna. Die Behandlung ist verschieden nach den Ursachen. Von der Milchborke. Crusta lactea, Tinea faciei; auch hier richtet sich die Heilung nach den Ursachen. Von den Krätzgeschwüren, Scabies, Psora. Behandlung. Von den venerischen Geschwüren, Ulcera venerea, syphilitica (S. 480 — 497.); sie werden in primäre und secundäre eingetheilt; der Eiter der Geschwüre ist der eigentliche Träger des venerischen Contagiums. Es giebt idiopathische Bubonen, als die ersten Erscheinungen der allgemeinen Syphilis, und sympathische Bubonen. Wird die Lustseuche allgemein, so ergreift sie entweder die Haut, die

Schleimhäute, oder die Knochen. Der Ausbruch der allgemeinen Syphilis ist meistens von einem gelinden Fieber und brennender Hitze in den flachen Händen begleitet. Sie tritt auf als eine Entzündung in der Schleimhaut des Rachens, als Fleckchen, Blätterchen, Pusteln auf der Haut, als flechtenartige Ausschläge, als Warzen, Verrucae, Feigwarzen, Condylomata, Fici, Mariscae; dann als Knochenanschwellungen, Nodi, Tophi, Exostases, als Caries. Behandlung der Syphilis mit Quecksilber. Der Verf. empfiehlt als örtliche Behandlung der venerischen Geschwüre, Betupfen des Geschwüres mit Höllenstein oder mit einer starken Sublimatauflösung, Auflegen von Charpie, oder Verbinden mittelst der weifsen oder rothen Präcipitatsalbe. Innerlich reicht er den Mercurius solubilis Hahnemannii oder das Calomel zu einem Viertel- bis halben Gran, und steigt nach Maafsgabe der Umstände; dabei warmes Verhalten. Strengere Diät und Beförderung der Hautausdünstung durch ein Decoct der Species ligni. Ist das Geschwür hartnäckig, oder machen die Verhältnisse des Kranken eine strengere Diät und ein warmes Verhalten unmöglich, so gebrauche man den Sublimat anfangs täglich zu einem Achtelgran, und allmählig in steigender Gabe. Härte der Geschwürränder, Hartnäckigkeit u. s. w. machen oft den innerlichen Gebrauch des rothen Präcipitats nöthig. Heilt unter der Behandlung das Geschwür, so mufs das Quecksilber noch einige Zeit in geringen Gaben fortgegeben werden. (Bis zu welcher Dosis? bis zu welcher Wirkung?) Die Behandlung der Bubonen richtet sich nach dem Entzündungsgrade. Ist die Eiterung nicht zu verhindern, was vorzüglich bei idiopathischen Bubonen der Fall ist, so erzwinge man dieselbe nicht durch gewaltsame Mittel, sondern verfahre gemäfsigt, bis sich der Bubo von selbst öffnet. Das zurückbleibende Geschwür behandle man wie ein venerisches. Die Behandlung der allgemeinen Lustseuche erfordert eine kräftigere Anwendung des Quecksilbers. Hier werden die verschiedenen Quecksilberkuren angeführt, als: die Cirilloschen Ein-

reibungen, denen Hufeland in der neueren Zeit wieder das Wort sprach; ferner: die Frictions- und Hungercur, nach Rust und Louvrier; die Weinholdsche Quecksilbercur und die Anwendung des Zittmannschen Decocts. (In diesem Abschnitte ist alles auf das trefflichste zusammengestellt und verarbeitet, was die so viel besprochene und in der neuesten Zeit scheinbar erschütterte Lehre von der Anwendung des Quecksilbers zur Heilung der Lustseuche betrifft.)

Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber (S. 517 — 522). Der Verf. glaubte wohl mit vollem Rechte, eine Sache nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, welche seit einigen Jahren so lebhaft besprochen wird, und die sich auf geschichtlichen Grund stützt. Ein Endresultat dieser neuen Untersuchungen können erst die kommenden Jahrzehende geben! Wahrscheinlich aber wird wohl Mercurius den Sieg davon tragen!

Von der Mercurialkrankheit (S. 522 — 525). Diese künstliche Krankheit ist in nuce in pathologischer und therapeutischer Hinsicht geschildert. Der Verf. giebt der Anwendung des Zittmannschen Decoctes vor jeder andern Behandlung den Vorzug, eine Behandlung, von der auch Ref. einige merkwürdige Heilungen sah. (Aufser den angegebenen Erscheinungen bemerkt man aber bei Kranken dieser Art gewöhnlich eine bedeutende krankhafte Richtung in den Verrichtungen der Leber und der Pfortader, die sich aus der zu lange fortgesetzten Einwirkung des Quecksilbers leicht erklären lassen dürfte. Daher denn auch in diesen Fällen das von einem englischen Arzte als Antisyphiliticum gerühmte Extr. chelidon. major. nicht als antivenerisches Mittel, sondern mehr als Heilmittel für die durch Quecksilbermifsbrauch erkrankte Leber, in Verbindung mit der Soda, treffliche Dienste leistet. In den letzteren Jahren sah Dr. Schmalz in Pirna bei Dresden, dafs Kranke, die, durch Quecksilbermifsbrauch, es sei dieser durch übergrofse Menge dieses Medicamentes, oder durch Vernachläs-

sigung der nöthigen Diät, des Verhaltens u. s. w. geschehen, eine Menge von Leiden sich zugezogen hatten, welche in Geschwüren, Tophen, Hautausschlägen u. s. w. bestehen, auf den Isolirstuhl gebracht, und mit elektrischer Luft überströmt, gar bald zu saliviren anfingen, dafs die Salivation einen hohen Grad erreichte, dafs förmliches Mercurialfieber eintrat, und dafs gewöhnlich am funfzehnten Tage ein heftiger Schweifs sich einstellte. Viele Mercurialkranke wurden von ihm auf diese Weise geheilt, und Ref. hatte in einem Falle, den er mit Elektricität behandelt zu beobachten Gelegenheit hatte, die Freude die angegebenen Erscheinungen zu sehen. Man läfst auf den Kranken entweder durch einen auf den Kopf gesetzten Helm die Aura electrica einströmen, oder giebt ihm auch nur die Kette in die Hand, und setzt dieses Ueberströmen der Elektricität anfangs nur eine Viertelstunde fort. Dabei giebt man durchaus kein Medicament, reicht nur dreimal des Tages eine Wassersuppe, sorgt für Leibesöffnung und für eine warme Temperatur der Stube, welche der Kranke nicht verlassen darf. Die Sache scheint für die Diagnose der Syphilis und der Mercurialkrankheit von grofser Bedeutung zu sein! Man erkläre sich die Wirkung der Elektricität wie man wolle! Es öffnet sich hier ein geräumiges Feld für die Hypothesen! Nächstens erscheint Dr. Schmalz's Schrift über seine, wie Ref. glaubt, sehr wichtige Entdeckung. In Froriep's Notizen war schon im Octoberheft hiervon die Rede. Unter der Litteratur fehlt die mit vielen Anmerkungen vom Dr. Robbi besorgte Uebersetzung von Mathias Werk über die Mercurialkrankheit, welche in mehr als einer Hinsicht Vorzüge vor dem Originale haben dürfte. Noch hat kein Deutscher sich in einem eigenen Werke über die Mercurialkrankheit ausgesprochen. Möchte das baldigst geschehen.)

VII. Von den Knochengeschwüren (S. 225 — 526). Von dem Knochenfrafse. Von der Necrose. Von der Caries der Schädelknochen. Von der Caries der

Zähne (S. 543 — 555). Von den Fisteln. A. Von der Speichelfistel. Fistula salivalis. Entstehung. Behandlung. Besteht in der Wiederherstellung des natürlichen Weges für den Speichel, oder in der Bildung eines künstlichen Ganges, durch den der Speichel in den Mund abfliefst. B. Von der Gallenfistel. C. Von der Kothfistel. (Sehr deutlich und faſslich dargestellt.) D. Von der Mastdarmfistel. Chelius's Erfahrungen stimmen mit denen von Ribes überein, dafs die innere Oeffnung der Mastdarmfistel meistens unmittelbar oberhalb der Stelle, wo sich die innere Haut des Rectums mit der äufseren Haut vereinigt, befindet. Das erfordert bei der Untersuchung der Mastdarmfisteln ein eigenes Verfahren. Ueberhaupt finden sich hier treffliche Winke über die Untersuchung der Mastdarmfisteln, und über die Vorsicht, welche bei der operativen Heilung dieses Uebels zu nehmen ist. Chelius stimmt für die Unterbindung, in der Mehrzahl der Fälle jedoch findet die Operation durch den Schnitt auch ihre Indication. Unter den Unterbindungsinstrumenten giebt er dem Reisingerschen Apparate den Vorzug. E. Von der Urinfistel, Harnfistel. Auch dieser Abschnitt ist mit grofser Umsicht, Belesenheit, Benutzung aller neuen Ansichten und grofser Klarheit abgehandelt. Der Anfänger erhält hier ein treues Bild der Krankheit, und der praktische Chirurg wird denselben nicht ohne Belehrung und ohne grofses Interesse lesen.

III. Störung des Zusammenhanges durch veränderte Lage der Theile. A. Von den Verrenkungen. Erster Abschnitt. Von den Verrenkungen im Allgemeinen. Hier finden wir ein Verzeichnifs der Erscheinungen bei Luxationen, Bemerkungen über die Ursachen welche dieselben hervorrufen, und über die Wirkungen der Luxationen auf einzelne Theile und den ganzen Organismus; dann über die Prognose und die Behandlung derselben. Auch ist hier von den veralteten Luxationen die Rede. Sind auch Fälle vorhanden, dafs nach vier, selbst

nach sechs Monaten die luxirten Knochen wieder eingerichtet wurden, so gehören dieselben doch zu den Ausnahmen; der Verf. nimmt bei jungen muskulösen Personen vier Monate als den höchsten Zeitraum an, um die Einrichtung der Luxation zu versuchen. (Ref., welcher seit kurzer Zeit mehrere veraltete Subluxationen des Humerus zu behandeln hatte, die so stark waren, dafs die Kranken nur mit Mühe die Hand des luxirten Armes bis zum Munde, dagegen auf den Rücken gar nicht bringen konnten, brachte es durch langsame Extension des Armes mittelst einer von Tag zu Tag vermehrten Last an Gewichten oder Steinen, welche er in einem Körbchen drei- bis viermal am Tage von einigen Minuten an bis zu einer halben Viertelstunde am luxirten Arme tragen liefs, doch so weit, dafs der Kranke eine freiere Bewegung des Oberarmes erlangte; der eine derselben gelangte dahin, dafs er die Hand des kranken Oberarmes ohne Mühe an das Hinterhaupt und auf den Rücken legen konnte, und dafs die geschwundenen Kräfte zurückkehrten. Dabei wurden Einreibungen von Unguentum cinereum, und später von Unguentum nervinum in die Gegend des Deltoideus gemacht. Beide Subluxationen kamen bei älteren Männern vor, und hatten über acht Monate gedauert.)

Zweiter Abschnitt. Von den Verrenkungen insbesondere. I. Von der Verrenkung der unteren Kinnlade. Sehr treu geschildert; die Maafsregeln zur Einrichtung, die hier gegeben werden, sind eben so praktisch als leicht. II. Von der Verrenkung der Wirbelbeine. Eine Luxation in der Gelenkverbindung des ersten Halswirbels und des Kopfes, eine Verrenkung des Kopfes also, kann nicht gut hervorgebracht werden, wohl aber kann eine Luxation zwischen dem ersten und zweiten Halswirbel dadurch entstehen, wenn die Bänder, welche den Zahnfortsatz befestigen, zerreifsen, und der Zahnfortsatz in den Kanal der Wirbelsäule tritt; diese Luxation ist nicht leicht möglich, indem sie eine grofse Gewalt erfordert, und eher als diese Luxation, ein Bruch des zahnförmigen Fortsatzes

entstehen würde. In diesen Fällen der Luxation ist Hülfe unmöglich; jedoch können die Seitenbänder des Zahnfortsatzes durch eine Gewaltthätigkeit allein zerreifsen, und der Kranke kann in diesem Zustande leben, obgleich der Fortsatz nur durch das Ligamentum transversale gehalten ist. In den Verbindungen der fünf letzten Halswirbel können auch Verrenkungen sich ereignen, wenn die Gelenkflächen der schiefen Fortsätze aufser Berührung kommen, sich gegeneinander anstemmen, und nicht in ihre natürliche Lage zurückkommen können. Diese Luxation kann nur auf einer Seite vorkommen (wohl aber auch auf beiden). Eine Verrenkung der schiefen Fortsätze der Rückenwirbel kann nicht statt haben, eben so wenig eine Verrenkung der Körper der Wirbelbeine. III. Von der Verrenkung der Beckenknochen. Das Os sacrum kann nach innen, das Darmbein nach oben verrückt werden; Schwangerschaft und zu schnelles Aufstehen nach der Entbindung können Veranlassung zur Verschiebung der Beckenknochen werden; das Schwanzbein kann durch den Austritt des Kindes nach aufsen, durch eine Gewaltthätigkeit nach innen getrieben werden. IV. Von der Verrenkung der Rippen und ihrer Knorpel. V. Von der Verrenkung des Schlüsselbeins. Diese Luxation kann an dem Brust- und Schulterende statt haben; am Brustende kann die Clavicula nach vorwärts, rückwärts und aufwärts luxirt werden; über die Luxationen nach aufwärts und rückwärts fehlen übrigens die bestimmten Thatsachen. Das Schulterende des Schlüsselbeins kann nur in der Richtung nach oben luxirt werden. VI. Von der Verrenkung des Oberarmes. Der Humerus kann luxirt werden: nach unten und innen, nach innen, nach aufsen. Die Luxation nach unten ist die häufigste, seltener die nach innen, am seltensten die nach aufsen. Es kann bei der Luxation dieses Knochens eine vierfach verschiedene Lage des Gelenkkopfes statt haben, als: nach unten, nach aufsen immer als primitive Dislocation, nach innen als primitive und consecutive, und nach

innen und oben beständig als consecutive Dislocation. Die charakteristischen Zeichen der verschiedenen Luxationen sind sehr naturgemäfs und deutlich zusammengestellt, und machen eine treffliche Schilderung; auch sind die verschiedenen Repositionsmethoden eben so faſslich als bündig dargestellt. VII. Von den Verrenkungen des Vorderarmes. A. Von den Verrenkungen des Vorderarmes aus dem Ellenbogengelenke. Man unterscheidet die Verrenkung des Vorderarms aus der Gelenkverbindung mit dem Humerus, und die isolirte Verrenkung des Radius und der Ulna. Die Luxation kann nach hinten und nach den Seiten statt haben; nach vorne ist sie ohne gleichzeitigen Bruch des Olecranons nicht möglich. Die Verrenkung nach hinten ist die gewöhnlichste, und immer vollständig. Die Verrenkung nach der Seite kann unvollständig oder vollständig sein, die nach aufsen ist häufiger als die nach innen. Die Luxation des Radius nach hinten ist die häufigste, und kommt seltener bei Erwachsenen, als bei Kindern vor. Bei diesen entsteht sie nicht immer auf einmal, sondern durch die Gewohnheit, die Kinder an der Hand zu führen, u. s. w. VIII. Von der Verrenkung des Handgelenkes. 1) Die Verrenkung beider Knochen des Vorderarms, 2) die Verrenkung des Radius und 3) die Verrenkung der Ulna. Die Verrenkung der Hand aus ihrer Verbindung mit den beiden Knochen des Vorderarmes kann nach vorn, nach hinten, und nach der einen oder anderen Seite statt haben. Die beiden letzten Arten können nur unvollständig, die beiden ersten mehr oder weniger vollständig sein. Ist der Radius allein luxirt, so wird derselbe auf den vorderen Theil des Carpus verrückt und lagert sich auf das Os naviculare und multangulum majus. Bei der Luxation der Ulna, wobei die Membrana sacciformis zerrissen ist, tritt der Knochen gewöhnlich rückwärts und bildet auf dem Rücken der Handwurzel einen Vorsprung. IX. Von den Verrenkungen der einzelnen Knochen der Hand. Nur das Os capitatum kann aus seiner Verbindung mit der kahn- und

halbmondförmigen Beine als Folge einer starken Flexion der Hand auf dem Rücken derselben ausweichen. Der Mittelhandknochen des Daumens ist einer Verrenkung aus seiner Verbindung mit dem grofsen vieleckigen Beine fähig, als Folge einer starken Beugung. Die Phalangen der Finger können nach vorn und hinten luxirt werden, durch eine starke Rück- oder Vorwärtsbeugung derselben. X. Von der Verrenkung des Oberschenkels. Diese kann nach vier Richtungen statt haben. 1) Nach hinten und oben; hier tritt der Schenkel auf die äufsere Fläche des Hüftbeines, und lagert sich zwischen die Fossa iliaca externa und den Musculus glutaeus minimus. 2) Nach innen und unten; hier tritt der Gelenkkopf in das eiformige Loch. 3) Nach hinten und unten; hier tritt der Gelenkkopf in die Fossa ischiadica. (Diese Luxation ist schwer zu erkennen.) Er liegt auf den Musculus pyriformis, zwischen dem Rande des Knochens welcher den oberen Theil der Incisura ischiadica bildet, und den Ligamentis sacro ischiadicis. 4) Nach oben und innen; der Schenkelkopf tritt unter das Poupartsche Band auf den horizontalen Ast des Schnenbeins. Die verschiedenen Vorrichtungen zur Reduction des luxirten Schenkels. XI. Von der Verrenkung der Kniescheibe. Diese Verrenkung kann nach aufsen und innen statt haben. XII. Von der Verrenkung des Knie's. Die Tibia kann nach vorwärts, rückwärts, nach der einen oder andern Seite von der Gelenkfläche des Oberschenkels abweichen. Die Bänder und Sehnen, welche das Knie befestigen, sind meistens bedeutend zerrissen oder sehr ausgedehnt. XIII. Von der Verrenkung des Wadenbeins. Dasselbe kann aus seiner obern und untern Gelenkverbindung nach vorn oder hinten abweichen. XIV. Verrenkung des Fufsgelenkes. Der Fufs kann nach innen und aufsen, nach vorne oder hinten luxirt werden. Die Verrenkung nach innen ist die häufigste; die nach vorne und hinten ist seltener als die Seitenluxationverrenkung. XV. Verrenkung der Fufswurzelknochen. Das Fersenbein kann aus

sei-

seiner Verbindung mit dem Sprung- und würfelförmigen Beine nach aufsen weichen. Das Sprungbein kann sich aus seiner Verbindung mit dem Kahnbeine luxiren, indem es in seiner Gelenkverbindung mit den Knochen des Unterschenkels und dem Fersenbeine bleibt. Das grofse keilförmige Bein kann durch Zerreifsung der Bänder, welche es mit dem mittleren Keil- und dem kahnförmigen Beine verbinden, sich luxiren.

B. Von den Brüchen (Herniae). I. Von den Brüchen des Unterleibes. Erster Abschnitt. Von den Brüchen des Unterleibes im Allgemeinen. Zahl der verschiedenen Stellen, an welchen Hernien im Abdomen entstehen können. Entstehungsweise der Brüche. Beschaffenheit derselben. Ursachen der Hernien. Erscheinungen bei den verschiedenen Hernien. Einklemmung, Incarceration der Brüche. Ursachen derselben. Verschiedene Arten der Einklemmung, als: die acute, die krampfhafte, die chronische oder langsam entstehende Einklemmung. Charakteristik der verschiedenen Arten derselben. Taxis. Anwendung der Bruchbänder (Bracheria). Verschiedene Arten von Bruchbändern. Behandlung der verschiedenen Einklemmungsarten der Brüche. Die Operation der eingeklemmten Brüche. Verschiedene Arten derselben. Radicale Heilung der reponibeln Brüche. Geschichte dieser Heilungen. Zweiter Abschnitt. Von den Brüchen des Unterleibes insbesondere. I. Von dem Leistenbruche. Anatomische Beschreibung der Gegend wo Leistenbrüche entstehen. Aeufserer und innerer Leistenbruch. Diagnose derselben so weit sie möglich. Angeborner Leistenbruch. Entstehung desselben. Zeichen, die Hydrocele Varicocele, entzündliche Geschwulst des Saamenstranges, Einklemmung des Testikels im Bauchringe u. s. w., von dem Leistenbruch zu unterscheiden. Operationsact beim eingeklemmten Leistenbruche. II. Von dem Schenkelbruche. Anatomische Beschreibung der Gegend wo Schenkelbrüche entstehen. Diagnose der Hernia cruralis. Taxis. Operation

der Hernia cruralis. III. Von dem Nabelbruche. Anatomische Beschreibung der Theile, in welchen sich Nabelbrüche bilden. Diagnose des Nabelbruches. Einklemmung desselben. (Ref. sah einen Nabelbruch, der seit Jahren entstanden war, und durch seine Einklemmung, die schon mehrere Tage gedauert, bereits Kothbrechen verursacht hatte, durch gelindes lange fortgesetztes Reiben der einklemmenden Stelle mittelst eines Fingers, zurückgehen.) Operationsweise des Nabelbruches. IV. Von dem Bauchbruche. Hernia ventralis. Hernia lineae albae. Hernia ventriculi etc. V. Von dem Hüftbeinbruche, Rückenbruche, Hernia ischiadica, dorsalis. Diagnose dieses Bruchs. VI. Von dem Bruche des eirunden Loches. Hernia foraminis ovalis. Diagnose dieser Hernia. Art und Weise dieselbe zurückzuhalten. Operation. VII. Von dem Scheidenbruche. Hernia vaginalis. Erscheinungen bei dieser Hernia, Ursachen, Reposition. Art und Weise, den Scheidenbruch zurückzuhalten. VIII. Von dem Mittelfleischbruche. Hernia perinaei. Diagnose. Reposition. Als Varietät desselben A. Cooper's Schaambruch, pudendal hernia), und Seiler's hinterer Schaamlefzenbruch; die Eingeweide gehen in diesem Falle längs der Mutterscheide herab, zwischen derselben und dem M. levator ani hervor, und bilden an der unteren Hälfte der Schaamlippe eine Geschwulst. IX. Von dem Mastdarmbruche. Hernia intestini recti, Hedrocele, Archocele. Es bildet sich ein Vorfall des Mastdarms, welcher vorgetretene Darmtheile enthält. Repositionsweise.

II. Von den Brustbrüchen. Hernia pulmonum, Lungenbruch.

III. Von dem Hirnbruche. Hernia cerebri, Encephalocele. Angeboren; nach der Geburt entstanden. Diagnose. Anatomische Beschaffenheit des Hirnbruchs. Behandlung.

C. Von den Vorfällen. Prolapsus, Procidentia. I. Von den Vorfällen der Gebärmutter. Prolapsus uteri,

Hysteroptosis. Prolapsus uteri completus, und incompletus. Zeichen der verschiedenen Arten. Prognose. Zurückbringung. Verhütung des Wiedervorfallens. Mutterkränze. Operatives Verfahren. II. Von dem Vorfalle der Gebärmutter mit Umstülpung. Prolapsus uteri cum inversione. Verschiedene Grade dieser Krankheit. Diagnose der Umstülpung des Uterus von dem Vorfalle. Indicationen zur Reposition des umgestülpten Uterus. Verfahren hierbei. Operativer Eingriff. III. Von dem Vorfalle der Mutterscheide. Prolapsus vaginae, der vollkommene und der unvollkommene Vorfall der Scheide. Ursachen dieses Uebels. Indication zur Heilung desselben. IV. Von dem Vorfalle des Mastdarms. Prolapsus ani. Diese Krankheit erscheint unter dreifacher Form. Es fällt nämlich entweder der Mastdarm mit allen seinen Häuten vor, oder blofs die innere Haut desselben, oder ein eingeschobenes oberes Darmstück (Volvulus, Intussusceptio), Zufälle, welche dieses Uebel erregt. Die Ursachen. (Französische Aerzte klagen das Laster der Paederastie, als häufige Ursache dieses Uebels an.) Reposition. Mittel, den Vorfall zu verhüten. Operationsverfahren. Dupuytren's Methode, welcher mit einer an der Spitze etwas abgeflachten Pincette einige der strahlenförmigen Falten, welche die Mündung des Mastdarms umgeben, anderthalb Zoll vom Mastdarme entfernt in die Höhe hebt, und sie mit einer nach der Fläche gekrümmten Schere abträgt, indem er den Schnitt so hoch wie möglich gegen das Rectum in die Höhe steigen läfst. (Ref. hat vor einiger Zeit einen grofsen Prolapsus ani auf diese Weise operirt, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge; jedoch ist die Zeit seit jener Operation zu kurz, um über den dauernden Erfolg derselben schon jetzt etwas sagen zu können.)

D. Von der Umbeugung der Gebärmutter. Rückwärtsbeugung der Gebärmutter (Retroversio uteri). Vorwärtsbeugung (Antroversio uteri). Ursachen. Zufälle. Diagnostische Zeichen. Prognose. Behandlung.

E. Von den Verkrümmungen (Curvaturae). Diese sind auffallende Abweichungen einzelner Theile unseres Körpers von ihrer natürlichen Richtung, entweder bedingt durch eine wirkliche Verbiegung der Knochen in ihrer Continuität, oder durch Verdrehungen derselben in ihrer Contiguität, in ihren Gelenken. Die Ursachen der Verkrümmungen lassen sich auf gestörten aufgehobenen Antagonismus der Muskeln, oder auf Veränderungen in der Structur der Knochen, wodurch diese den gehörigen Grad ihrer Festigkeit verlieren, zurückbringen. Die Cur der Verkrümmungen beruht im Allgemeinen auf der Wiederherstellung der natürlichen Richtung des Theiles, und der Wiederherstellung der natürlichen Cohärenz der Knochen. Die Prognose richtet sich nach dem Grade der Krankheit, und dem Alter des Kranken.

I. Von dem schiefen Halse. Caput obstipum, Cervix obstipa, Obstipitas, Torticolis. Beschreibung der Erscheinungen. Ursachen. Prognose. Cur. (Auch Dupuytren operirte auf eine eigene Weise in der neuesten Zeit das Caput obstipum, indem er von innen nach aufsen den Sternocleidomastoideus durchschnitt; S. Nouvelle édit. p. Bégin et Sanson de la médecine opératoire par Sabatier.

II. Von den Verkrümmungen der Rückensäule. Verkrümmung nach der Seite, Scoliosis. Verkrümmung nach hinten, Gibbus, Cyphosis. Verkrümmung nach vorne, Lordosis. (Dieser Abschnitt ist mit grofser Deutlichkeit geschrieben, und enthält das Wichtigste, was über diesen Gegenstand zu sagen ist. Er ist, wie sein Inhalt verdient, mit grofser Genauigkeit abgehandelt. Ref. vermifst bei der Behandlung der Scoliosis nur die Anwendung der Douchen, welche in Uebeln dieser Art, die in den Muskeln ihren Grund haben, von dem gröfsten Nutzen sind.)

III. Von den Verkrümmungen der Füfse. Krümmung der Füfse nach innen, Vari. Krümmung der Füfse nach aufsen, Valgi. Ferner: der Klumpfufs, der Plattfufs, der Pferdefufs. (Auch diese Lehre ist nach eigenen und

fremden Erfahrungen, mit gewissenhafter Benutzung der Litteratur, hier dargestellt.)

IV. Störung des Zusammenhanges durch widernatürliche Ausdehnung. A. In den Pulsadern. Erster Abschnitt. Von den Pulsadergeschwülsten im Allgemeinen. Eine sehr schöne und gründliche Darstellung dieser wichtigen Lehre. Zu §. 1237 fügt Ref. Kuhl's Schrift hinzu. Zweiter Abschnitt. 1) Von dem Aneurysma der Arteria carotis. 2) Aneurysma der Arteria subclavia und axillaris. 3) Aneurysma der Arteria brachialis, ulnaris und radialis. 4) Aneurysma der Arteria cruralis, poplitea und ihrer Verzweigungen. 5) Aneurysma der Arteria ischiadica und glutaea. 6) Von dem aneurysmatischen Varix und dem Aneurysma varicosum. B. Widernatürliche Ausdehnung in dem Capillargefäfssysteme. Chelius hält den Namen Telangiectasia für den besten, um jene weichen elastischen Geschwülste, welche blofs aus vielfältig verschlungenen und durch laxes Zellgewebe mit einander verbundenen Blutgefäfsen bestehen, zu bezeichnen, die die Engländer bekanntlich durch Aneurysma per anastomasin benennen. Fungus medullaris ist ihm der Markschwamm; einen Fungus haematodes, als eine dritte Gattung zwischen der Telangiectasie und dem Fungus medullaris, nimmt er nicht an. Chelius empfiehlt das Messer als das sicherste Mittel zur Heilung dieser Uebel, und gewifs mit dem gröfsten Rechte. (Erst vor einiger Zeit sah Ref. eine bedeutende Telangiectasie, welche sich gleich über dem Ohre eines sechzehnwöchentlichen Kindes befand, und in welche, aufser der Temporalarterie, noch vier andere nicht unbedeutende Arterien sich einmündeten, glücklich durch die Operation entfernen, nachdem mehrere andere Aerzte durch adstringirende Mittel u. s. w. das Uebel zu beseitigen gesucht hatten. Allein in einem anderen Falle sah Ref. eine eben so grofse, an demselben Orte sitzende, durch viele Arterien ernährte Telangiectasie in Zeit von ungefähr anderthalb Jahren sich verkleinern, heller färben, und zu-

letzt verwachsen.) C. Widernatürliche Ausdehnung der Blutadern. 1) Von den Blutaderknoten im Allgemeinen. 2) Von dem Krampfaderbruche, Varicocele, Cirsocele. (Dieses Uebel ist wohl auch oft das Symptom einer bedeutenden Plethora venosa, oder grofser Stockungen in der Pfortader; daher auflösende Mittel gelinder Art längere Zeit fortgebraucht, oder das Trinken auflösender Mineralwässer, unter welchen hauptsächlich der Marienbader Kreuzbrunnen zu nennen ist, in diesen Fällen oft grofsen Nutzen schaffen. Jedenfalls dürfte die Anwendung äufserer adstringirender Mittel mit Vorsicht zu benutzen sein.)

Das dritte Kapitel, von den Hämorrhoidalgeschwülsten handelnd, beschliefst die zweite Abtheilung des ersten Bandes. Möchte die Beendigung dieses Werkes nicht lange auf sich warten lassen!

†

IX.

Scriptores ophthalmologici minores. Vol. I. edidit Justus Radius, Philosoph., Med. et Chir. Doct. in Acad. Lips. med. Professor publicus extraordinarius, Societat. nat. cur. Lips. Biblioth. (ecarius) Acad. Caes. Carol. Leopold. Societt. Linnaean. Paris. Histor. nat. Osterland. Francofurth. Ratisbon. nec non oeconom. Lipsiens. et Marchicae membr. vel ordin. vel correspondens. Cum tabula. Lipsiae, sumpt. C. H. F. Hartmanni. 1826. 8. X und 210 S. (1 Thlr.)

Es ist ein glücklicher Gedanke, die kleineren lateinischen ophthalmologischen Schriften von Wichtigkeit, es sei dieses in pathologischer, therapeutischer, technischer oder historischer Hinsicht, zu sammeln und sie

durch einen Abdruck zugänglicher und bekannter zu machen. Hr. Prof. Radius erwirbt sich durch die Realisirung dieser Idee um die augenärztliche Litteratur ein Verdienst, das jeder gebildete Arzt ihm gern zugestehen wird, und es ist wohl nichts mehr zu wünschen, als dafs sein Vorhaben von recht vielen Seiten anerkannt werden möge, damit er, wie der Verleger, in einer Angelegenheit nicht müde werde, deren Unterbrechung sehr zu bedauern sein dürfte, und die doch bei weniger Theilnahme von Seiten des augenärztlichen und chirurgischen Publikums von selbst eintreten müfste! Die Absicht des Verfassers ist, in diese Sammlung nur solche Abhandlungen aufzunehmen, die entweder wirkliche neue Entdeckungen enthalten, oder in welchen doch wenigstens neue Untersuchungen über irgend einen wichtigen Gegenstand enthalten sind. In dieser Absicht will er selbst Abhandlungen aus fremden Sprachen ins Lateinische übertragen, und hat das auch bereits gethan. Der gelehrte Verf. wird es nicht übel deuten, wenn Ref. gegen diesen Plan einige Zweifel laut werden läfst, mit denen er neue Vorschläge zur Fortsetzung dieser schätzenswerthen Sammlung verbinden wird. Doch zuerst zur Inhaltsanzeige:

Der erste Theil, der vor uns liegt, enthält folgende Abhandlungen, deren Kritik hier um so weniger zu erwarten ist, als sie längst dem augenärztlichen Publikum bekannt sind.

1. Baerens, De systemate lentis crystallinae, S. 1—69. Diese Dissertation erschien im Jahre 1819 in Tübingen unter folgendem Titel: «Dissertatio inauguralis, sistens lentis crystallinae monographiam physiologico-pathologicam, pars prima, quam praeside F. G. Gmelin publicae disquisitioni submittit auctor. B. Fr. Baerens. Tubingae, 1819.»

2. Hesselbach, Interprete Radio de Tunica retina et Zonula ciliari, S. 71 — 73. Diese wenigen Notizen sind aus «Hesselbach's schätzenswerthem Bericht an die Königl. anatomische Anstalt zu Würzburg, Studienjahr 1818 bis 19, mit einer Beschreibung des menschlichen Auges

und der Anleitung zur Zergliederung desselben. Würzburg, 1820. 8.» entnommen, und übersetzt. Sie sind jedoch zu kurz, als dafs sie hier hätten einen Platz finden sollen.

3. Leiblein, Interprete Radio de systemate lentis crystallinae mammalium atque avium, S. 73 — 95. Ist die lateinische Uebersetzung folgender deutschen Würzburger Dissertation: «Bemerkungen über das System der Krystalllinse bei Säugethieren und Vögeln. Würzburg, 1821. 8.»

4. Clemens, De tunica cornea et humore aqueo, S. 97 — 147. Diese Schrift erschien im Jahre 1816 in Göttingen unter folgendem Titel als Inauguraldissertation des Dr. Clemens zu Frankfurt a. M.: «D. i. m. sistens tunicae corneae et humoris aquei monographiam physiologico-pathologicam, quam in Acad. Georgia Augusta publico erud. examini submittit Aloysius Clemens. Med. Chir. et a. obstet. Doct. S. 60. 4.»

5. Frid. Jaegeri, Dissert. de Keratonyxidis usu, S. 151 — 177. Diese selten gewordene Schrift erschien unter folgendem Titel: «Dissert. de Keratonyxidis usu, quam disquisitioni publicae submittit Fridericus Jaegerus, Kirchbergensis. Med. et Chir. Doct. Viennae. 1812.» Sie ist meist polemischen Inhalts gegen Langenbeck, den damaligen treuen Vertheidiger der Keratonyxis, und behandelt die genannte Operation wohl zu streng.

6. Christiani Hospii, Dissert. med. chirurgic. sistens diagnosin et curam radicalem Trichiasis, Distichiasis, nec non Entropii. Viennae sine ann. S. 35. Eine sehr gute Schrift, welche die Ansichten des eben genannten trefflichen deutschen Augenarztes, Dr. Friedrich Jäger, über die oben bezeichneten Augenkrankheiten enthält.

Die gegebene Inhaltsanzeige thut dar, dafs es dem Verf. nicht um eine bestimmte Ordnung der verschiedenen ophthalmologischen Gegenstände, die hier gesammelt werden sollen, in den einzelnen Bänden zu thun war, sondern dafs derselbe vielleicht mehr auf Vollständigkeit des zu Sammelnden ausgeht. So löblich nun das letztere wohl ist, so

ungern vermifst man doch wohl die erstere. Ref. würde folgenden Weg eingeschlagen haben: Nach geschehener Prüfung aller der Schriften, welche dem vorgezeichneten Plane entsprechen, würde er die Anzahl der Bände, welche die Sammlung ausmachen dürften, zu bestimmen gesucht, und dann nach ihrer Zahl mehrere oder einen Band für den pathologisch-therapeutischen, für den anatomisch-physiologischen, für den technischen und für den historischen Inhalt bestimmt haben. Wäre dann vor jeden Band ein neues Titelblatt gekommen, das den Inhalt im Allgemeinen angeführt hätte, so würde vielleicht die Verbreitung der einzelnen Bände dadurch befördert worden sein. Bei der Befolgung dieses Planes würde der Uebelstand nicht eingetreten sein, dafs man in einem Theile bald auf eine physiologisch-anatomische, bald auf eine operative, bald aber auch auf eine pathologisch-therapeutische Dissertation stöfst. Daraus würde aber auch der Vortheil entstanden sein, dafs die ganze Sammlung auf einmal vollendet, und nicht theilweise ans Licht getreten sein würde; ein Umstand, der derselben auf jeden Fall mehr Vortheil, als Nachtheil gebracht haben dürfte.

Was die Form betrifft, so ist es unbestreitbar gut, dafs der Verf. die lateinische Sprache gewählt hat; denn die Sammlung mufs sich wohl auf seltene kleinere lateinisch-ophthalmologische Schriften beschränken, welche gewöhnlich Inauguraldissertationen zu sein pflegen, da deutsche, oder aus fremder Sprache in die unsrige übertragene Bücher dieser Art in den Buchhandel kommen, und sich daher nicht eben sehr suchen lassen. Will der Hr. Verf. wirklich, wie er angefangen hat, auch aus vaterländischen ophthalmologischen Schriften wichtige Stellen, ins Lateinische übersetzt, seiner Sammlung einverleiben, so wird ihm eine kleine Zahl Ausländer, welche das Deutsche nicht verstehen, zwar dafür Dank wissen; allein deutsche Aerzte werden nicht gern eine Sache, welche, selbst wenn sie fehlerfrei und fliefsend ins Lateinische übersetzt worden ist,

doch immer eher dunkler wird und schwerer als im Urtexte sich lesen läfst, übersetzt haben wollen! Wer weifs ob es da nicht gerathener wäre, eine Sammlung kleiner ophthalmologischer Schriften in deutscher Sprache zu veranstalten! Uebersetzt aber endlich der Verf. aus dem Englischen ins Lateinische, so werden die deutschen Aerzte wohl lieber eine deutsche, als eine lateinische Uebersetzung lesen, und an ersteren gebricht es gewifs bei der Fluth deutscher medicinischer und chirurgischer Zeitschriften nie, wenn der Inhalt nur von einiger Bedeutung ist. So erinnert sich z. B. Ref., dafs er den englischen Aufsatz von Jacob: «von dem Verhältnisse der Linse zu ihrer Kapsel,» welchen der Verf., ins Lateinische übersetzt, dem nächsten Bande seiner Sammlung einverleiben will, schon in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung gelesen zu haben.

Was nun die Aufnahme der einzelnen Schriften betrifft, so ist sehr zu wünschen, dafs Hr. Prof. Radius von allen Seiten unterstützt werden möchte, damit diese schätzenswerthe Sammlung den möglichsten Grad der Vollständigkeit erreiche. Ref., welcher dieselbe mit dem besten Wunsche begleitet, wünscht nichts mehr, als eine günstige Aufnahme derselben beim Publikum, da Verfasser und Verleger bei der Veranstaltung derselben nur die Wissenschaft im Auge haben können.

Der beiliegende Steindruck versinnlicht die Gegenstände sehr gut, und das beigefügte Inhaltsverzeichnifs ist correct, umsichtig und vollständig bearbeitet.

v. Ammon.

X.

Biographische Nachrichten.

Litterarischer Beitrag zu Cotugno's Biographie.

Es würde nicht ganz geeignet sein, wenn ich als Schüler und Freund des verewigten Domenico Cotugno in

einer kurzen Mittheilung den Ruhm desselben verkünden wollte; um so weniger, als ich — wiederholter Aufforderungen ungeachtet — noch nicht Gelegenheit gefunden habe die Trauerworte, die ich nach seinem Hinscheiden in einer ansehnlichen Versammlung auszusprechen die Ehre hatte, bekannt zu machen, indem ich noch immer über einige Punkte seines Lebens in Ungewifsheit schwebe. Aber wir dürfen hier behaupten, dafs Cotugno durch seine Schriften dem neapolitanischen Namen Ehre gemacht hat! Wie vielfältig auch die Systeme, seitdem er zu schreiben anfing, sich verändert haben; wie zahlreich selbst auch die Einwendungen, die man gegen seine Entdeckungen und Ansichten gemacht hat, sein mögen, unbezweifelt bleibt es doch, dafs seine Schriften einen bleibenden Werth behalten werden. Dies würde gewifs auch noch der Fall mit seinen hinterlassenen Werken sein, die einen bei weitem gröfseren Raum einnehmen, und die sich doch vielleicht auffinden lassen, indem einer seiner Schüler schon eingestanden hat, einige Fragmente von ihm in Händen zu haben. Aber seine im Druck erschienenen Schriften sind in Neapel selbst so selten geworden, dafs sie um keinen Preis zu haben sind: schon selten findet man in Neapel jemand, der einige von ihnen besitzt, und nur wenige Gelehrte haben sie vollständig. Eine Sammlung davon zu veranstalten, ist daher gewifs ein nützliches Unternehmen. Eine solche wird nächstens in zwei Bänden erscheinen. Der erste Band wird folgende Arbeiten enthalten:

1) De Aquaeductibus auris humanae internae anatomica Dissertatio, cum tabulis aeneis.
2) Sternutamenti Physiologia, cum tabulis aeneis. (Hae tabulae ab Editore nunc primum illustrantur.)
3) Del moto reciproco del sangue per le interne vene del capo, con 4 tav.
4) Lettera su la elettricità del sorcio.

Der zweite Band wird folgende Arbeiten enthalten:

1) De Ischiade nervosa Commentarius novis curis auctior, cum tabula aenea.
2) De sedibus variolarum Syntagma, cum tabula aenea.
3) Discorso su lo spirito della Medicina.
4) Oratio de animorum ad optimam disciplinam praeparatione.
5) Lettera su la nostra Epidemia dell' anno 1764.

Im zweiten Bande werden auch die oben erwähnten, jetzt aufgefundenen, Fragmente von ihm abgedruckt werden.

Dem ersten Bande wird eine Lebensbeschreibung von Contugno, sein Bildnifs und die auf ihn geprägte Medaille in Kupfer gestochen, beigefügt werden.

Diese zwei Bände in Octav, schön gedruckt und auf gutem Papier, werden für die Subscribenten 30 neapolitanische Carlini, oder etwa 3 preufsische Thaler kosten. Der nachherige Einkaufspreis wird bedeutend höher kommen.

Unterzeichneter macht sich ein Vergnügen daraus, nicht allein Bestellungen auf dies Werk anzunehmen, sondern auch die Vorauszahlung der Hälfte des Ladenpreises, die bei der Bestellung geschehen mufs, für seine Freunde und Bekannte im Norden zu machen. —

Da indefs der italienische Buchhandel so sehr danieder liegt, und es daher noch zweifelhaft sein könnte, ob diese so eben angekündigte neapolitanische Ausgabe von Prof. Cotugno's Schriften zu Stande kommt oder nicht; da ohnehin diese Ausgabe eine Sammlung von Schriften ist, so wie Cotugno sie drucken liefs, einige lateinisch, andere italienisch, welches wohl manchen nördlichen Gelehrten unangenehm sein dürfte, und da sie somit eigentlich nur für Italiener ist, so bietet sich der Unterzeichnete an, eine vollständige, entweder ganz lateinische oder ganz deutsche

Ausgabe von erwähnten Schriften Cotugno's zu veranstalten, nachdem irgend ein deutscher Buchhändler das eine oder das andere Unternehmen von ihm begehren möchte. —

v. Schönberg.

XI.

Dissertationen.

I. Der Universität Rostock.

De Diabete mellito. Diss. inaug. auct. Jo. Aug. Car. Guil. Hermes. Parchimensi. 1826. 8. pp. 31.

Der Verf. beobachtete fünfmal die honigte Harnruhr, sammelt das zur Ergründung der dunkelen Krankheit Geleistete bis auf eine gewisse Zeit ziemlich vollständig und mit wohlbedachter Auswahl, und theilt dann seine, freilich ihm nicht eigenthümliche, Erklärungsart mit. Das Uebel scheint von einer geschwächten Assimilation abzuhängen; die thierische Natur des Organismus ist gleichsam gesunken, daher werden sonst den Pflanzen angehörige Stoffe erzeugt, statt des Stickstoffes herrscht der Sauerstoff vor, und der Chylus gleicht mehr einem Pflanzensaft und enthält eine grösere Menge Zuckerstoff. Zugleich mufs man aber auch eine eigenthümliche Stimmung der Nieren annehmen, vermöge welcher der krankhafte Stoff gerade durch diese Organe ausgeschieden wird. Letzteres ist der Punkt, wodurch sich die Harnruhr vielleicht allein von anderen analogen Krankheitszufällen unterscheidet; z. B. von den honigartigen und colliquativen Schweifsen, dem süfslichen Auswurfe vieler Schwindsüchtigen, einigen chronischen Durchfällen und dem süfsen Ohrenschmalze; welche Zufälle bisweilen mit dem Diabetes abwechseln, oder ihm vorhergehen. — Die

zweckmäfsige Behandlung ergiebt sich aus der Epikrise, und ist von Rollo richtig vorgeschrieben.

Tumoris genu albi et Gonarthrocaces Adumbratio pathologica; auct. A. C. C. Lehmann, Megapolitano. 1826. 8. pp. 39.

De Ossium carie. Diss. inaug. auct. Jo. H. Chr. Wehmeyer, Suerino-Megapolitano. 1826. 8. pp. 45.

De Psoitide. Diss. inaug. auct. H. H. Weil, Parchimensi. 1826. 8. pp. 29.

Enthält einen bemerkenswerthen Fall, wo ein nach einer äufseren Gewaltthätigkeit entstandener grofser Abscefs im Zellgewebe um den Psoasmuskel und in der Substanz des inneren Hüftmuskels die Entbindung einer Schwangeren sehr erschwerte, und nach geschehener Entbindung, wenige Tage vor dem Tode, sich einen Ausweg durch den Uterus, oberhalb der Scheidenportion, bahnte.

Spitta.

II. Der Universität Berlin.

103. De Fracturis baseos cranii cognoscendis quaedam. D. i. med.-chir. auct. Henric. Adolph. Eltze, Marchic. Def. d. 8. Nov. 1826. 8. pp. 36.

Ein vierundzwanzigjähriger, sehr kräftiger Grenadier, lief sich beim Exerciren in der heftigsten Bewegung mit dem Gesicht auf das Bajonet seines ohnmächtig stürzenden Vordermannes auf, das davon in einen rechten Winkel verbogen wurde. Er stiefs dabei einen durchdringenden Schrei aus, fiel sogleich in Ohnmacht, und wurde nach unbedeutendem Blutverluste langsam in das Lazareth geführt. Die dreieckige Stichwunde auf dem rechten Jochbein war nicht weiter als bis auf diesen Knochen zu verfolgen, es trat, wie zu erwarten, starke Geschwulst mit sehr heftigen

tiefen Kopfschmerzen und sehr starkem entzündlichen Fieber ein, so wie oftmaliges Erbrechen. In der Folge mufste noch wegen hinzugekommener Parulis ein cariöser Backzahn ausgezogen werden, jedoch war der Verwundete schon am dreizehnten Tage nach der Verletzung fieberfrei, und konnte am zweiundvierzigsten Tage nach derselben zum gewöhnlichen Dienste entlassen werden. Vierzehn Tage lang zog er nun auf Wachen und exercirte unausgesetzt, ohne dafs man etwas anderes, als einen unbedeutenden dumpfen Kopfschmerz und einige Niedergeschlagenheit an ihm bemerkt hätte. Darauf erregte der Verlust seines Gehörs Aufmerksamkeit. Man brachte ihn wieder in das Lazareth, und nach zweitägigen äufserst stürmischen Zufällen gab er hier (4. Juni, die Verletzung geschah am 8. April) seinen Geist auf. — Bei der Section fand sich, aufser einem grofsen Extravasat, eine Fissur vom Jochfortsatz des Oberkiefers an, durch das Keilbein, bis in das Felsenbein, aus dem ein dreieckiges Stück über dem Canalis caroticus herausgebrochen war. — Diesen höchst merkwürdigen Fall beschreibt Herr Dr. E. in dieser Dissertation mit Hinzufügung vortrefflicher allgemeiner Bemerkungen über seinen Gegenstand.

104. De Mentis quadam alienatione mirifica. D. i. m. auct. Joann. Theophil. Wolfert, Halens. Def. d. 10. Nov. 1826. 8. pp. 31.

105. De Tumore lymphatico. D. i. m. auct. Gustav. Zembsch. Def. d. 14. Nov. 1826. 8. pp. 38.

Recht fleifsig complicirt, besonders in der Therapie der Lymphgeschwülste.

106. De Plepharoblennorrhoea neonatorum. D. i. m. auct. P. F. Ludov. Mecklinghaus, Lippstadio-Guestphal. Def. d. 17. Nov. 1826. 8. pp. 26.

107. De Deglutitione difficili. D. i. m. auct. Jul. Conrad. Sattig, Wielunens. Def. d. 24. Nov. 1826. 8. pp. 23.

108. De Ptyalismo. D. i. m. auct. Francisc. Henric. Stipansky, Parthenopolitan. Def. d. 28. Nov. 1826. 8. pp. 29.

Nach der Meinung des Verf. ist die nächste Ursache des Speichelflusses immer eine erethische Entzündung der Speicheldrüsen. Dem auf dem Titel angegebenen Gegenstande geht eine etwas magere anatomisch-physiologische Beschreibung der Theile voran, welche bei dem Speichelflusse besonders angegriffen werden.

109. De Debilitate nervosa. D. i. m. auct. Frid. Guilelm. Ludov. Menzel, Berolinens. Def. d. 6. Dec. 1826. 8. pp. 29.

110. De Pemphigo quaedam. D. i. m. auct. Adolph. Berkowski, Berolinens. Def. d. 12. Dec. 1826. 8. pp. 20.

Mit Angabe der wichtigsten Schriften über diesen Gegenstand.

111. Brevis disquisitio nosol.-pathol. de Abscessu frigido scrofuloso. D. i. m. auct. Ludovic. Neustadt, Posnaniens. Def. d. 19. Dec. 1826. 8. pp. 22.

112. De Pulsatione abdominali. D. i. m. auct. Simon. Heine, Bückeburg. Guestphal. Def. d. 20. Dec. 1826. 8. pp. 36.

113. De Morbis simulatis atque arte provocatis. D. i. m. auct. August. Hutawa, Graudentiens. Def. d. 27. Dec. 1826. 8. pp. 29.

114. De Hydrocephalo acuto. D. i. m. auct. Henric. Bamberg, Polono-Boruss. Def. d. 29. Dec. 1826. 8. pp. 29.

115. De Somni vigiliarumque notione et discrimine. D. i. m. auct. Johann. Christian. Gottl. Fessel, Megapolitan. Def. d. 30. Dec. 1826. 8. pp. 30.

Der Verf., ein fleifsiger Schüler Hegel's, folgt in seiner Abhandlung meistens seinem Lehrer, wie er selbst angiebt; die Meinungen der neueren wichtigeren Theorien werden geprüft; — wir bedauern nur, dafs die geistreiche Arbeit durchaus keines Auszuges fähig ist.

m. n.

I.

Die abgeänderte umschlungene Nath

als schnelles Heilmittel bei Gesichtswunden.

Von

Dr. J. F. Dieffenbach,

praktischem Arzte in Berlin.

Die neuere Zeit ist wieder auf die älteste aller chirurgischen Näthe, auf die Knopfnath zurückgekommen, und sehr zweckmäfsig bedient man sich ihrer fast ausschliefslich bei gröfseren, weitklaffenden Wunden, wenn die Annäherung ihrer Ränder durch bloſse Pflasterstreifen nicht gelingen will. Mit Recht sind die zahllosen Arten von Näthen, wie z. B. die Kürschnernath, die Bauchnath, die Darmnath, die Flechsennath, als unnütze Spielereien aus der einfacheren neueren Chirurgie verbannt. Viel gröfser sind die Vorzüge der Zapfennath, einer Erfindung des Mittelalters, auch nicht; doch bleibt diese immer eine der sinnreichsten Näthe, und in einem Falle, bei der Wiedervereinigung des Dammrisses, allen übrigen Suturen vorzuziehen.

Von gleichem Alter mit der Knopfnath ist die umwundene Nath, die, wenn sie gleich seit Parés Zeiten nur auf ein enges Gebiet, auf die Hasenscharte angewiesen

wurde, doch einer solchen Ausbildung und Verfeinerung fähig ist, dafs ich mich berufen fühle, die Abänderungen, die ich an ihr gemacht, zugleich mit den Vortheilen die ich durch sie erlangt habe, zur Beurtheilung vorzulegen.

Viel ist an dieser umschlungenen Nath, doch immer nur in Bezug auf die Hasenschartoperation, gekünstelt; wirft man nur einen Blick auf die Operation der Hasenscharte in den akiurgischen Handbüchern, so sieht man, dafs fast jeder der älteren oder neueren Schriftsteller über diesen Gegenstand, sich durch Angabe einer ihm eigenthümlichen Nadel verewigt hat; bald ist die Spitze platt, bald rund, bald dreieckig; entweder angenietet, oder aufgesteckt; das Material des Stiftes von Gold, oder Silber; von Messing, oder von Eisen. Endlich aber kommen alle diese Nadeln, die sich nur im Unwesentlichen von einander unterscheiden, darin mit einander überein, dafs sie alle in Bezug auf den Halt den sie geben sollen, von ganz unverhältnifsmäfsiger Stärke sind, worin endlich die neuesten Eckholdschen hohlen Nadeln, deren Knopf und Spitze, durch Losschrauben des ersteren, vom durchgehenden Stachel abgenommen werden können, alle früheren Hasenschartnadeln übertreffen.

Denkt man an den Zweck, den man durch das Anlegen und Umschlingen der Nadeln zu erreichen sucht, so ist doch dieser kein anderer, als die Wundlefzen mit einander in eine völlig unverrückbare Verbindung zu bringen, dafs sich selbst die Epidermisränder berühren. Sind aber wohl bei so nachgiebigen und elastischen Theilen, wie z. B. den Lippen, dicke metallene Stäbe zum Zusammenhalten nöthig? Werden diese nicht den Wundreiz bedeutend vermehren, mitunter nachtheilige Eiterungen veranlassen, ja wohl öfter, wenn die Wunde noch mit Pflastern und warmen Binden bedeckt wird und sie zu lange liegen bleiben, ganz herauseitern, oder doch mindestens an den Ein- und Ausstichspunkten häfslichere, erhabene Narben zurücklassen, als die Schnittwunde selbst?

Manche berühmte neuere Wundärzte verwerfen die umwundene Nath ganz und gar, und bedienen sich bei der Hasenschartoperation nur der einfachen Knopfnath; doch wird die Narbe bei dieser offenbar nicht so fein, wie bei der zweckmäfsig angelegten umwundenen Nath. Der Grund hiervon, glaube ich, liegt in Folgendem: Durchsteche ich die Döppelränder der Wunde und knüpfe den Faden zusammen, so giebt die dehnbare Haut so nach, dafs die Spalte geschlossen wird; die beiden in dem Fadenringe liegenden schmalen Hauträuder bleiben aber unausgedehnt, und werden beim starken Anziehen des Fadens noch gegeneinandergepreſst und schrumpfen zusammen, während die Zwischenräume mitunter klaffen, noch das Anlegen von Pflasterstreifen erfordern, und in den meisten Fällen die Anwendung der kalten Umschläge ausschliefsen. Werden nun später die Näthe entfernt, so findet man nicht selten die Stellen wo sie gelegen haben hart und etwas hervorragend. Anders dagegen ist die Wirkung der umwundenen Nath. Die Nadel nähert den Grund der Wunde, die an ihrer Oberfläche noch so lange etwas klaffend bleibt, bis die Hauträuder durch das Umschlingen des Fadens gedrückt, und dadurch ausgedehnt und einander genähert werden; zugleich aber bringen die von einer zur andern Nadel quer hinüber laufenden Fäden die zwischenliegenden Wundränder so an einander, dafs alle Pflasterstreifen und Binden überflüssig sind.

Die oben angegebenen Nachtheile, welche die Anwendung der gewöhnlichen dicken Nadeln, z. B. der Eckholdschen, häufig begleiten, machten mich nach der Operation mehrerer Hasenscharten, welche ich zu machen Gelegenheit hatte, aufmerksam, die Schuld auf diese dicken Metallstäbe zu schieben, die, wenn ich sie auch schon am zweiten Tage entfernte und die letzte Nadel am dritten Tage auszog, danach oft häfsliche Narbenknöpfe zurückliefsen. Ich kam daher auf den Gedanken, mir ganz feine lange Nadeln, die kaum den vierten Theil so dick als die gewöhnlichen und

nicht viel stärker als Acupuncturnadeln sind, machen zu lassen. Diese Nadeln waren entweder von gehärtetem Silber, oder Messingdrath, und mit einer scharfen runden Spitze versehen; später verschaffte mir ein Freund dieselben von aufserordentlicher Schönheit und Schärfe unter dem Namen Carlsbader Insektennadeln, weil sie zum Aufspiefsen von zarten Insekten gebraucht werden. Von diesen Nadeln legte ich bei kleinen Hasenscharten zwei, bei gröfseren viere an, umschlang die Enden mit feinen baumwollenen Fäden, welche nicht einschneiden, und schnitt dann das Kopf- und Spitzenende dicht am Faden ab. Nur bei noch säugenden Kindern führte ich ein schmales Pflasterband um den Kopf über die Lippe weg, bedeckte bei allen aber die Wunden mit Umschlägen von kaltem Wasser.

Die ungemein schnelle Heilung, die kaum sichtbare Narbe, die völlig verschwindenden Spuren der Nadelstiche, veranlafsten mich zu dem Versuche, alle Gesichtswunden, und bei jungen Frauenzimmern am Halse und auf den Armen, nach derselben Methode zu behandeln. Die Vereinigung und völlige Heilung erfolgte viel schneller, als wenn ich mich hierzu der blofsen Pflaster bedient hätte, die als dichte Hautdecken die Temperatur des verwundeten Theiles noch bedeutend erhöhen.

Es möge mir jetzt erlaubt sein, hier einige Beispiele, und zwar zuerst von Hasenschartoperationen, bei welchen ich die umwundene Nath mit den gedachten Nadeln versuchte, anzuführen. Die Subjekte waren: ein zweimonatliches, ein viermonatliches, ein einjähriges, ein vierjähriges, ein siebenjähriges und ein achtzehnjähriges Mädchen; Knaben: von einem halben, einem, und von sieben Jahren. Alle hatten eine einfache Hasenscharte, deren Ränder ich bald durch einen V förmigen, bald durch den Bogenschnitt fortnahm, und worauf ich zwei bis vier Nadeln anlegte. Am zweiten und dritten Tage zog ich sie aus, und unterstützte die vereinigten Theile bald durch englische Pflaster-

streifen, bald durch ein um den Kopf geführtes Heftpflasterband.

Auf die nämliche Weise verfuhr ich, wenn ein Wolfsrachen vorhanden war. Hier war die Operation schwieriger, da die Lippen vom Proc. alveol. gelöst werden mufsten. Vier Mädchen, von einem halben, von vier, sieben und von neun Jahren, so wie drei Knaben, von einem, sechs und zwölf Jahren, wurden alle auf die angegebene Weise in wenigen Tagen geheilt; nur bei dem halbjährigen Knaben von bleicher welker Haut, eiterte die oberste Nadel durch.

Operationen von Lippenkrebs.

Eine Frau von vierzig Jahren litt seit geraumer Zeit am Lippenkrebs, welcher einen bedeutenden Theil der Unterlippe einnahm. Durch einen Vförmigen Schnitt wurde alles Kranke entfernt, dann vier Nadeln angelegt und kalte Umschläge gemacht, worauf die Heilung in kurzer Zeit erfolgte.

Bei einem siebzigjährigen Manne, welcher an demselben Uebel, doch in einem viel geringeren Grade litt, machte ich die nämliche Operation. Drei Nadeln legte ich an, und zog sie am folgenden Tage aus; am vierten Tage war alles geheilt, und die Narbe kaum sichtbar.

Einem anderen siebzigjährigen Manne, der an einem sehr grofsen Scirrhus der Unterlippe litt, entfernte ich das Uebel durch Hinwegnahme des gröfsten Theiles der Unterlippe; nach unten mufsten die Schnitte bis an das Kinn hinabgeführt werden. Durch Anlegung von sechs umschlungenen Nadeln und Zusammenziehung der Rudimente der Unterlippe, kam eine vollkommene Vereinigung zu Stande. Eine heftige Entzündung trat hierauf ein, die aber durch kalte Umschläge, Blutegel und ein starkes Aderlafs gemäfsigt wurde. Am zweiten, dritten und vierten Tage entfernte ich die Nadeln, und unterstützte dann die junge

Narbe noch einige Tage durch Pflasterstreifen. Die Heilung gelang so vollkommen, dafs nicht die geringste Verunstaltung zurückblieb.

Bei einer vierzigjährigen unverheiratheten Person, welche an einem schwammigen Lippenkrebs mit bedeutender Entartung der linken Hälfte der Unterlippe und des Mundwinkels litt, war ich genöthigt, alle kranken Theile in Form eines grofsen Ovals herauszuschneiden. Die Vereinigung der bedeutenden Wunde geschah durch acht Nadeln. Die Behandlung war dieselbe, und die Heilung erfolgte binnen kurzer Zeit. Später bildete sich aber auf der Narbe ein kleines verdächtiges Geschwür, welches durch den anhaltenden äufserlichen Gebrauch einer Sublimatauflösung geheilt wurde.

Den gröfsten Lippenkrebs operirte ich bei einem sechsunddreifsigjährigen Manne. Mehr als die Hälfte der Unterlippe, ein grofser Theil des Kinnes und der Wange, waren vom Krebse mit ergriffen; auch hing der Tumor fast mit der Beinhaut des Unterkiefers zusammen. Durch einen grofsen Ovalschnitt von aufsen, und einen geradlinigen schrägen innern Schnitt, welche sich beide am unteren Kieferrande vereinigten, wurde das Uebel entfernt, alles Kranke von der Beinhaut abgeschabt, und die sehr grofse Wunde durch acht Nadeln vereinigt. Heftige Zufälle folgten auf die Operation; doch bei der Anwendung des ganzen antiphlogistischen Apparats verschwanden diese, und die Heilung erfolgte auf das vollkommenste, so dafs nicht die geringste Entstellung und eine kaum sichtbare Narbe zurückblieb.

Balggeschwülste.

Einem funfzigjährigen Manne entfernte ich eine Grützgeschwulst von der Gröfse eines Taubeneies, welche zur Seite des Kinnes unter der sehr verdünnten und gerötheten Haut ihren Sitz hatte, durch zwei Ovalschnitte. Vier Nadeln legte ich an. Die Heilung erfolgte in wenigen Tagen.

Eine vierzigjährige Frau, welche ein bedeutendes Atherom seit Jahren im Nacken trug, und einen sechsunddreifsigjährigen Mann, mit einer ähnlichen Geschwulst auf dem Masseter, operirte ich durch zwei Ovalschnitte und Anlegung der umwundenen Nath; bei jener brauchte ich fünf, bei diesem sechs Nadeln. Dann wurden kalte Umschläge gemacht, am dritten Tage die Stifte ausgezogen; worauf alles geheilt erschien.

Bei vielen kleinen und gröfseren Geschwülsten auf dem behaarten Theile des Kopfes, welche ich exstirpirte, heilte ich die Wunden auf die nämliche Weise; hier hat dies Verfahren noch überdies den Vortheil, dafs das Abschneiden der Haare dabei nicht nöthig ist.

Fettgeschwülste.

Einer sechzigjährigen Frau entfernte ich ein Lipom von anderthalb Pfund Schwere von der rechten Schulter, und vereinigte die Wunde durch acht Nadelstiche.

Bei einer anderen vierzigjährigen Frau machte ich die nämliche Operation. Das Gewächs war etwas kleiner, und safs an der nämlichen Stelle. — Bei der ersten wurden acht Nadeln angelegt, doch ging der untere Theil der Wunde in Eiterung über, indefs bei der zweiten die Heilung binnen sechs Tagen vollendet war.

Gesichtswunden.

Von vielen Wunden des Angesichtes, welche ich zu behandeln Gelegenheit hatte, führe ich nur folgende Fälle an:

Erster Fall.

Ein gesunder funfzigjähriger Mann stiefs im Dunkeln mit dem Kopfe gegen eine Bretterwand, aus welcher die Spitze eines langen Nagels, der von der entgegengesetzten Seite eingeschlagen war, mehrere Zoll lang hervorragte. Die Spitze fuhr dicht neben dem Foramen supraorbitale in

die Augenbraunen, setzte vom oberen Augenhöhlenrande ab, ritzte das obere Augenlied leicht, und drang dann tief in den inneren Augenwinkel ein und rifs das ganze Augenlied in der Richtung nach aufsen, als einen mehrere Linien breiten Lappen der am äufseren Augenwinkel mit der Haut im Zusammenhange blieb, ab. Das vordere Ende des Lappens war am schmälsten, und man bemerkte an seiner Spitze den unteren Thränenpunkt und das herausgerissene mehrere Linien lange Thränenröhrchen, welches wieder an mehreren Stellen Risse zeigte. Nachdem ich alle Theile vom Blute gereinigt, schnitt ich den beschädigten Theil des Canaliculus lacrymalis ab, und brachte den ganzen Lappen durch vier feine umwundene Nadeln wieder in die genaueste Vereinigung. Die erste Nadel kam auf den Rand des Augenliedes zu liegen. Die bald darauf folgende Entzündung des Auges und der Augenlieder, wurde durch anhaltend angewandte kalte Umschläge und örtliche Blutentziehungen beseitigt. Am zweiten und dritten Tage wurden die Nadeln ausgezogen, der Lappen durch kleine Klebpflasterstreifen noch mehrere Tage unterstützt, worauf alles so vollkommen geheilt erschien, dafs man einige Wochen später kaum eine Spur von der Verletzung bemerkte, auch nicht das geringste Thränen des Auges entstand.

Zweiter Fall.

Hr. B. v. S. bekam im Zweikampf einen Hieb mit einem scharfen krummen Säbel in das Gesicht, wodurch ein Lappen gebildet wurde, welcher den oberen Theil der linken Wange und den vorderen Theil der schräg abgehauenen Nase enthielt, letztere war völlig von ihrem Boden getrennt und hing an dem Wangenlappen. Nach Stillung der Blutung vereinigte ich alle getrennten Theile aufs genaueste durch acht Nadeln, die umwickelt und abgeschnitten wurden. Kalte Umschläge, Aderlässe, Blutegel und antiphlogistische Abführungen hoben die starke Entzündungsgeschwulst sehr schnell. Nach einigen Tagen konnten alle

Nadeln entfernt werden, und am sechsten Tage konnte der junge Mann ohne irgend einen Pflasterstreifen ausgehen und Besuche abstatten. Keiner, der nicht gerade von dem Unfall gehört hatte, bemerkte eine Veränderung an seinem Gesichte. Dem Hrn. Geh. Rath Rust habe ich den jungen Mann vorgestellt.

Dritter Fall.

Hr. F. bekam mit einem krummen Säbel einen Hieb auf den Kopf, der dann von der Stirn abwärts durch beide Augenlieder, die Wange an der Nase entlang, durch beide Lippen fuhr, und am Kinn endigte. Nur an den Augenliedern und den Lippen, und an den Theilen wo der Hieb nicht in die Knochen gedrungen war, vereinigte ich durch die umwundene Nath. Die Zufälle einer leichten Hirnerschütterung dauerten bis zum Abend, liefsen aber durch Anwendung von Aderlässen, Blutegeln, kalten Umschlägen und antiphlogistischen Abführungsmitteln nach. Die tieferen Wunden wurden durch Heftpflaster geheilt. Am unteren Augenliede bildete sich nach längerer Zeit ein Ectropium aus, das ich aber durch Einkerben der Narbe und Einreibungen hob.

Vierter Fall.

Der Baron von W. hatte vor geraumer Zeit mit einem scharfen Schläger einen höchst unglücklichen Hieb in das Gesicht bekommen, der ihm die äufserste Nasenspitze sammt einem Stückchen vom Nasenflügel, wie es schien etwas vom Septum, und dann einen 1 Quadratzoll grofsen Lappen von der Mitte der Oberlippe wegrifs. Ungeachtet der ausgezeichnetesten Behandlung die ihm an dem Orte wo er sich damals aufhielt, widerfahren war, hatte eine bedeutende Entstellung nicht vermieden werden können. Das Aussehen des jungen Mannes war folgendes: Die äufserste Spitze der Nase war durch Regeneration zum Theil wiederhergestellt, das runde Loch vorn am rechten Nasenflügel ausgeheilt und

von der Gröfse einer kleinen Erbse. Der Hauttheil des Septums schien von der Knorpelscheidewand getrennt und in eine strangartige Narbenmasse verwandelt worden zu sein, welche schräg über die Hälfte des linken Nasenloches fort, sich zu der grofsen harten Narbenfläche der Oberlippe hinüber begab. Zum Theil durch diesen Strang, zum Theil auch durch reproducirte Masse, war die Oberlippe gegen die Nase in die Höhe gezogen, und der Winkel zwischen der Lippe und der Nase ausgefüllt und verstrichen.

Bei der Operation, welcher die Hrn. Dr. Barez, Böhr und Heyfelder aus Trier beiwohnten, verfuhr ich folgendermaafsen: Ich stach das Bistouri zu Anfange des rechten Nasenloches durch die Lippe, und durchschnitt diese vollends mit einem Zuge hart an der Gränze der Narbe abwärts gehend. Eben so durchschnitt ich die Oberlippe vom linken Nasenloche aus, und nahm dann das ganze grofse Mittelstück der Oberlippe durch einen dicht am unteren Theile der Nase quer hinüber geführten Schnitt fort. Hierauf trennte ich den Narbenstrang, den ich mit seiner unteren Wundfläche auf die angefrischte knorplige Nasenscheidewand legte, schnitt rasch den Rand der kleinen Oeffnung in dem Nasenflügel aus, und durchstach die Wundränder noch in der Quere mit einer äufserst feinen Nadel, welche ich sogleich mit einem Faden umschlang. Durch dies An- und Zusammenziehen der Ligatur wurde nicht allein die Oeffnung sogleich verschlossen, sondern auch der stark nach links hinneigende Narbenstrang gerade gezogen, so dafs seine untere Wundfläche auf die der Scheidewand zu liegen kam. Ich weifs nicht, ob ich auch deutlich geworden bin; doch ist es mir nicht möglich, ohne eine Abbildung mich verständlicher zu machen. Das Septum wurde dann zu beiden Seiten durch eine umschlungene Nadel befestigt, und endlich die Oberlippe durch vier Nadeln, die ich sogleich umschlang, vereinigt. Zur gröfseren Sicherheit verband ich dann noch das Basisende des Septums mit der Oberlippe durch zwei Nadeln.

Jetzt war die Vereinigung auf allen Punkten so vollkommen geschehen, überall die Wundflächen in der innigsten Berührung mit einander, dafs nichts weiter zu wünschen übrig blieb, als das Verwachsen der Theile gerade so, wie sie sich befanden. Nach Abschneidung der Nadelenden und Abwaschen des Blutes, war der junge Mann nicht wenig erfreut, als er sein verändertes Angesicht im Spiegel sah.

Der Kranke wurde jetzt auf die strengste antiphlogistische Diät gesetzt, und ihm nichts als Limonade und dünner Haferschleim erlaubt. Aufserdem erhielt er eine antiphlogistische Mixtur. Der ganze mittlere Gesichtstheil wurde Tag und Nacht unausgesetzt mit eiskalten Umschlägen bedeckt, und zu wiederholten Malen grofse Quantitäten Blutegel an den Hals und Unterkiefer gelegt.

Am zweiten, dritten und vierten Tage zog ich die Nadeln aus. Die Heilung war überall, und was ich am wenigsten zu erwarten berechtigt war, die des Septums per primam intentionem geschehen. Nur hie und da näfste es, und an der rechten Seite des Septums bildete sich im Nasenloche eine kleine Wulst, welche ich sogleich wegätzte. In vierzehn Tagen war die ganze Behandlung beendet, und der junge Mann reiste vergnügt ab, nachdem er sich noch vorher dem Hrn. Dr. Barez vorgestellt hatte.

Fall von Gesichtskrebs.

Eine beinahe funfzigjährige Frau litt seit langer Zeit am Krebse, welcher zuerst an der Oberlippe entstanden war, und sich dann weiter nach innen und über die äufseren und inneren Theile der Nase erstreckt hatte. Durch die Zerstörung der Mitte der Oberlippe war eine Hasenscharte mit krebsartigen Rändern entstanden, der Oberkiefer an seinem vorderen Theile zerstört, die rechte Seite der Nase bis zum Knochen degenerirt, und das ganze innere Nasengebilde in eine speckartige, unebene, hervorwuchernde Masse verwandelt.

Der Anblick dieser Unglücklichen, die mit halb offenem Munde und durch das Loch im Oberkiefer athmete, war Entsetzen erregend, und je hoffnungsloser ihr Zustand war, um so mehr drang sie in mich, sie zu operiren. Da ich die Möglichkeit, alles Kranke entfernen zu können, einsah, so entschlofs ich mich endlich dazu, und von mehreren Freunden unterstützt vollführte ich die Operation, wie ich sie hier kurz angeben werde.

Mit zwei seitlichen Bogenschnitten im Gesunden, nahm ich die krebsigen Lippenränder bis zur Nase fort, stach dann das spitzige Bistouri an den unteren Rand der Nase ein, und schnitt diese grofse Speckmasse kreisförmig aus der Tiefe heraus, so dafs nur der linke Nasenflügel erhalten wurde. Den ganzen übrigen Theil des Siebbeines nahm ich rasch mit Hohlschere und Hohlmeifsel heraus, liefs die Wange weit auseinander ziehen, und sägte dann mit einer Stichsäge den Processus alveolaris in der Diagonale von einem Augenzahne zum andern, in der Richtung von unten nach oben, ab, so dafs alles Cariöse entfernt wurde.

Hierauf schritt ich, nach Stillung der Blutung und Ausstopfen der Nasenhöhle, mit kleinen Stücken Schwamm zur Vereinigung der grofsen Wunde. Vier Nadeln reichten hin, die Oberlippenhälften an einander zu bringen; den linken, im Verhältnifs zur Lippe zu grofsen Nasenflügel, bog ich zum Theil nach der rechten Seite hinüber, und benutzte ihn mit zum Ersatz des rechten Flügels, dessen Basis aus der Wangenhaut bestand. Nasenlöcher wollte ich nicht vor der Hand in dem noch geschlossenen unteren Nasentheile anlegen, sondern, um ein freieres Athmen zu gönnen, liefs ich den obersten Theil der Oberlippe dicht unter der Nase unvereinigt, und schob die Ausbesserung bis zur Genesung hinaus.

Die bald eintretende Entzündung wurde durch innere und äufsere kühlende Mittel gemildert. Das Befinden der Kranken, die seit Jahren mühsam durch den Mund geathmet hatte, war ganz erträglich. Die eintretende starke

Eiterung in der Nase und in den Knochen verhinderte indefs nicht im geringsten die in acht Tagen vollendete Vereinigung der Lippen und Nasentheile, und die Sache schien eine recht günstige Wendung nehmen zu wollen; doch die Kräfte der Kranken fingen plötzlich an zu sinken, und sie starb in der vierten Woche nach der Operation. —

Am Schlusse dieses Aufsatzes kann ich nicht umhin die Frage zu thun, ob von dieser veränderten umwundenen Nath nicht eine Anwendung zur eigentlichen Rhinoplastik gemacht werden könnte, theils ihrer Leichtigkeit in der Anwendung, theils ihrer Haltbarkeit wegen. Besonders scheint sie sich für die deutsche Methode zu eignen; auch begegnet sie vielleicht dem Uebelstande, dafs die Ränder der Haut, welche den Grund der Nase bilden, sich nicht so leicht umkränzen und die Nase sich hier verschmälere. Ferner hat mich der vorletzte Fall von dem Baron von W. auf den Gedanken gebracht, dafs es vielleicht vortheilhaft wäre den vorderen Nasentheil, mindestens die Flügel, aus der Mitte der Oberlippe zu bilden; nicht etwa um blofs Substanz zu gewinnen, als besonders um Nasenflügel zu bekommen, deren Ränder und äufsere und innere Fläche behäutet sind. Würde dadurch der öfter bei der gelungensten Nase erfolgenden Verkleinerung der Nasenlöcher begegnet, so wäre der Gewinn der hieraus entspränge, nicht ganz unbedeutend.

II.

Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin, für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte; von L. J. L. Mende, Hofrath und Professor der Medicin in Göttingen u. s. w.

Vierter Theil. Leipzig, 1826. 8. IV und 712 S. (2 Thlr. 12 Gr.)

Gewifs wird jeder gerichtliche Arzt sich mit dem Rec. über das Fortschreiten dieses, von deutschem Fleifse und Gelehrsamkeit zeugenden, und, hinsichtlich der Vollständigkeit und Ausführlichkeit, bei uns unübertroffenen, Werkes über die gerichtliche Medicin freuen. Mögen auch, wie dies nicht anders möglich ist, die Ansichten des Lesers in manchen Punkten nicht mit denen des Verf. übereinstimmen, so gewähret doch jede derselben Stoff zum Nachdenken, zu neuer Prüfung und Ueberlegung. Wenn schon die Ausführlichkeit dieses Theiles eine genaue, ins Einzelne gehende Kritik kaum zuläfst, ohne die Anzeige ungebührlich auszudehnen, so würde diese auch um so unnöthiger sein, da, bei dem jetzigen Standpunkte der gerichtlichen Medicin, oft dabei nichts herauskommen würde, als die abweichende Meinung des Rec. ans Licht zu bringen, da sich gewifs erwarten läfst, dafs das Werk selbst bald in den Händen aller Sachverständigen sein wird. Es mag daher genug sein eine Anzeige des Inhalts zu geben, wobei sich dem Rec. zugleich die Gelegenheit darbieten wird, einige Bemerkungen einzustreuen.

Dieser Theil beginnt mit dem sechsten Abschnitte der ersten Abtheilung, in welchem von der menschlichen Entwickelung, vom Säuglingsalter bis zur Geschlechtsreife in rechtlicher Hinsicht und in besonderer Beziehung auf den im Rechte bestimmten Zustand der Minderjährigkeit, gehandelt wird. Im 34sten Kapitel werden die Eintheilung der Minderjährigen und die rechtlichen Bestimmungen über dieselben nach dem römischen Rechte, so wie das Abweichen der späteren Gesetzgebungen in dieser Hinsicht angegeben. Nachdem im 35sten Kapitel die Nothwendigkeit der Anwendung der gerichtlichen Medicin zur Erläuterung der durch die Minderjährigkeit hervorgebrachten Rechtsverhältnisse gezeigt ist, wird im 36sten Kapi-

tel von der Kindheit im Allgemeinen, und im 37sten von dem Säuglingsalter und seinen Merkmalen während des Lebens gesprochen. Wenn sich auch nicht läugnen läfst, dafs der Hr. Verf. die Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus auf dieser Lebensstufe sorgfältig und genau entwickelt und die Fälle, in welchen eine Untersuchung nothwendig werden könnte, auseinandergesetzt hat (was überhaupt bei jeder, von dem Verf. abgehandelten Lehre geschehen ist), so scheint es Rec. doch, dafs derselbe sich für den gegenwärtigen Zweck, die Bestimmung des Alters eines lebenden Kindes, kürzer hätte fassen können; überhaupt möchte hier, wie an manchen Stellen, eine zu grofse Breite zu tadeln sein. Bei Darstellung der Entwickelung der Sinne nimmt der Verf. an, dafs der Geruchssinn mit dem Geschmackssinne zugleich, schon im ersten Monate oder bald nach demselben erwache, und sucht diese Annahme durch eine Beobachtung zu erweisen. Rec. mufs gestehen, dafs er diese (S. 26.) für sehr zweideutig hält, und auch bei den sorgfältigsten, hier so leicht täuschenden Beobachtungen nie im Stande gewesen ist, die geringste Spur des Geruchssinns in so zartem Alter zu bemerken. Im 38sten und 39sten Kapitel findet man mit dem gröfsten Fleifse alles zusammengetragen, was die bisherigen anatomischen Untersuchungen von dem, was in der Leiche von Säuglingen Ausgezeichnetes und zur Ausmittelung ihres Alters Dienliches gefunden wird, gelehrt haben. Wenn schon die Leser für diese Zusammenstellung dem gelehrten Verf. den gröfsten Dank schuldig sind, so noch mehr dafür, dafs er die Angaben Anderer nicht blindlings angenommen, sondern immer, durch Vergleichung mit der Natur und durch äufserst mühsame Untersuchungen und Messungen, geprüft und oft berichtigt hat. Ist dennoch das Resultat in gerichtlich-medicinischer Hinsicht nicht sehr erfreulich, so liegt dies an der Sache selbst, an der Natur der Entwickelungen, die nur in allmähligen Uebergängen und nicht nach der Uhr sich ausbilden, und nicht an dem

Verfasser. Hinsichtlich der gefundenen Gröfsen und Durchmesser verschiedener Theile erlaubt sich Rec. noch an die beachtungswerthen Erinnerungen des Hrn. Raths und Professors W. J. Schmidt, im ersten Hefte des vorigen Jahrganges von Henke's Zeitschrift (S. 22), zu erinnern. Das Säuglingsalter endet, nach dem Verf., sobald die Mundhöhle und der Nahrungskanal zur Verarbeitung festerer Nahrungsmittel geschickt sind (im Allgemeinen zwischen dem 12ten bis 14ten Monate), alsdann tritt die zweite Periode der Kindheit ein, welche letztere sich mit dem Ausfallen der Milchzähne und dem Ausbruche der bleibenden (am Ende des siebenten Jahres) schliefst. Das 40ste Kapitel handelt daher von den Eigenthümlichkeiten der körperlichen Bildung des Kindes, und namentlich von dem Fortschreiten im Wachsthume von Jahr zu Jahr, und von der Entwickelung der Knochen und inneren Theile, so wie im 41sten Kapitel die, die Eigenthümlichkeit eines Kindes in rechtlicher Beziehung bezeichnenden, leiblichen und geistigen Verrichtungen auseinandergesetzt werden. Im 42sten Kapitel werden zuerst die körperlichen, und dann die geistigen Eigenthümlichkeiten des Knaben- und Mädchenalters abgehandelt. In letzterer Hinsicht bemerkt der Verf. sehr wahr, dafs von Berücksichtigung Anderer, von wahrer Ueberlegung und deshalb von Gründen, die über persönliche Empfindungen hinaus gehen, und von einer freien Willensbestimmung, sich erst gegen das Ende dieser Periode die ersten Spuren zeigen, dafs von eigentlicher Bosheit in diesem Alter noch nicht die Rede sein könne (welches noch besonders durch nähere Betrachtung einiger Handlungen, welche sich junge Leute dieser Art öfters zu Schulden kommen lassen, als des Diebstahls, der Rachsucht u. s. w. nachgewiesen wird), und zeigt dadurch, dafs die Bestimmungen der neueren Gesetzgebungen noch keinesweges mit den Eigenthümlichkeiten dieses Alters (über die Gränze desselben nachher) übereinstimmen, und noch einer Abänderung bedürfen. Originell und geistreich ist die Ansicht

des

des Verf., das Stehenbleiben auf einer niederen Bildungsstufe (S. 125 und 127) als die ergiebigste Quelle von Fehlern und Verbrechen der folgenden Jahre zu betrachten, wodurch auch zugleich die sogenannten angebornen Anlagen zu Verbrechen ihre Erklärung finden. Ueberhaupt ist diese ganze Abhandlung, wodurch der Verf. bewährt, dafs er nicht allein die körperlichen, sondern auch die geistigen Eigenthümlichkeiten des werdenden Menschen genau beobachtet habe, musterhaft zu nennen; nur ungern trennt sich Rec. davon, glaubt aber sie allen Erziehern, Psychologen und Gesetzgebern nicht genug empfehlen zu können.

Der Jüngling und die Jungfrau in rechtlicher Beziehung sind die Gegenstände des 43sten Kapitels. Nach genauer Darstellung der körperlichen Veränderungen in dieser Periode, in welcher, nach dem Verf., der Mensch Selbstständigkeit während der Entwickelung des Geschlechtlichen, und durch sie, erst seine wahre Eigenthümlichkeit erreicht, werden die Empfindungen, Neigungen, Begierden, Denkart und Gesinnungen beider Geschlechter psychologisch entwickelt und auf ihre Quellen zurückgeführt. Obgleich es hier wie früher, des Raumes wegen, unmöglich ist, dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen, so kann Rec. doch nicht unterlassen auf die Aeufserungen desselben, über die Neigung der Jünglinge für geschlossene geheime Gesellschaften (S. 182), aufmerksam zu machen. «Diese Neigung hängt von mehreren Ursachen ab. Die erste ist die bei der erhöhten Geselligkeit fortdauernde Selbstigkeit. Jeder will sich so gut geltend machen, als er kann, und sucht zu herrschen. Dies gelingt indessen nur Einigen, und nur in dem Kreise von Wenigen. Sie bilden daher eine geschlossene Gesellschaft um sich, die sich dann, theils um sich aus der Masse auszuscheiden, und theils um sich den Schein von Wichtigkeit zu geben, gern in eine Art von Geheimnifs hüllt, und um dies besser zu erhalten, gewisse Formen unter sich beobachtet. Ein solches Trachten nach dem Geheimnifsvollen ist indessen nichts Willkührliches, sondern

es liegt wieder in der jugendlichen Natur, und ist so die zweite Ursache, derentwegen junge Leute so gern unter sich geheime Gesellschaften stiften.» Zuwachs bekommen sie beständig durch eine dritte Ursache, «diese ist das Anlockende, das jedes Geheimnifs auf nicht darin Eingeweihte äufsert, ein Reiz, der vorzugsweise auf junge Leute wirkt, weil ihre Einbildungskraft ihnen unter dem Geheimnifsvollen immer etwas Aufserordentliches und Wunderbares vorspiegelt, zu dem sie sich ganz besonders hingezogen fühlen. — Aufsicht und Leitung verdient diese Richtung der jugendlichen Geselligkeit ohne Zweifel u. s. w.»

Das Resultat der Untersuchungen des Verfassers ist, dafs richtige Weltanschauung, reifliche Ueberlegung, gesundes Urtheil und freies Willensvermögen diesem Alter noch fehlen, und dafs die Handlungen desselben weder nach den Grundsätzen der Sittlichkeit, noch nach den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft zu strenge beurtheilt werden dürfen. Es soll deshalb auch in diesem Lebensabschnitte noch keine eigentliche Zurechnung statt finden, und junge Leute, während desselben, der ordentlichen Strafe nicht unterworfen sein. Letztere mufs freilich eintreten, doch mufs sie immer nur auf Besserung gerichtet sein und kann deshalb nur in einer, allen Verhältnissen angemessenen, Züchtigung bestehen. Eben sowohl bestreitet der Verf. die Meinung, dafs es gewisse Vergehungen gebe, die an und für sich diejenigen, die sie begehen, zurechnungsfähig machen und die Berücksichtigung der Wirkung, die sonst die Jugend haben müfste, ausschliefsen, z. B. die Geschlechtsverbrechen, weil man nicht nach der Geschlechtsentwickelung auf die gesammte Ausbildung des Geistes und Körpers schliefsen dürfe. Das 44ste Kapitel beschäftigt sich endlich mit dem Verhältnisse dieser Entwickelungsperioden zu dem Alter. Der Verf. hält dafür:

1) Dafs die Pubertätsjahre, wie auch das römische Recht es annimmt, bei Knaben mit dem vierzehnten, bei Mädchen aber mit dem zwölften Jahre anfangen, und

in unserem Klima bei ersteren bis zum zwanzigsten, bei letzteren aber bis zum achtzehnten Jahre dauern.

2) Dafs die Zurechnungsfähigkeit bei Frauenzimmern, den Jahren nach, keinesweges früher beginnen dürfe, als bei Männern.

3) Dafs unsere peinliche Gesetzgebung mit der bürgerlichen in Uebereinstimmung zu setzen sei, dafs demnach vor vollendeter Grofsjährigkeit, also vor dem fünfundzwanzigsten Jahre, eine vollständige Zurechnungsfähigkeit bei beiden Geschlechtern nicht statt finden könne, und dafs nur unter besondern Umständen und bei einer entsprechenden subjectiven Beschaffenheit, nach einer vorausgegangenen gerichtlich-medicinischen Untersuchung, diese auch schon im zwanzigsten Jahre (eben so wie in diesem Alter auch schon eine Grofsjährigkeitserklärung ertheilt werden kann) solle eintreten können.

Rec. mufs gestehen, dafs er dieser Ansicht des Verf., über den Eintritt der Zurechnungsfähigkeit, seine Zustimmung nicht geben kann und sie für durchaus unausführbar hält. Eine Uebereinstimmung der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung in dieser Hinsicht scheint demselben der Natur nicht angemessen, da Selbstständigkeit in bürgerlicher Hinsicht, wie die Grofsjährigkeit sie verlangt, offenbar etwas anderes ist, und später eintritt, als die moralische. Die Bestimmungen des Hannöverschen Entwurfs, nach welchem das noch nicht zurückgelegte funfzehnte Lebensjahr als Milderungsgrund der gesetzlichen Strafe angesehen wird, nachher aber das jugendliche Alter nur bei solchen Verbrechen, welchen mehr Uebereilung, Leichtsinn, Genufsbegierde und jugendliche Hitze, als Bosheit, Rachsucht und Ueberlegung zum Grunde liegen, scheinen Rec. völlig der Natur genügend zu sein, wenn nur die Triebfedern der Verbrechen während dieses Alters in jedem Falle, durch eine sachkundige Behörde gehörig ausgemittelt werden.

Siebenter Abschnitt. Von der Geschlechtsreife und den davon abhängenden natürlichen Geschlechtszuständen und Geschlechtsverhältnissen, als den Grundlagen der rechtlichen. 45stes Kapitel. Von der Geschlechtsreife überhaupt, und von ihrem Verhältnisse zur Volljährigkeit. 46stes Kapitel. Von der die Geschlechtsreife bezeichnenden Beschaffenheit des Körpers, und besonders der Geschlechtstheile, bei beiden Geschlechtern. Folgen der zu frühen Anstrengung der Geschlechtstheile bei noch unvollkommener Geschlechtsreife — Zeichen derselben und der Möglichkeit zu zeugen und zu empfangen — gesetzliche Bestimmungen über den Termin der vollkommenen Geschlechtsreife — Merkmale der vollkommenen Geschlechtsreife bei beiden Geschlechtern. Der Verf. verlangt, dafs man bei denselben nicht blofs auf den Körper, sondern auch auf den Geist sehen müsse, weil das Fortpflanzungsgeschäft auch die nachmalige Ernährung und Erziehung des Kindes in sich schliefse. Die Eigenthümlichkeiten des geschlechtsreifen Mannes und Weibes sind zwar sehr genau, aber auch sehr weitläuftig auseinandergesetzt; und besonders ist vieles, was aus der Anatomie als bekannt vorausgesetzt werden mufste, hier wiederholt. Sehr beachtungswerth ist aber die Beschreibung die der Verf. von der eigentlichen Beschaffenheit des sogenannten Jungfernhäutchens und der myrthenförmigen Warzen, so wie von ihrem Verhalten nach erlittenem Beischlafe u. s. w. giebt, und die Bemerkung, dafs man bei Untersuchungen über Jungfrauschaft, wenn man nach einem wirklichen Jungfernhäutchen sucht, seinen Zweck verfehlen wird und leicht zu einem falschen Urtheile verleitet werden könne. Rec. mufs leider! gestehen, dieses aus Erfahrung bestätigen zu können. 47stes Kapitel. Von der Verschiedenheit der nach aufsen gerichteten Thätigkeit des Mannes und des Weibes, aufser den Geschlechtsverrichtungen, in rechtlicher Beziehung. Aus den natürlichen Verschiedenheiten zwischen Mann und Weib, aus den verschiedenen Beziehungen, in denen beide zur

menschlichen Gesellschaft stehen, will der Verf. folgern, dafs für letzteres auch im peinlichen (eben so wie im bürgerlichen) Rechte andereBestimmungen gelten müfsten, dafs namentlich das Weib, weil es, so lange es geschlechtlich ist, niemals eine Selbstständigkeit erlangt, sondern in seiner wesentlichen Thätigkeit von dem Manne abhängig ist, weniger zurechnungsfähig sein müfste, als der Mann. Rec. mufs die Beweisführung des Verf. der eigenen Beurtheilung der Leser überlassen, mufs aber gestehen, dafs sie ihn keinesweges überzeugt hat. Nach seiner Ansicht sind Vernunft und Freiheit, mithin die Fähigkeit die Stimme des Rechts und der Moral zu hören und sie zu befolgen, beiden Geschlechtern gleichmäfsig eigen, nur mögen bei dem weiblichen Geschlechte häufiger krankhafte Zustände vorkommen, welche diese beschränken. Wo dies aber nicht der Fall ist, darf eine solche Abhängigkeit des Weibes von dem Geschlechtlichen und dem Manne, wie der Verf. will, nicht angenommen werden; der Mensch mufs als Vernunftwesen das Aeufsere, was seine Freiheit beschränken will, bekämpfen, und in wie vielen Verhältnissen lebt nicht oft der Mann, wo ihm dies schwerer sein mag, als der, gewöhnlich auf den häuslichen Kreis eingeschränkten Frau! Sind die Bestimmungen für letztere im bürgerlichen Rechte anders, so kömmt dies daher, weil ihnen in diesen Verhältnissen die praktische, durch das bewegte Leben erworbene Einsicht des Mannes abgeht.

Der Verf. geht hierauf zu der besonderen Betrachtung einiger Verbrechen über, bei welchen Weiber zurechnungsfähiger zu sein scheinen, als Männer, namentlich zu dem des gesetzwidrigen Beischlafs, des Ehebruchs, der Blutschande, Verheimlichung der Schwangerschaft und Geburt, Fruchtabtreibung und Kindesmord, und sucht zu beweisen, dafs auch die Zurechnungsfähigkeit hierfür immer geringer sein müsse, als die männliche. Mufs man auch gerne dem Verf. zugestehen, dafs die Folgen des unerlaubten Geschlechtsumganges die Weiber unverhältnifsmäfsig hart tref-

fen, dafs Verheimlichung der Schwangerschaft nur durch sorgfältige Aufsicht der Eltern, Brodherrschaften u. s. w. verhütet werden könne, dafs dem Kindesmorde gewöhnlich Ursachen zum Grunde liegen, die eine verminderte Strafbarkeit erheischen (welche ja aber auch von den neueren Gesetzgebungen genügend berücksichtiget werden), so wird man doch allen, von ihm für das weibliche Geschlecht angeführten, Entschuldigungsgründen schwerlich beipflichten können. So soll z. B. im Falle begangener Unzucht diese nicht den Weibern, die ein Naturzwang dazu treibt, sondern den Männern, die sie mit freiem Entschlusse ausüben, zugerechnet werden. Der Naturzwang mag doch wohl bei beiden Geschlechtern gleich sein, und wird dazu noch beim weiblichen durch ein gröfseres Schamhaftigkeitsgefühl u. s. w. gezügelt. Ja der Verf. steht hierbei noch nicht stille sondern unterwirft noch besonders zwei, nicht in die Geschlechtssphäre fallende, gesetzwidrige Handlungen, Diebstahl und Mord, einer besonderen Untersuchung, und verlangt auch für diese, wenn sie von Weibern begangen werden, eine geringere Zurechnung, weil die Quellen derselben gemeiniglich in Geschlechtsverhältnissen und in fremden, männlichen Einflüssen zu suchen seien. Wohin soll es aber so mit der Criminaljustiz kommen? Die psychologische gerichtliche Arzneiwissenschaft hat offenbar in neuern Zeiten viel Feld gewonnen, lafst uns aber hüten die Saiten nicht zu hoch zu spannen, nicht der Tendenz des Zeitalters zu viel nachgeben, sondern immer fest bei dem Prinzipe bleiben, dafs der gesunde Mensch Herr seiner Handlungen ist. Auch hat Rec., als Arzt eines nicht unbedeutenden Gefängnisses, häufig Gelegenheit gehabt, weibliche Verbrecherinnen genau zu beobachten, mufs aber gestehen, dafs er weit häufiger gefunden hat, dafs verschmitzte Weiber junge Männer an sich gezogen und zu Verbrechen verleitet hatten, als das Gegentheil, ohne doch deswegen für letztere eine geringere Zurechnungsfähigkeit prätendiren zu wollen. 48stes Kapitel. Von den Geschlechtsver-

richtungen und von den Ursachen ihrer rechtlichen Wichtigkeit überhaupt, besonders aber von dem Zeugungsgeschäfte. Die Veränderungen der Geschlechtstheile bei den Geschlechtsverrichtungen, die dabei möglichen Stellungen, die Umstände, welche die Empfängnifs vereiteln u. s. w., werden angegeben. 49stes Kapitel. Von dem vollkommenen, unvollkommenen und fehlenden Fortpflanzungsvermögen im Allgemeinen. 50stes Kapitel. Von dem unvollkommenen und mangelnden Zeugungsvermögen bei Männern insbesondere. 51stes Kapitel. Von dem zu starken männlichen Geschlechtsvermögen. 52stes Kapitel. Von dem mangelnden Geschlechtsvermögen bei Weibern. 53stes Kapitel. Von dem zu starken und zu schwachen weiblichen Geschlechtsvermögen. 54stes Kapitel. Von der Zwitterhaftigkeit, hinsichtlich ihres Einflusses auf das Geschlechtsvermögen. 55stes Kapitel. Von der durch das höhere Alter herbeigeführten Abnahme und dem Aufhören der Geschlechtsfähigkeit.

Achter Abschnitt. Von den Geschlechtszuständen und Geschlechtsverhältnissen unter den Bestimmungen des Rechts. 56stes Kapitel. Unter welchen Gesichtspunkten betrachtet das Recht die Geschlechtsverhältnisse, und welche Forderungen macht es danach, in Beziehung auf sie, an die gerichtliche Medicin? 57stes Kapitel. Von der Jungfrauschaft und dem Junggesellenthume. Sehr ausführlich und vorzüglich, besonders hinsichtlich der schon oben erwähnten, hier näher gegebenen, Beschreibung der Scheidenklappe und der Folgerungen, welche der Verf. daraus über ihre Bedeutung, als Zeichen der erhaltenen oder verletzten Jungfrauschaft zieht. Zerreifsung der Scheidenklappe durch das zufällige Eindringen harter Körper in die Mutterscheide, ohne ausgedehnte Wunden oder Narben derselben, hält der Verf. für höchst unwahrscheinlich, und durch Fall, starkes Auseinanderspreitzen der Beine u. s. w. für unmöglich. Alle Zeichen für oder gegen Jungfrauschaft können, mit Ausnahme der Schwangerschaft oder einer

bereits überstandenen Geburt, nur Wahrscheinlichkeit, nie Gewifsheit geben. 58stes Kapitel. Von den gegenseitigen Geschlechtsverhältnissen in der Ehe. Die Zustände, die das Wesen der Ehe beeinträchtigen und daher Klage- oder Scheidungsgründe abgeben, werden hier, so weit sie der gerichtlich-medicinischen Untersuchung anheim fallen, untersucht.

59stes Kapitel. Von der äufserlichen natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes überhaupt, und besonders von der Nothzucht. Der Verf. nennt Nothzucht einen Beischlaf, der ohne Einwilligung von Seiten des Weibes, mit dem er geschieht, vollzogen wurde, und nimmt drei Gattungen davon an, wovon die erste die Fälle des im willenlosen Zustande des Weibes erschlichenen Beischlafs, die zweite diejenigen, in denen er durch anhaltende Anregung des Geschlechtstriebes, welcher das Frauenzimmer nicht entgehen konnte, ihr auf unwiderstehliche Weise abgedrungen wird; und die dritte die des gewaltsam erzwungenen Beischlafs in sich schliefst. Offenbar gehört aber die zweite angenommene Gattung mit ihren beiden Arten (zu der erstern sollen die Fälle gehören, in denen der Verführer ein mit dem Geschlechtsverhältnisse noch ganz unbekanntes junges Mädchen dahin brachte, ihm ohne eigentlichen körperlichen Zwang, doch auch ohne dafs es ahnete, was er eigentlich mit ihr vornehme, den Beischlaf zu gestatten; zu der zweiten diejenigen, in denen eine Frauensperson zuerst gezwungen wird, sich Liebkosungen und wollüstigen Betastungen zu unterwerfen, darauf aber der Verführer die dadurch bei ihr erweckte Stimmung zur Erreichung seiner unzüchtigen Absicht benutzt) nicht zur Nothzucht, obgleich Elvert schon früher dasselbe behauptete, da fehlende Einwilligung und widerrechtlich ausgeübte Gewalt zu derselben unerläfslich sind. Wird die erste Art der zweiten Gattung von geschlechtsreifen Männern mit jungen Mädchen begangen, so ist es Schändung, und wenn auch einige Gesetzgebungen diese der Nothzucht gleich ach-

ten, so nehmen sie doch zugleich an, dafs jeder mit einem unerwaehsenen Mädchen vollzogene Beisehlaf, als erzwungen angesehen werden soll, wenn auch keine Gewalt dabei ausgeübt ist. Diese Bestimmung der Gesetzgebung kann uns aber nieht berechtigen, den Begriff der Nothzucht zu weit auszudehnen. Wo, wie bei der zweiten Art der zweiten Gattung, der Abscheu so geringe ist, dafs durch erzwungene wollüstige Betastungen eine unwiderstehliche Aufregung des Geschleehtstriebes erweckt werden kann, darf überall wohl nicht von Nothzucht mehr die Rede sein. Der Verf. erörtert hierauf die Möglichkeit, Merkmale und Folgen der Nothzueht, und hält, was die erstern betrifft, den fast allgemein angenommenen Grundsatz: dafs ein erwachsenes, gesundes, nur mäfsig starkes Frauenzimmer, so lange es sein Bewufstsein hat, von einem einzelnen Manne durch blofse körperliche Gewalt nieht genothzüchtigt werden könne, für irrig. Rec. kann, aus allgemein bekannten Gründen, der Meinung des Verf. nieht beitreten, beweisende Beispiele, auf welehe sich derselbe beruft, sind ihm nicht bekannt, und die unten in der Note (S. 480) angeführten kann er auf keinen Fall dafür halten. Am Sehlusse dieses Kapitels werden noeh die Unterschiede zwisehen vollendeter und versuchter Nothzucht zur Sprache gebraeht, und das Eigenthümliche ersterer nieht von der Einbringung der Ruthe in die Mutterseheide, sondern von dem Hineinkommen des Saamens in die Schaamspalte, hergeleitet. Es ist bekannt, was sich hiergegen sagen läfst und was einer solchen Annahme, besonders hinsichtlich der Ausmittelung, im Wege steht Da die neueren Gesetzgebungen dem Streite hierüber dureh feste Bestimmungen ein Ende gemacht haben, und der Verf. selbst das Verbrechen in beiden Fällen für gleich erklärt und ausdrücklich erinnert, dafs der gerichtliche Arzt sich nicht darauf einlassen könne, entscheiden zu wollen, ob die Nothzucht wirklich vollzogen oder nur versueht worden sei, so ist es nicht nöthig länger dabei zu verweilen. 60stes Kapitel. Von der natur-

widrigen Befriedigung des Geschlechtstriebes. 61stes Kapitel. Von der Empfängnifs und der Schwangerschaft in rechtlicher Beziehung. Ueber Empfängnifs ohne Beischlaf — über Schwangerschaft ohne vorhergegangene Empfängnifs, wenn sich Fruchttheile in dem Körper eines Frauenzimmers finden — über Ueberschwängerung und Ueberfruchtung, deren Möglichkeit auch ohne einen doppelten Uterus zugegeben wird — über Molen — über die Zeichen der Schwangerschaft. Letztere werden mit der, von einem so berühmten Geburtshelfer nicht anders zu erwartenden, Genauigkeit und Präcision angegeben, und dabei zugleich sehr richtig erinnert, dafs die Klagen über die Ungewifsheit derselben vorzüglich darin begründet wären, dafs sie (die Zeichen) die der Zeit nach und in einer gewissen Folgereihe und in gehöriger Uebereinstimmung miteinander eintreten, und daher auch nicht einzeln, sondern nur zusammen, und in einer richtigen Aufeinanderfolge für das, was sie sind, erkannt werden können, meistens sogleich, bei einer Untersuchung, aufgefunden werden sollen. Dennoch verkennt der Verf. nicht, dafs es krankhafte Zustände gebe, welche Täuschungen, in Beziehung auf Schwangerschaft, hervorbringen können, und handelt sie, so wie die Unterscheidungszeichen derselben, meisterhaft ab. Eben so giebt es auch körperliche Zustände, bei denen, bei wirklicher Schwangerschaft, manche Zeichen derselben fehlen, oder doch so wenig hervortreten, dafs sowohl die Schwangern selbst, als auch andere dadurch leicht getäuscht werden können; als solche sind hier angegeben:

1) Fortdauernder Monatsflufs; es wird hierbei bemerkt, dafs derselbe das erste- und höchstens auch das zweitemal stärker sein könne, als gewöhnlich, späterhin aber immer geringer sei.
2) Mangel an Anschwellung der Brüste.
3) Ungewöhnlich geringe Ausdehnung des Bauches.
4) Geringe Bewegung der Frucht; nach dem Verf. mufs diese in den letzten Monaten nothwendig gefühlt

werden, es könne möglich sein, dafs die Schwangere über ihre Bedeutung in Ungewifsheit bleibe, dafs sie aber die lebende Frucht, bis zum Eintritt der Geburt, nicht spüren solle, sei undenkbar.

Nachdem noch das Verfahren bei der Untersuchung angegeben, erörtert der kundige Verf. noch die Frage: Ob ein Frauenzimmer schwanger sein und bis zu ihrer Niederkunft bleiben könne, ohne es selbst zu wissen? und giebt nicht allein die Möglichkeit zu, sondern zeigt auch die Umstände, unter denen dies der Fall sein kann. 62stes Kapitel. Von der Geburt in rechtlicher Beziehung im Allgemeinen. Eintritt der rechtzeitigen Geburt — die dazu nöthigen Beziehungen zwischen Mutter und Frucht — Durchgang des Kopfes durch das Becken — Ursachen der ungleichen Dauer der regelmäfsigen Geburten, sowohl im Ganzen, als hinsichtlich der einzelnen Perioden — Theilnahme des Allgemeinen an dem Geburtsgeschäfte, so dafs letzteres von ersterem aus verzögert, unregelmäfsig gemacht und selbst gestört werden kann, als auch letzteres wieder einen sehr nachtheiligen Einfluſs auf ersteres zu äufsern vermag. Der Verf. faſst besonders die letztere Seite auf und widmet, nachdem er noch die Willenslosigkeit in Bezug auf die Geburt, sowohl was den Eintritt und Fortgang, als auch die Beendigung derselben (letzteres doch nur bei einer regelmäfsigen) betrifft, näher erörtert hat, der in ihren Aeufserungen veränderten Sensibilität und der fast ausschliefslichen Richtung der Irritabilität der Kreisenden auf die Geschlechtshandlung eine genauere Betrachtung. Wenn der Verf. hier (S. 615) sagt: «Sobald aber das Kind geboren ist, kehren Ruhe und Behaglichkeit zurück, mit denen die Theilnahme für ihr Neugebornes bei den meisten erwacht,» so stimmt hiermit nicht eine frühere (S. 282) Aeufserung desselben: «An und für sich, und unmittelbar nach der Geburt, ist eine Entbundene ganz gleichgültig gegen das Kind, und von einem natürlichen Triebe dafür zu sorgen, habe ich, bei vielfältigen und ge-

nauen Beobachtungen, nie die geringste Spur getroffen.» Als Ausartungen der Sensibilität während des Kreisens werden Krämpfe, besonders Starrkrampf der Gebärmutter, Ohnmachten, Wahnsinn und Bewufstlosigkeit aufgestellt. Auffallend ist es, dafs der Verf. den durch viele Beobachtungen bestätigten Ausspruch Henke's, dafs der körperliche Vorgang bei der Geburt, eine mehr oder minder dauernde Verwirrung der Sinne hervorbringen könne, geradezu widerspricht und sich noch dazu zu der Aeufserung verleiten läfst, dafs er von den Geburtshelfern, die dies ebenfalls ausgesprochen haben, annehmen müsse, dafs sie mehr nach Vermuthungen hierin geurtheilt, als nach ihren Erfahrungen entschieden haben. Wahrlich eine starke Behauptung! Demungeachtet giebt der Verf. zu, dafs Sinnenverwirrung und Wahnsinn in und kurz nach der Geburt vorkomme, behauptet aber, dafs diese immer in besondern, körperlichen oder geistigen Ursachen begründet sind, die zu dem Geburtsgeschäfte nur zufällig hinzutreten, als: fieberhaftes Irresein, früherer Wahnsinn, im Körper vorhandene Krankheitsreize, Mifsbrauch geistiger Getränke, Angst, Ungeduld, Aerger, Zorn u. s. w., und dafs der Wahnsinn keinesweges so schnell vorübergeht, als man angenommen, und dafs man daher auch späterhin Merkmale und Spuren davon antrifft. Rec. enthält sich einer weitläuftigen Widerlegung, da die Erfahrung, dafs schnell vorübergehende, unfreie Zustände bei Gebärenden vorkommen, ja wohl genug bestätigt ist, da es selbst durch Beispiele von verehelichten Frauen bewiesen ist, dafs die, blofs durch den Geburtsact bewirkte, krankhafte Thätigkeit des Nervensystems den Gebrauch der Vernunft so sehr beschränken könne, dafs sie zu den gewaltsamsten Handlungen getrieben werden, und mufs überhaupt gestehen, dafs diese Paragraphen ihn am wenigsten befriedigt haben, dafs er die zweifelhaften psychischen Zustände der Gebärenden von Henke (im vierten Bande der Abhandl.) weit klarer und praktisch brauchbarer erläutert findet. Folgende Stelle (S. 622) mag dies beweisen: «Am

ersten kommen Kreisende zu ganz unbedachten gewaltsamen Handlungen gegen ihr Kind, wenn dasselbe in seinem Durchgange noch zögert, und sie es selber ergreifen und hervorziehen. Die geistige und körperliche Anstrengung, in welcher sie sich hierbei befinden, überdauert den Augenblick der Geburt, und sie reifsen darin denn bisweilen nicht allein die Nabelschnur ab, sondern sie pressen und drücken das Kind heftig zusammen, schleudern es von sich u. s. w. ohne selber zu wissen, was sie thun. Eigentlicher Wahnsinn ist dieser Zustand kaum zu nennen, sondern vielmehr ein Affect, durch den der Gebrauch der Vernunft, so lange er dauert, ganz aufgehoben wird, und das, was als Willensäufserung dabei erscheint, nichts ist, als eine unmittelbare mechanische Fortsetzung einer, zu einem ganz anderen Zwecke, um sich von einem unerträglichen Schmerzgefühle zu befreien, unternommene Handlung.» Ist dies ein Zustand des Affects, oder der wahren Geisteszerrüttung? Wer kann letztere hier verkennen, da das, was als Willensäufserung dabei erscheint, nichts ist als eine mechanische Fortsetzung einer, zu einem andern Zwecke unternommenen Handlung. Gleichgültig kann die Benennung dieses Zustandes keinesweges sein, da auch der an sich zu entschuldigende Affect, in der Regel, nur die Strafe mildern, psychische Krankheit sie aber aufheben mufs.

Nachdem der Verf. noch die Veränderungen, welche die Irritabilität in der Geburt erleidet, und den Einfluss des vegetativen Vermögens auf dieselbe auseinandergesetzt hat, geht er zur Schilderung der fünf Geburtsperioden über, und führt dabei zugleich an, was bei jeder, in gerichtlich-medicinischer Hinsicht, zu bemerken ist, als: dafs die Kreisende die erste und zweite Geburtszeit verkennen, und so, wenn die Frucht hernach plötzlich mit dem Blasensprunge geboren wird, von der Geburt überrascht werden könne — dafs eine, anfangs langsame und zögernde Geburt, hernach übereilt werden und die Mutter in ungünstiger Stellung überraschen könne u. s. w. — dafs der Mut-

termund den Hals der Frucht mit nachtheiligem Erfolge zusammenschnüren könne, hält der Verf. für unmöglich. 63stes Kapitel. Von der absichtlichen Erregung einer unzeitigen und frühzeitigen Geburt zur Wegschaffung der Leibesfrucht. Der Verf. giebt hier zuerst die Beantwortung einiger aufgeworfenen Fragen, als:

1) Von welchem Zeitraume der Schwangerschaft an läfst sich annehmen, dafs eine Schwangere über ihren Zustand nicht mehr in Ungewifsheit sein könne? Dieser schon früher (im 61sten Kap.) zur Sprache gebrachte Gegenstand wird hier nochmals erörtert.

2) Ist die Herbeiführung der Geburt in jedem Zeitraume der Schwangerschaft durch Handlungen, die ganz von der Willkühr abhängen, zu erreichen?

3) Welche Mittel wendet man dazu an, und mit welchem Erfolge? Es wird erinnert, dafs die Erfahrung gelehrt hat, dafs mehrere Einflüsse die Zusammenziehungen der Gebärmutter hervorrufen können, dafs aber die Mittel, die man dazu gebraucht (mit Ausnahme der künstlichen Frühgeburt nach dem siebenten Monate), ihren Erfolg viel öfter versagen, als leisten. Die abtreibenden Mittel selbst werden in sieben Klassen getheilt, und jede besonders abgehandelt.

4) In welchem Zeitraume der Schwangerschaft ist die Geburt als die nothwendige Todesursache der Leibesfrucht anzusehen? — (Schon aus dem zweiten Theile bekannt.)

Aus der Beantwortung dieser Fragen und den vorher aufgestellten Eigenschaften, die eine zur Abtreibung der Frucht unternommene Handlung haben soll, schliefst der Verf., dafs das Verbrechen der Fruchtabtreibung gar nicht existire (?), sondern nur der Versuch dazu, und erörtert die Punkte worauf der gerichtliche Arzt, bei Untersuchungen hierüber, zu sehen hat, so wie die nachtheiligen Wir-

kungen, die derselbe auf die Mutter und die Frucht, falls die Fehlgeburt nicht erfolgte, äufsert.

64stes Kapitel. Von den übereilten und von den verzögerten Geburten, sowohl hinsichtlich des Eintritts, als des Verlaufs und Ausgangs.

Die Ansichten des Verf. über Spätgeburten, so wie die Erinnerungen Henke's [1]) dagegen, sind bekannt. Es werden hier noch die Ursachen derselben, und die Zeichen an Mutter und Kind angegeben.

65stes Kapitel. Von den Kennzeichen einer vor kurzem, oder schon seit längerer Zeit überstandenen Geburt. (Sehr ausführlich und gut.) 66stes Kapitel. Von den gefährlichen und selbst tödtlichen geburtshülflichen Operationen, in rechtlicher Beziehung. Hiermit ist eine Abhandlung von Mittermaier: «Ueber die Gränzen und Bedingungen der Straflosigkeit der Perforation» (Neues Archiv des Criminalrechts, 8ter Band) zu vergleichen.

Möchten Gesundheit und Mufse den gelehrten Verf. doch bald erlauben, den fünften Theil dieses Werkes, welches als eine wahre Bereicherung der gerichtlichen Medicin anzusehen ist, zu liefern!

Rec. erlaubt sich schliefslich noch den Wunsch auszusprechen, dafs es dem Verf. gefallen möge, dem letzten Theile des Werkes ein ausführliches Register beizugeben, weil die Inhaltsanzeigen nicht hinlänglich sind, um das Werk, in jedem Falle, nach Wunsch zu benutzen.

Toel.

---

1) Zeitschrift für die Staatsarzneikunde. 1823. 2. Heft.

III.

Verhandlungen über Zurechnungsfähigkeit.

---

1. Früheres Gutachten des Herrn Hofrath Dr. Clarus über den Gemüthszustand des Mörders Joh. Christ. Woyzeck, erstattet am 16. Sept. 1821. (In Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneiknnde. Fünftes Ergänzungsheft. Erlangen, bei Palm und Enke. 1826. S. 129 — 149.)

2. Dr. Joh. Chr. Aug. Heinroth, Ueber die gegen das Gutachten des Herrn Hofr. Dr. Clarus von Herrn Dr. C. M. Marc in Bamberg abgefafste Schrift: War der am 27. August 1824 zu Leipzig hingerichtete Mörder J. C. Woyzeck zurechnungsfähig? Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1825. 69 S. (10 Gr.)

3. Dr. C. M. Marc, Königl. Baiersch. Physicus zu Bamberg, an Herrn Dr. und Professor J. C. A. Heinroth in Leipzig, als Sachwalter des Hrn. Hofr. Dr. Clarus, die Zurechnungsfähigkeit des Mörders J. C. Woyzeck betreffend. Bamberg, bei Joh. Casimir Dresel. 1826. 84 S. (10 Gr.)

Der Criminalfall des Mörders W. hat für die psychisch-gerichtliche Medicin grofse Wichtigkeit gewonnen, sofern Hr. Clarus mit nicht gewöhnlicher Gründlichkeit und Tüchtigkeit den körperlichen und geistigen Zustand des Inquisiten untersuchte, und scharfsinnig und frei beurtheilte. Ref. hat das Werk dieses Meisters mit gebührendem Lobe, und zugleich das Werk des Gegners im dritten Bande des ersten Jahrganges dieser Annalen angezeigt. Seitdem sind ihm die in der Ueberschrift genannten drei Arbeiten zu Gesichte gekommen, welche der Vollständigkeit halber noch angezeigt werden müssen, obwohl sie gewifs lange

in

in jedes Händen sind, der irgend ein Interesse für die Sache hat.

1. Von diesem früheren Gutachten (vom 16. September 1821) hatte Hr. Clarus in der historischen Einleitung zu dem erwähnten ausführlicheren, das am 28. Februar 1823 erstattet wurde, folgende Resultate mitgetheilt: dafs 1) der von dem Inquisiten (rücksichtlich seiner Gedankenlosigkeit u. s. w.) angeführte Umstand, obgleich zur gesetzmäfsigen Vollständigkeit der Untersuchung gehörend, dennoch, weil er vor der Hand noch blofs auf der eigenen Aussauge des Inquisiten beruhe, bei der gegenwärtigen Begutachtung nicht zu berücksichtigen, und dieserhalb weitere Bestätigung abzuwarten sei; 2) die über die gegenwärtige körperliche und geistige Verfassung des Inquisiten angestellten Beobachtungen kein Merkmal an die Hand geben, welches auf das Dasein eines kranken, die freie Selbstbestimmung und die Zurechnungsfähigkeit aufhebenden Seelenzustandes berechtige. — In der billigen Voraussetzung, dafs in dem Resultate die ganze Untersuchung zusammengefafst, und wie in einem Brennpunkte gesammelt worden sei, äufserte Ref. am a. O., dafs ihm dies erste Gutachten in sofern mangelhaft zu sein scheine, als es sich nur auf den gegenwärtigen Zustand des W. beziehe, die Untersuchung seiner Verfassung vor und bei der That aber auf die Seite schiebe, mithin über seine damalige Zurechnungsfähigkeit keinen Aufschlufs gebe. Auch jetzt, da das Gutachten uns vollständig vorliegt, kann diese Meinung nicht aufgegeben werden. Damit aber kein Mifsverständnifs entstehe, mufs bemerkt werden, dafs diese Ausstellung Herrn Clarus nicht trifft, indem das Gericht ihm lediglich aufgetragen hatte, den Gemüthszustand des W. zu untersuchen, und sein Gutachten darüber abzustatten. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir die Arbeit für sehr gediegen und gründlich erkennen, und dem Hrn. Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat die Antworten des Inquisiten auf die ihm, nach Anleitung einer in Sachsen,

gültigen Verordnung, vorgelegten Fragen, die sich auf seine Geschichte beziehen, vorangestellt, und läfst dann die Beobachtungen folgen, welche sich unmittelbar aus der Untersuchung des körperlichen und geistigen Zustandes des W., unabhängig von dessen eigenen Aeufserungen, ergeben haben. Hiernach erscheint dieser Mensch zur Zeit als körperlich gesund, in Reden und Antworten aufmerksam und besonnen, von gutem Verstande, mit einem Gemüthe, das von keiner Leidenschaft, keinem Gefühl, oder von der Phantasie beherrscht wird, endlich als ein solcher, von dem nicht angenommen werden kann, dafs er einem unwillkührlichen, blinden Antriebe folge. Dagegen finden sich bei ihm desto deutlicher die Kennzeichen von moralischer Verwilderung. — Unter solchen Umständen mufste natürlich geschlossen werden, dafs der W. sich selbst frei zu bestimmen vermögend, und mithin zurechnungsfähig sei. — Dies Urtheil bezieht sich nur auf die Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit, insbesondere nicht auf den Zustand des Verbrechers vor und bei der That. Herr Clarus sagt ausdrücklich, dafs über das Vorgeben des Inquisiten, als habe er sich von Zeit zu Zeit in einem gedankenlosen Zustande befunden, die weitere Bestätigung abzuwarten sei. Warum bei der in öffentlichen Blättern verbreiteten Nachricht, dafs Woyzeck früher mit periodischem Wahnsinn behaftet gewesen, das Königl. Sächsische Criminalgericht sich nicht gleich bewogen fand, dem Gerichtsarzte die Frage über die geistige Verfassung des Inquisiten zur Zeit des Mordes, und die Zurechnungsfähigkeit vorzulegen, davon sind die Gründe nicht angegeben, und gehören vielleicht auch weniger vor ein ärztliches, als ein juristisches Publikum.

2. Obgleich Herr Marc das zweite Gutachten des Herrn Clarus, das ein auf sicherm Grunde ruhendes, in sich wohlverbundenes und völlig kunstgerechtes Gebäude darstellt, nach des Ref. Dafürhalten durch seine Schrift nicht zu erschüttern vermochte, so hat er doch an Herrn Professor Heinroth einen Gegenkämpfer gefunden. Der

Hr. Verf. hält es für nicht überflüssig, dazu beizutragen, dafs dem Vorurtheile bei Gegenständen von solcher Wichtigkeit, wie die Zurechnungsfähigkeit eines Mörders ist, keine Stimme eingeräumt werde. Er hat sich deshalb die doppelte Aufgabe gemacht, die Nichtigkeit der Einwürfe des Hrn. Marc gegen die Schrift des Hrn. Clarus aus dieser selbst zu erweisen, und dann die Grundsätze und Ansichten des Hrn. Marc an sich, ohne Beziehung auf die angegriffene Schrift, als nichtig darzustellen. Das erste konnte nicht schwierig sein; Ref. wenigstens erschien das Verhältnifs beider Schriften zu einander und zur Wahrheit so bestimmt und einleuchtend, dafs er es bei ihrer Anzeige für unnöthig hielt, auf die Widerlegung der Einreden des Hrn. Marc besonders einzugehen. Hr. Heinroth zieht sie alle vor sein Forum, grofse und kleine, nach Inhalt und Einkleidung. Am wichtigsten und belehrendsten ist die Auseinandersetzung folgender Punkte: Hr. Marc verwechselt krankhafte Anlage mit Krankheit, und läfst aus dem vorausgesetzten, nicht erwiesenen, organischen Leiden, Wahnsinn oder vielmehr Narrheit entspringen; er sieht Gespensterglauben, Träume, Sinnestäuschungen, Gedankenlosigkeit, hypochondrische Stimmung u. dergl. für Beweise des Wahnsinns an; er äufsert sehr laxe und unklare Begriffe über Zurechnungsfähigkeit; er hält den Mord für eine durch Krankheit bedingte, und gleichsam instinctmäfsige Handlung; er stellt eine falsche Begriffbestimmung des Wahnsinns auf. — In dem zweiten Abschnitte sucht Hr. Heinroth zu erweisen, dafs Hrn. Marc reifes Denken und klare Darstellung des Gedachten abgehe, dafs er mit sich selbst über die Grundbegriffe, um deren Anwendung es sich im vorliegenden Falle handelt, nicht im Klaren sei, und endlich die verschiedenen Arten und Grade der Zustände, von denen in einem psychisch-gerichtlichen Gutachten die Rede sein kann, aus eigener Beobachtung nicht kenne. An wissenschaftlichem Interesse fehlt es diesem Abschnitte eben so wenig, als dem ersten, da von dem

Begriffe der Zurechnungsfähigkeit und des zweifelhaften Gemüthszustandes, von der Freiheit und Unfreiheit des Menschen gehandelt wird, und der Verf. der Mann ist, der für die psychisch gerichtliche Medicin, durch wissenschaftliche Begründung derselben, einen neuen Tag herbeigeführt hat. — Eine Stelle könnte Mifsdeutungen veranlassen. Herr H. tadelt Seite 58 die Behauptung des Herrn M., dafs in den gemüthskranken Zuständen der Geist durch ein Vorherrschen des Körpers in seiner Freiheit gehemmt sei, und hat von seinem Standpunkte aus hierin vollkommen Recht. Wenn es aber weiter unten heifst: die Freiheit des Menschen also, so wenig sie physisch erzeugt wird, eben so wenig kann sie physisch gehemmt, d. h. von aufsen her beschränkt werden; denn indem wir sie auch nur denken, setzen wir sie als vorhanden, d. h. als etwas Ungehemmtes, Unbeschränktes voraus — so offenbart sich in der verneinten Möglichkeit der von aufsen her statt findenden Beschränkung der Freiheit ein Widerspruch mit des Herrn Verf. Entwickelung der organisch-gebundenen Zustände. Diese unterscheidet derselbe nämlich von den psychisch-unfreien Zuständen, den eigentlichen Seelenkrankheiten, unter andern auch dadurch, dafs in ihnen die Freiheit nicht innerlich angegriffen oder verletzt, nicht aufgehoben, sondern nur äufserlich gehemmt sei; sie sind organische Affectionen mit psychischen Reflexen, welche das Licht der Seele, als äufsere Hindernisse wohl verdunkeln und trüben, aber nicht auslöschen können. (Vergl. System der psych. gerichtl. Medicin, S. 135 u. s. w.)

3. In diesem epistolischen Aufsatze von 84 Seiten hat Herr Marc nach Kräften sich gegen Herrn Heinroth zu vertheidigen bemüht. Zeit und Ort erlauben bei dieser Schrift so wenig, als bei der vorigen, auf alle Punkte einzugehen; daher nur einige Worte über das Wesentliche. Der Hr. Verf. sucht eine Seelenkrankheit des W. zu erweisen, und ihn dadurch zu exculpiren, oder wenigstens

den Gemüthszustand, und mit ihm die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers zweifelhaft zu machen, das psychische Leiden aber von körperlicher Krankheit abzuleiten. Wir können mit Herrn Marc nicht darüber rechten, dafs er über den Ursprung und das Wesen der psychischen Krankheiten eine andere Meinung hat, als Herr Heinroth; aber auch nimmermehr zugestehen, dafs Menschenscheu, finstere, hypochondrische Stimmung, Gedankenlosigkeit, unangenehme Vorstellungen, grofse Reizbarkeit, beunruhigende Träume, Visionen und Hallucinationen, Sinnestäuschungen und Verwechselung subjectiver Empfindungen mit objectiven Vorstellungen, die Kriterien irgend einer Seelenkrankheit sind, wofür Hr. M. zu Gunsten des W. sie auszugeben geneigt ist. Eben so wenig ist seine Vertheidigung gegen den Einwurf gelungen, dafs er Symptome der Anlage zu Herz- und Gefäfskrankheiten mit Symptomen wirklicher Krankheit verwechsele. Gestützt auf des verdienten Kreysig's Autorität, schliefst Hr. M. aus der bei der Section gefundenen, ungewöhnlichen Fettansammlung um das Herz, auf eine früher dagewesene Krankheit dieses Organs zurück. Gegen die Allgemeingültigkeit dieses Schlusses mufs sich Ref. deshalb erklären, weil er mehrmals ungewöhnliche Fettansammlungen um das Herz und den Herzbeutel gefunden hat, wo er im Leben nicht das geringste Symptom eines Herzleidens entdecken konnte, und umgekehrt nach wirklichen Krankheiten des Herzens keine Spur von Fettanhäufung fand. Aber auch angenommen, dafs Woyzeck früher an einer Herzkrankheit litt, in deren Folge die Fettansammlung entstand, so ist es nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft mehr als gewagt, aus solcher Abnormität verbrecherische Handlungen hervorgehen zu lassen, dieselben aus organischer Krankheit zu erklären, und deshalb zu entschuldigen. — Das Gegeneinanderhalten der Streitschriften von Heinroth und Marc bleibt für den gerichtlichen Arzt immer interessant, nur ist zu bedauern, dafs sich in

beiden, fast auf jeder Seite, eine der Wissenschaft fremde, und sehr widerliche, persönliche Polemik ausspricht.

Steffen.

---

4. Discussion médico-légale sur la folie, ou aliénation mentale, suivie de l'examen du procés criminel d'Henriette Cornier et de plusieurs autres procés, dans lesquels cette maladie a été alleguée comme moyen de defense; par le Docteur Georget, membre adjoint de l'académie de méd. Paris chez Migneret, rue du Dragon No. 20. I. Vol. 8. (3 Francs 50 Cent.)

Vorliegende Schrift ist die Fortsetzung einer andern Abhandlung desselben Verfassers, betitelt: „Examen médical des procés criminels des nommés Léger, Feldtmann, Lecouffe etc.," welche wir im Januar- und Februarheft v. J. der Annalen erwähnt haben. Wie dort, beleuchtet Georget auch hier eine Reihe von Kriminalfällen, in welchen die Geisteszerrüttung als Vertheidigungsgrund herausgehoben worden war. Der wichtigste und interessanteste der hier beschriebenen Fälle betrifft Henriette Cornier, deren Prozefs die Leser schon aus dem Gutachten Marc's kennen. Der Zweck dieser Untersuchungen ist, zu beweisen, dafs die Mania homicida kein Hirngespinnst, keine Erdichtung neuerungssüchtiger Aerzte ist, wie einige Juristen und Verfechter der Abschreckungstheorie behauptet haben, sondern dafs sie wirklich existirt, dafs eine Menge untrüglicher Erscheinungen sie beurkunden, die sich nicht allein im Psychischen, sondern auch im Somatischen aussprechen, und fast immer materielle Spuren im Gehirn und dessen Häuten zurücklassen; dafs die Beurtheilung eines so schwierigen Gegenstandes nicht einem Geschwornengericht, sondern dem Gutachten wissenschaftlicher Aerzte anheim fallen sollte. Georget macht bei allen den von ihm hier beleuchteten Fällen auf das Fehlen der

Motive aufmerksam, und zeigt, wie die Kranken nicht im Stande waren, ihren Zustand, ihre Empfindungen, ihr Betragen zu beurtheilen und zu begreifen, wie die That durch keine Begierde, keine Leidenschaft, sondern durch ein unwiderstehliches, unfreiwilliges Gefühl bedingt sei; wie solche Individuen zwar oft mit Vorbedacht und einer feinen Berechnung handeln, was auch von den Procuratoren als ein Beweis der Zurechnungsfähigkeit angesehen werde; dafs dieser Vorbedacht und diese Berechnung indefs immer auf die Mittel beschränkt sei und nur ein Raisonniren über die Folgen und die Motive in sich schliefse.

Georget schliefst damit, dafs bei einem solchen Zustande, von Zurechnungsfähigkeit nicht die Rede sein könne; dafs solche Individuen weder vor Gericht zu stellen — noch schuldig seien; und dafs es lächerlich sein würde, für solche Fälle ein Abschreckungssystem anzunehmen.

Heyfelder.

---

5. Ein Beitrag zur gerichtsärztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Vom Dr. S. G. Vogel, Grofsherzogl. Mecklenb. Schwerinschem Geh. Med. Rathe u. s. w. Zum Gebrauche für Rechtsgelehrte und Aerzte. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Stendal, bei Franzen und Grofse. 1825. 8. XXVIII und 208 S. (1 Thlr.)

Einer der Primaten unter den deutschen Aerzten, von dem wir Gründliches zu lesen gewohnt sind, beschenkt uns mit dieser Untersuchung eines sehr schwierigen Gegenstandes, welche zuerst in der Rustschen Zeitschrift abgedruckt erschien. Der Herr Verf. versichert in der Vorrede, seinen Gegenstand sorgsam erwogen, und vieles, was dahin gehört, gelesen und geprüft zu haben. Das Buch selbst giebt die vollkommenste Bestätigung davon. Da Heinroth's treffliches System dem Hrn. Geh. Rath Vogel noch nicht

bekannt war, so erwarteten wir eine, damals wahrlich Noth thuende, durchgreifende wissenschaftliche Entwickelung der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Der Hr. Verf. will aber nur empirisch sein. Das erklärt, warum in der Einleitung folgende Vordersätze ohne tiefere Begründung aufgestellt werden. Alle Imputabilität dreht sich um die moralische Freiheit; diese ist aber beschränkt und namentlich abhängig von der ursprünglichen Organisation, von körperlichen, theils angebornen, theils überkommenen Abnormitäten, von der Erziehung und Bildung, von äufseren Einflüssen und Ursachen u. s. w.

In dem ersten Abschnitte, welcher eine kurze Uebersicht der wesentlichsten Punkte enthält, die bei der gerichtsärztlichen Untersuchung und Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit einer gesetzwidrigen Handlung oder Unterlassung zu berücksichtigen sind, ist der Gang der Ideen folgender: Es kommen hier diejenigen Seelenzustände zur Sprache, in welchen der Mensch seiner Vernunft, und folglich der Freiheit seines Willens nicht mächtig, ohne Schuld und Zurechnungsfähigkeit gesetzwidrige Handlungen oder Unterlassungen begeht. Der Begriff eines Verbrechens kann nur bei ungestörter Integrität und Freiheit des Willens statt finden. Mögen jene Zustände Benennungen haben, welche sie wollen, Wahnsinn, Melancholie, Blödsinn u. s. w., mit allen ihren Verschiedenheiten, Arten und Formen, sobald nur der Wille seine Freiheit und Kraft verloren hat, so ist in der hier vorhandenen Rücksicht die Wirkung davon überall eine und dieselbe. Den Aerzten gebührt die Untersuchung und Beurtheilung des Gemüthszustandes angeblicher Verbrecher. Nicht nur bei fortdauernder offenbarer Verrückung des Verstandes fällt die Freiheit des Willens und folglich alle Zurechnung weg, sondern auch in mehreren Fällen, wo der Zustand der Seele mehr oder weniger dunkel, zweifelhaft und verborgen ist. Hierher gehören die sogenannte Amentia occulta (ein unwiderstehlicher Trieb zu ungereimten, gewaltthätigen und gesetzwidrigen Hand-

lungen; periodische Anfälle von Zanksucht, Eifersucht, grundlosem Hasse gegen einzelne Menschen; verrückte, unsittliche, ganz sonderbare Ideen bei aufserdem sehr verständigen, moralisch guten Menschen; fixe Ideen, wo bei der Unverletztheit aller Seelenvermögen die Verrücktheit sich nur in einem Punkte, in einer Idee zeigt); ferner die Fälle, wo eine offenbare Verrückung periodisch wiederkehrt, und wo einzelne, plötzlich entstehende, und eben so schnell wieder verschwindende Anfälle von Wuth eintreten, ohne dafs sich nachher ähnliche Erscheinungen wieder bemerken lassen; endlich hohe Grade von Affecten und Leidenschaften. Schliefslich wird der Schwierigkeiten und Hindernisse gedacht, welche sich der Würdigung und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände und der Zurechnungsfähigkeit so oft entgegenstellen, da die Gränzen, welche die Freiheit von der Unfreiheit scheiden, überaus fein sind. An mehreren Stellen spricht sich der Hr. Verf. dahin aus, dafs die Ursachen der Verrückungen meistentheils im Körper liegen, und in einer mehrere Seiten einnehmenden Episode entwickelt derselbe, dafs die Willkühr (die Freiheit des Willens) wie das Bewufstsein, die Ueberlegung, die Besonnenheit, ihre Grade habe, und die Zurechnung damit in gewissen Verhältnissen stehe; dafs man also, mit Kausch, Grade der Freiheit und Unfreiheit annehmen müsse.

Die Ansicht, dafs auf die Form und den Namen der psychischen Krankheit, wovon die Unfreiheit die Folge ist, bei Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit nichts ankomme, sondern nur auf den Erweis des Mangels der Willkühr, scheint den Hrn. Verf. bestimmt zu haben, in dem zweiten Abschnitte nicht eine Charakteristik der einzelnen hierher gehörigen krankhaften Seelenzustande zu geben, sondern die diagnostischen Merkmale der Unfreiheit überhaupt aufzustellen. Schon früher ist im Allgemeinen gesagt worden: Die freie Willkühr ergiebt sich aus der Art und Weise der Handlung, ihrem Ursprunge, ihrer Vorbereitung, Ausführung, und den damit verbundenen Umständen. Zeugen alle

diese Punkte von vernünftigem Bewufstsein und Selbstbestimmungsvermögen, so ist die Willkühr, welche man in der Regel bei den Handlungen vernünftiger Wesen voraussetzen darf, klar und nicht zu verkennen.» — Hier werden folgende Momente, als den Zustand der Unfreiheit erweisend, zur Berücksichtigung empfohlen: 1) Die Art des Verbrechens, und das ganze Benehmen des Thäters dabei, tragen oft schon das Gepräge der Verrücktheit. 2) Die Absichtslosigkeit, oder der verkehrte, widersprechende Zweck der That. 3) Der Thäter entflieht nicht, fürchtet sich nicht, giebt sich häufig selbst an, gesteht alles ohne Hehl und Rückhalt. 4) Die That geschieht oft an den geliebtesten Gegenständen. 5) Es erfolgt gleich nach vollbrachter That eine grofse Erleichterung, Befreiung von erlittener Angst und Unruhe, selbst von der Verrückung. 6) Frühere Momente und Anfälle von Verrücktheit. 7) Erblichkeit des krankhaften Seelenzustandes, und Familienübel. 8) Noch vorhandene oder vorhergegangene Ursachen im Körper, oder in der Seele. 9) Gewisse Vorboten des Anfalles, womit 10) die ganze Propathie drohender Verrücktheit zusammenhängt. 11) Die ganze vorhandene Lebens- und Gesundheitsgeschichte. 12) Nicht selten verwerfen solche Scheinverbrecher mit Unwillen jede Aeufserung, die sie für verrückt und unfrei erklärt. 13) Sie erklären häufig, sie hätten es thun müssen. 14) Je grausamer die verübte gesetzwidrige Handlung ist, und je mehr sie mit dem sonstigen Charakter des Menschen, seiner Handlungsweise und Sinnesart im Widerspruche steht, desto wahrscheinlicher ist dieselbe in einem Zustande von Verrücktheit verübt worden. 15) Scheinbare Verstellung von Verrücktsein, welche keinen vernünftigen Zweck hat, beweist eine wirkliche Verrücktheit. Endlich 16) kann man es für ein nicht unbedeutendes Merkmal von Unfreiheit ansehen, wenn der Thäter sich selbst dabei beträchtlichen Schaden und sehr schmerzhafte Verletzungen, ohne das natürliche Gefühl davon zu haben, zufügt.

Der dritte Abschnitt, welcher den gröfsten Theil des Werkchens ausmacht, handelt von den oben (unter 8) erwähnten Ursachen zweifelhafter Seelenzustände, in welchen gesetzwidrige Handlungen oder Unterlassungen begangen worden sind, noch besonders. Dahin werden gerechnet: 1) Affecte und Leidenschaften. 2) Körperliche Ursachen, und andere äufsere Einflüsse, die diesen zum Grunde liegen. 3) Epilepsie. 4) Schwangerschaft. 5) Das Gebären und das Kindbett. 6) Das Nachtwandeln. 7) Die Schlaftrunkenheit. 8) Störung, Beeinträchtigung oder Beunruhigung in den Entwickelungsperioden des menschlichen Organismus. 9) Das Heimweh. 10) Die Taubstummheit. 11) Die Trunkenheit. 12) Hunger und Durst. 13) Antipathie und Idiosyncrasie. 14) Uebermäfsiger Saamenverlust, besonders Onanie. 15) Verschiedene Ursachen geistiger Art. 16) Furcht, Schreck, und andere unerwartete plötzliche Begegnisse. 17) Der gebundene Antrieb. 18) Der Nachahmungstrieb. 19) Der Mondwechsel. 20) Hohes Alter. 21) Anhaltende Anstrengungen des Geistes, gewöhnlich mit vielem Sitzen, oder auch wohl Stehen, verbunden. 22) Verschiedene Handwerke und Professionen. 23) Erblichkeit. 24) Grofse Hitze und Kälte, und schneller Wechsel derselben. 25) Das Temperament und die ganze körperliche Constitution. 26) Narcotische Gifte. — Bei der in unserer Zeit ziemlich allgemein verbreiteten Meinung, dafs der zureichende Grund zur Entstehung der Seelenstörungen immer oder meistentheils in organischer Krankheit zu suchen sei, kann man nicht dringend genug Herrn Vogel's Warnung zur Beachtung empfehlen, dafs man bei den Leichenöffnungen wohl unterscheiden müsse, was zu der Krankheit gehört, woran der Verrückte gestorben ist, womit die Verrückung complicirt war; was eine Folge derselben ist, und auch oft ohne alle Verrückung gefunden wird.

Es mag mancher sein, der nicht alle Ansichten des Hrn. Verf. theilt; aber jeder mufs das noch immer kräftige Streben des im Dienste für seine Wissenschaft und Kunst

ergrauten Mannes hochachten. Der Geist der Milde und Menschenliebe spricht uns aus diesem Buche an, dessen Werth durch eine überaus reiche Litteratur und eine sorgfältige Sammlung von Beispielen erhöht wird.

Steffen.

---

6. Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den preufsischen Staaten, mit Ausschlufs der Rheinprovinzen. Mit Genehmigung und Unterstützung des Königl. Justizministerii aus amtlichen Quellen herausgegeben von J. E. Hitzig, Criminalrath in Berlin u. s. w. I — IV Band. Berlin, bei Dümmler. 1825 und 26. 8. (6 Thlr.)

Die von dem Justizministerium eingeleitete Revision der preufsischen Landesgesetze veranlafste den als Rechtsgelehrten und vielseitigen gewandten Schriftsteller rühmlich bekannten Herausgeber, eine Zeitschrift für die Criminalrechtspflege zu eröffnen. Seine Absicht war, von der einen Seite eine genauere Kenntnifs des Bestehenden, insbesondere der Art, wie dieser Zweig der Justiz gegenwärtig in der Ausübung erscheint, zu bewirken, und sodann ein Organ ins Leben zu rufen, in welchem sachkundige Männer des In- und Auslandes sich über die wichtigsten Fragen der Legislation aussprächen. Unter den stehenden Rubriken befindet sich ein, in den bisher erschienenen Heften sehr reich ausgestatteter Abschnitt über gerichtliche Medicin, in welchem theils Gutachten über einzelne Fälle von Medicinalbehörden und Gerichtsärzten mitgetheilt, theils Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Arzneikunde mit Anwendung auf die preufsischen Gesetze geliefert werden. Eine etwas ausführliche Anzeige der in diesem Abschnitte mitgetheilten Verhandlungen dürfte dem Zweck unserer Annalen, welche keine ärztliche Disciplin unbeachtet lassen, um so weniger fremd sein, da sich nicht erwarten läfst,

dafs die vorliegende juridische Zeitschrift von Aerzten allgemeiner gelesen werde. Refer. leitete aufserdem noch folgende Betrachtung: Es ist lange und viel darüber geredet, dafs gerichtliche Medicin und Rechtswissenschaft völlig und auf das Bestimmteste von einander zu trennende Fachwissenschaften seien, dafs ein Verschmelzen oder nur ein Ineinandergreifen beider nicht nur unnütz, sondern für die Ausübung unbequem und nachtheilig sein müsse. Man kam dahin, die Existenz der forensischen Medicin, als einer eigenen medicinischen Disciplin, hin und wieder ganz abzuleugnen. Der Richter lege dem Arzte zur sachkundigen Beantwortung nur solche Fragen vor, deren Gegenstand ihm, als dem Träger des ärztlichen Wissens überhaupt, nicht fremd sei. Nur aus dem Bereiche der Heilwissenschaft, ohne die er nicht Arzt sein könne, antworte der Sachverständige, unbekümmert um den Zweck und die Consequenzen dieser Antworten. Dafs eine scharfe Gränzlinie den Wirkungskreis des Sachverständigen von dem des Richters scheiden müsse, wird niemand in Abrede sein; aber eben sowohl leuchtet ein, dafs durch gegenseitiges Verständigen die Wirksamkeit beider bestimmter aufgefafst, und genauer festgehalten werde. Wir wollen die Vortheile dieses Zusammenwirkens und die Nachtheile der Isolirung nicht im Einzelnen nachweisen, und erinnern nur, statt aller Beispiele, an die Untersuchungen über Tödtlichkeit der Verletzungen und zweifelhafte Gemüthszustände, in welchen noch bis diesen Augenblick nicht alle Mifsverständnisse zwischen Richter und Arzt gelöst sind. Die vorliegende Zeitschrift liefert hierzu mehrere, zum Theil auffallende Belege. Nicht zu verkennen ist das Bestreben des Herausgebers, diesen Zwiespalt auszugleichen; und unleugbar liegt hierin die für den Arzt interessanteste Seite dieser Sammlungen. Der Zweck der forensischen Medicin ist die Justizpflege, die Arbeit des Arztes ein Werk der Instruction; aber selten erfährt selbst der Gerichtsarzt, welchen Gebrauch der Richter von seiner Arbeit gemacht hat, oder machen konnte.

Und doch mufs er seinem Gutachten die höchste Brauchbarkeit wünschen, er mufs wissen, wie er dem Instructionsrichter in die Hand zu arbeiten habe. In der Zeitschrift für Criminalrechtspflege erhalten wir nur hauptsächlich von praktischen Rechtsgelehrten und geachteten Gerichtshöfen Ansichten über diesen Punkt, die dem Arzte eben ihrer Quelle wegen desto wichtiger sein müssen, und welche sicherlich beitragen werden, eine vollkommnere Legislation vorzubereiten, und namentlich ein richtiges Eingreifen der Experten in den Zweck der Rechtspflege zu fördern.

Erster Band. Erstes Heft. Den Anfang macht ein in psychologischer und rechtlicher Hinsicht gleich merkwürdiger Fall. Zwei Blinde, von 45 und 29 Jahren, wovon jener blind geboren, dieser im 18ten Jahre erblindet war, und welche wegen ihres Körpergebrechens in das Landarmenhaus zu Kreuzburg in Schlesien aufgenommen waren, steckten, in verzweifelnder Unzufriedenheit über ihre Lage und Behandlung, die gedachte Anstalt zweimal in Brand. Das zweitemal brannte das Armenhaus ganz ab, mehrere Personen wurden beschädigt, und eine verlor sogar das Leben. Die Bekenntnisse des Blindgebornen, welche einen für seine Lebensverhältnisse auffallenden Bildungsgrad verrathen, die offene Enthüllung der Motive zur That und der Vorgänge im Gemüth sind psychologisch merkwürdig, und rührend die Beschreibung seiner Leiden in der Anstalt. In dem Strafurtheil kam die Frage über die volle Zurechnungsfähigkeit beim Mangel eines Hauptsinns zur Sprache. Zwei gleichlautende Erkenntnisse, so wie ein Gutachten des Kammergerichts zu Berlin, hatten die ordentliche Strafe der Brandstiftung in Anwendung gebracht, und der Chef der Justiz fand diese Entscheidung wohl gerechtfertigt, indem der Mangel an äufseren Sinnen nur dann auf die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers von Einfluss sein könne, wenn dadurch dessen Verstandesbildung gehindert worden.

Gutachten der wissenschaftlichen Medicinaldeputation zu Berlin, in Untersuchungssachen wider die Kindesmörderin Gädge, nebst der dadurch veranlafsten Correspondenz mit dem Kammergericht. Von diesen bereits im Jahre 1815 ergangenen Verhandlungen, sind bisher nur stückweise Ausführungen bekannt geworden; sie sind indefs von so eingreifender Wichtigkeit für die gerichtliche Medicin, dafs der Herausgeber Dank verdient, indem er sie vollständig mittheilte. Das neugeborne Kind einer unehelich geschwängerten Dienstmagd, welches todt in einem Kamin gefunden war, gab die Veranlassung zu diesen Erörterungen. Um den Hals des Kindes war ein Theil eines Hemdes strickförmig zusammengedreht. Der seitdem verstorbene Dr. Merzdorf, welcher die Obduction leitete, fand über dem Kehlkopf eine tiefe Rinne in der Haut, die von einer Seite des Halses bis zur andern reichte, und von der zusammengedrehten Leinwand herrührte. Diese Halsfurche war von weifserer Farbe, als die oben und unten zunächst liegende Haut. Eine wahre Sugillation, fügen die Obducenten hinzu, fand sich hier so wenig, wie bei andern strangulirten Personen, auch fehlte die pergamentartige Verhärtung der Strangulationsmarke, die bei erwachsenen Personen zu finden ist. Im Herzbeutel war eine mehr als gewöhnliche Menge gelblicher Feuchtigkeit, mindestens auf $\frac{3}{4}$ Unze geschätzt; das rechte Herz, von schwarzem, flüssigen Blute strotzend; in der Scheidewand der Vorkammern keine Oeffnung sichtbar. Sie erklärten das Kind für lebensfähig und strangulirt. Diese beiden Behauptungen führten eine sehr interessante Erörterung von Seiten der wissenschaftlichen Deputation herbei. Von derselben wurde, wegen des Wassers im Herzbeutel und des mangelnden eirunden Loches, die Lebensfähigkeit des Kindes in Zweifel gezogen. Wichtig erscheint hier der aufgestellte Erfahrungssatz, dafs bei Ueberfüllung des Herzens (hier des rechten) mit Blut nach dem Tode leichter eine gröfsere Menge Serum in die Höhle des

Herzbeutels abgesetzt werde. Es wird also angenommen, dafs das Wasser durch die Wände des Herzens durchschwitze. Im vorliegenden Falle wird aber die grofse Wassermenge für eine Localkrankheit erklärt, indem in den Höhlen des mit Blut überfüllten Gehirns kein Serum angetroffen wurde. Lebhaften Widerspruch erregte die von den Obducenten allgemein ausgesprochene Behauptung der fehlenden Sugillation in Strangulationsrinnen. Noch nie, erklärte der Dr. Merzdorf, habe er bei lebendig Erhenkten weder in der Haut der Strangulationsrinne selbst, welche durchaus weifs von Farbe war, noch in demjenigen Theile der Haut, welcher dicht über oder unter der Kinne roth gefärbt erscheint, beim Einschneiden ein Blutbeilchen, vielweniger eine namhafte Portion extravasirten Blutes gefunden. Was die Lehrer der gerichtlichen Medicin unter Sugillation verständen, habe er nie in der Strangulationsmarke entdeckt; nach der gangbaren Lehre müfsten sämmtliche von ihm obducirte Erhenkte erst nach dem Tode aufgehenkt worden sein. Höchst schwer sei es nach seinen Erfahrungen, einen in Betten erstickten und gleich nachher aufgehenkten erwachsenen Menschen von einem Selbstmörder zu unterscheiden; denn wenn man eine frische Leiche stark bürste und reibe, so bilde sich die geriebene Hautstelle nach Verlauf einiger Stunden an Farbe und Härte gerade so aus, wie die Strangulationsmarke an lebendig Erhenkten. Diese Paradoxien erscheinen um so beachtenswerther, da sie von einem denkenden, vielfach geübten Gerichtsarzte ausgingen. Die wissenschaftliche Deputation entgegnete hierauf: Ohne Blutergiefsung, Sugillation, sei keine Strangulationsmarke eines lebendig Erhenkten; allein sie sei nicht grofs, es sei nicht Blut in die Tiefe und in Menge ergossen, aber Fett- und Zellgewebe unter der Haut seien dunkler gefärbt, und man sehe auch gewöhnlich Hautgefäfse erweitert. Der Prof. Rudolphi, ein Mitglied der genannten Deputation, fand an drei Leichen von Erhenkten, die er mit besonderer Aufmerksamkeit auf den fraglichen

lichen Punkt untersuchte, das Fett unter der Marke dunkler, braungelb, wie es nirgend anderswo war, auch nicht unter einer pergamentartigen Hautstelle, die man nach dem Tode gerieben hatte; ferner zeigte das Zellgewebe an den rothen Stellen der Strangulationsmarke mehr und stärker angefüllte Gefäfse. (Ist nun hierdurch die Frage entschieden, ob wirkliche Sugillation, extravasirtes Blut, unter der Haut der Rinne sich vorfinden müsse? Ref.) Eine zweite durch den vorliegenden Fall veranlafste Erörterung betrifft die der wissenschaftlichen Deputation vorgelegte Frage: Ob und wie weit die Lungenprobe als ein hinlängliches Beweismittel von dem selbstständigen Leben des Kindes nach der Geburt anerkannt werden könne? Wir können uns bei der Anzeige dieses Theiles der Verhandlungen kürzer fassen, indem derselbe durch die v. Kamptzschen Jahrbücher und durch Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde (Bd. II. S. 15) bereits bekannt geworden, von dem Herausgeber der letztgedachten Zeitschrift ausführlich gewürdigt, und, wie uns scheint mit Recht, eingeschränkt und in Betreff der Fälle, in welchen der Vagitus uterinus allein vorkommen soll, widerlegt ist. Hier dringt sich nur die Bemerkung auf, wie mifslich es sei, einzelne wissenschaftliche Entscheidungen als allgemeine Normen für die Beurtheilung ähnlicher Fälle aufzustellen. Das vorliegende Gutachten wurde sämmtlichen preufsischen Gerichtsbehörden als Basis für die Beurtheilung der Beweiskraft der Lungenprobe mitgetheilt; wir zweifeln, ob jetzt, nach Verlauf von 11 Jahren, noch viele Gerichtsärzte sich finden werden, die demselben mit Ueberzeugung folgen. — Ref. berührt noch einen Umstand, der die in den ersten Zeilen dieser Anzeige ausgesprochene Nothwendigkeit des gegenseitigen Verständigens zwischen Richter und Arzt durch ein Beispiel ins Licht setzt. Es ergab sich bei der Beantwortung der eben gedachten, die Lungenprobe betreffenden Frage eine Divergenz zwischen dem physiologischen und dem rechtlichen Begriffe von der Selbstständigkeit des

Lebens. Das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation hatte ausgesprochen: Das Selbstständige bei dem gebornen Fötus bestehe darin, dafs er ohne organische Verbindung mit einem andern lebenden Wesen fortleben könne, dafs er nicht Theil eines andern Organismus sei. Sobald der Fötus athme, beginne seine Selbstständigkeit; ob dies innerhalb oder aufserhalb des mütterlichen Schoofses geschehe, sei in Absicht auf den Begriff des selbstständigen Lebens gleichgültig. Das Kammergericht bemerkte dagegen, dafs der physiologische Begriff des selbstständigen Lebens auf keine Weise identisch sei mit dem juristischen, welcher auch die Entwickelung aus dem Schoofse der Mutter voraussetze. Demnach könne in rechtlicher Hinsicht das Athmen allein den Beweis des selbstständigen Lebens nicht führen. — Unter den verschiedenen Zeichen, welche das stattgefundene Athmen bekunden sollen, hält die begutachtende Behörde für bestimmt und für sich allein beweisend nur die Anfüllung der Blutgefäfse der Lungen mit Blut, und das Hervorquellen von schaumigem Blute beim Einschneiden. Die Blutgefäfse der Lungen, heifst es im Gutachten, können, wenn sie nicht etwa einen widernatürlichen Ursprung nehmen, nur durch das Athmen mit Blut angefüllt werden. (In welchen Gefäfsen ist nun das Blut enthalten, welches wir in den Lungen vor dem Athmen finden? Allein in den Bronchialgefäfsen? Wie läfst sich dies erweisen, und woran erkennt man, dafs es Bronchialgefäfse sind, in denen sich das Blut aufhält?) Ref. erscheint es jedenfalls bedenklich, mit dem vorliegenden Gutachten anzunehmen, es werde, bei sorgfältiger Obduction einer noch nicht faulenden Leiche, nicht leicht der Fall eintreten, wo man nicht mit Bestimmtheit angeben könnte, ob ein vollständiges, ob ein mangelhaftes, ob gar kein Athemholen statt gefunden habe. — Ueber die bei gerichtlichen Obductionen den Aerzten vorzulegenden Fragen, in Beziehung auf die preufsischen Gesetze;

vom Kreisphysicus Dr. Beling. Aus Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, Band 2, wieder abgedruckt.

Zweites Heft. Vertheidigungsschrift zweiter Instanz für den Tabacksspinnergesellen Schmolling, von J. C. Bode in Berlin; nebst Auszügen aus den in dieser Sache gefällten Urtheilen. Wir erhalten in diesen merkwürdigen Verhandlungen einen wichtigen Beitrag zur Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Aerzte und Rechtsgelehrte haben sich in scharfsinnigen Erörterungen erschöpft; mit Vergnügen und Bewunderung folgt man der strengen Beweisführung, womit Männer, wie Horn und der als Humorist und Romantiker bekannte Kammergerichtsrath Hoffmann, und nicht minder der eben genannte Vertheidiger, ihre entgegengesetzten Ansichten entwickeln. Der Gegenstand gewinnt allgemeineres Interesse, indem er einen Punkt, der anscheinend längst beseitigt war, von neuem in Zweifel zog, und die Frage wieder zur Sprache brachte, wie weit der Richter an das Gutachten des Arztes über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers gebunden sei. Daniel Schmölling ermordete, ohne erkennbare Causa facinoris, seine Geliebte durch einen Messerstich, gab sich alsbald selbst als den Thäter zu erkennen, und legte wiederholt das Bekenntnifs ab, dafs er drei Wochen vor der That den Entschlufs gefafst, seine Geliebte zu ermorden, und dieselbe mit einem in dieser Absicht eingesteckten und geschärften Messer getödtet habe. Der Gedanke, das Mädchen zu ermorden, sei ihm gekommen, er wisse selbst nicht wie, und habe ihm keine Ruhe gelassen, bis er die That ausgeführt. Diese Angabe gab Veranlassung, seinen Gemüthszustand, ungeachtet er übrigens an Seele und Leib völlig gesund erschien, der Untersuchung eines Sachverständigen zu unterwerfen. Dieser, in der Person des Dr. Merzdorf, erklärte, dafs Schmolling die That in einem Anfalle von Amentia occulta beschlossen und vollführt habe, dafs er also der Freiheit, sich

selbst nach Vernunftgründen zu bestimmen, völlig beraubt gewesen sei. Die Criminaldeputation des Stadtgerichts verwarf dies Gutachten, weil es keine aus der körperlichen Beschaffenheit und dem Gesundheitszustande des Inquisiten entnommene Beweise beibringe. Auch seien nicht einmal die Kennzeichen der Insania occulta angegeben, und lediglich aus der Abwesenheit einer rationellen Veranlassung zur That werde hier die Seelenstörung abgeleitet. Inquisit wurde für zurechnungsfähig erkannt. Der Criminalsenat des Kammergerichts trat diesem Urtheile bei. Der Urtelsfasser, Kammergerichtsrath Hoffmann, suchte mit grofsem Aufwande von Scharfsinn und Belesenheit die Sachverständigen zu widerlegen, und den vorliegenden Fall ihrem Wirkungskreise zu entwinden. Er geht von dem Grundsatze aus, dafs der Arzt nur dann zur Beurtheilung des wahnsinnigen Zustandes als competent angesehen werden dürfte, wenn er durch seine Wissenschaft, d. i. durch die Kenntnifs des physischen menschlichen Organismus, eine solche Abnormität des letzten darthut, die Geistesverwirrung bewirken mufste. In der Schmollingschen Sache aber habe das ärztliche Gutachten keinen höheren Werth, als das Urtheil jedes andern, der aus gegebenen Thatsachen Schlüsse ziehe, ohne Motive dazu in besonders erworbener Wissenschaft zu finden. (Unstreitig liegt hierin das πρωτον ψευδος des ganzen Räsonnements. Durch die eigenthümliche Richtung, welche die geistige Ausbildung Hoffmann's gewonnen hatte, mochte er verleitet sein, die Beurtheilung solcher Seelenstörungen, deren Quelle sich im Physischen nicht nachweisen läfst, dem Richter zu vindiciren; und man bewundert in der That sein tiefes Eindringen in diese schwierige Wissenschaft. Aber die Gewährsmänner, durch welche er seine Meinungen documentirt, hätten ihn schon aufmerksam machen sollen, dafs er sich auf einem ähnlichen Felde bewege: — es sind sämmtlich Aerzte. Ref. wird an einem andern Orte auf diesen Punkt zurückkommen, und wirft hier nur die Frage auf: Wie weit wäre jetzt die

Kenntnifs und Beurtheilung der Seelenstörungen — ohne Aerzte?) Sehr schätzbar sind übrigens die Untersuchungen des Urtelsfassers über die Existenz einer Manie sans délire, eines willkührlosen Dranges bei anscheinend nicht zerrüttetem Verstande. Er beleuchtet die Meinungen der wichtigsten Schriftsteller, und analysirt die von ihnen beigebrachten Beweise. Das Resultat ist, dafs dem Arzt, dem Psychologen eine solche Hypothese vergönnt sein möge, der Criminalrichter dürfe davon keinen Gebrauch machen. — Nach diesem zweiten verurtheilenden Erkenntnifs wurde auf den Antrag des Vertheidigers noch ein Gutachten von dem Geh. Rath Horn erfordert. Dieser erklärte in seiner meisterhaften Arbeit, welche den Aerzten aus dessen Archiv (1820. 2.) bereits bekannt ist, dafs S. während eines wahnsinnigen Gemüthszustandes seine Geliebte getödtet habe. Er fand noch jetzt, was weder der erste Sachverständige, noch der Geistliche, noch der Richter wollten bemerkt haben, Spuren einer fortdauernden Anomalie seines Gemüthszustandes, und stellte die bedeutungsvolle Prognose, dafs S. in Folge derselben leicht dem Leben Anderer gefährlich werden könnte. Die treffliche Vertheidigungsschrift sucht zu erweisen, dafs es allerdings Seelenzustände gebe, in welchen der Mensch ungeachtet des ihm beiwohnenden vollen Bewufstseins und des Vermögens, die Folgen seiner Handlungen zu erkennen, dennoch nicht im Stande ist, durch die Vorstellung dieser Folgen sich und seine Handlungen zu regieren. Als analoges Beispiel wird die Hundswuth angeführt, wo der Kranke, bei vollem Bewufstsein, Andere vor seinen Gewaltthätigkeiten warnt. Der Oberappellationssenat bestätigte indefs das Erkenntnifs erster Instanz, indem nach der preufsischen Criminalordnung ein Gutachten von Sachverständigen nur dann vollgültig sei, wenn es mit überzeugenden Gründen unterstützt ist; der Richter aber finde im vorliegenden Falle die Gründe der ärztlichen Gutachten nicht überzeugend. (Eine auffallende Argumentation. Für wen kann im strengen Sinne ein wissenschaft-

liches Gutachten überzeugend sein, als für den Inhaber der Wissenschaft selbst? Den Inhalt der Gründe und ihr Verhältnifs zur Folgerung ist der Richter zu beurtheilen nicht competent; er wäre in diesem Falle selbst Sachverständiger: nur die logische Richtigkeit und die Wahrheit der dem Gutachten untergelegten actenmäfsigen Thatsachen vermag er seiner Kritik zu unterwerfen.) Uebrigens entwickelt dies Erkenntnifs eine scharfe Logik und tiefgedachte psychologische Bemerkungen, und es ist nicht zu leugnen, dafs manche schwächere Seite an den ärztlichen Gutachten, insbesondere dem Hornschen, darin aufgewiesen und überzeugend bestritten wird. Besonders sucht das Erkenntnifs einen Hauptbeweis, worauf sich die Gutachten stützen, den Mangel einer Causa facinoris, zu vernichten, indem es aus der Charakteristik und den äufseren Verhältnissen des Inquisiten die Wahrscheinlichkeit einer solchen eruirt. Durch die Gnade des Königs wurde die Todesstrafe in lebenswierige Einsperrung verwandelt; Schmolling kam nach Glatz, wurde hier als anscheinend unschädlich einem Mitgefangenen zur Aufwartung beigegeben, und — ermordete auch diesen. Die Untersuchung ist noch nicht geschlossen; die Mittheilung derselben würde für die Lehre von der Amentia occulta von äufserster Wichtigkeit sein, und Ref. sieht den Ergebnissen der abermaligen psychischen Exploration mit gespannter Erwartung entgegen.

In den Bemerkungen zu dem vorstehenden Falle entwickelt der Herausgeber seine Ansicht, dafs es weder überhaupt statthaft sei, das Urtheil über vorhandene Seelenstörung einem anderen, als dem sachkundigen Arzte zu überlassen, und dafs insbesondere nach den Vorschriften der preufsischen Crimininalordnung der Richter nicht berechtigt sei, von einem in letzter technischer Instanz abgegebenen Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers zu abstrahiren.

Todtschlag, verübt im Zustande des temporellen Wahnsinns. Der Eigenkäthner Martin Wehner

erschlug auf dem Flur seines Hauses einen Landreuter, als dieser ihm eine Vorladung in einer wider ihn anhängig gemachten Injuriensache insinuiren wollte. Etwa eine Stunde nachher fand man Wehner'n in seiner Stube allein. Er bekannte sich sogleich zur That, und übergab einen Zettel, auf welchen er die Worte geschrieben hatte: «Der Kerl packte mich an, schimpfte und schlug auf mich los, und darum wehrte ich mich, und gab ihm wieder, und dann stürzte er um und blieb auch liegen.» Er erzählte nachher den Vorfall mit allen Umständen: der Landreuter habe ihn dadurch aufgebracht, dafs er auf Zahlung seiner Gebühren bestanden. W. war nach Aussage seiner Bekannten immer verständig und gut, wenn von ihm nur nichts gefordert wurde. Sollte er aber nachbarliche Pflichten leisten und öffentliche Gefälle abtragen, so weigerte er sich, und gerieth dermafsen in Zorn und Wildheit, dafs sich jeder vor ihm in Acht nehmen mufste. Er prügelte sich öfter mit der Frau und den Nachbarn, und stahl Holz in der Forst, woran ihn, wegen seiner ungezügelten Leidenschaftlichkeit, niemand zu hindern wagte. Die Normalität seines Gemüthszustandes erschien dem Richter und dem untersuchenden Physicus zweifelhaft. Es ergingen deshalb zwei technische Gutachten: Das erste, von dem westpreufsischen Medicinalcollegium, erklärte, dafs W. zu jeder Zeit im Stande gewesen sei, mit Freiheit und Ueberlegung zu handeln; das spätere, von der wissenschaftlichen Deputation dagegen, sprach sich dahin aus, es sei allerdings wahrscheinlich, dafs Inquisit zur Zeit der verübten That nicht im normalen Gemüthszustande sich befunden habe, und nicht im Stande gewesen sei, mit Freiheit und Ueberlegung zu handeln. Beide Verhandlungen erwecken lebhaftes Interesse: lehrreich ist das Gutachten der letzten Instanz, und anziehend durch lebendige Argumentation des früheren. Bei ruhigem Vergleiche beider, und wenn man von dem Rechtsprinzip ausgeht, dafs freie Selbstbestimmung präsumirt wird, möchte es vielleicht scheinen, als wenn die Gründe gegen

die freie Selbstbestimmung nicht überwiegend genug seien, um gegen jene gesetzliche Präsumtion die Wahrscheinlichkeit der Unfreiheit zu beweisen, zumal da es hier an einem egoistischen leidenschaftlichen Motive der Unthat nicht fehlte, und da die, als Zeichen der Seelenstörung aufgefafsten Eigenthümlichkeiten im Reden und Handeln sich wohl auf ungebändigte Leidenschaftlichkeit zurückführen lassen.

In der Vorrede zum zweiten Bande äufsert der Herausgeber, dafs er das zuletzt angezeigte Gutachten und die beiden, gleichfalls Zurechnungsfähigkeit betreffenden, von denen sogleich die Rede sein wird, mitgetheilt habe, nicht wegen ihrer überzeugenden Kraft, sondern gerade aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte, um zu zeigen, wie der Richter durch solche Ausführungen, die ihm aus der ihm fremden Wissenschaft nichts (?) zuführen, was er sich nicht selbst geben könnte, mifstrauisch gegen die technischen Gutachten überhaupt gemacht werde, und dies die Spaltung zwischen ihm und dem Sachverständigen verstärke. Diese müsse, fügt er warnend hinzu, endlich ganz zum Bruche führen, wenn mit gleicher Leichtigkeit dahin gewirkt werde, das Gebiet der Zurechnungsfähigkeit mehr und mehr zu schmälern. Wohin solle es führen, wenn eine bereitwillige gerichtliche Arzneikunde jeden Affect zum Wahnsinn umstempele, und aus übler Berechnung der Mittel von Seiten der Verbrecher, Geistesabwesenheit herleite. So beherzigenswerth diese warnende Stimme des Herausgebers sein mag, so trägt Ref. gleichwohl kein Bedenken zu behaupten, dafs er jene Darstellnng keinesweges für die richtige Charakteristik des zur Zeit in der forensischen Medicin herrschenden Geistes halten kann. Es würde Ref. nicht schwer fallen, den factischen Gegenbeweis zu führen, und er erlaubt sich für jetzt nur die Bemerkung, dafs auch die Richter vielleicht nicht immer vorsichtig genug sind in ihrer Ansicht von zweifelhaften Gemüthszuständen, dafs sie vielleicht eben so oft nach der entgegengesetzten Richtung hier die Gränze des Wahren überschreiten, und sich

deshalb in den Forderungen an die Sachverständigen nicht selten getäuscht finden müssen.

Todtschlag, in der Melancholie verübt. Gutachten der wissenschaftlichen Deputation. Die Dienstmagd Veronika Richter, ein gutmüthiges, wohlgesinntes Mädchen, gebar aufserehelich einen Knaben, den sie mütterlich liebte. Sie nahm einen Ammendienst an. Früher immer gesund, erkrankte sie jetzt an Kopfschmerzen und auffallenden Blutcongestionen nach dem Gesicht, lebhaftem Traumreden, später an einem hitzigen Rheumatismus mit hervorstechender Angst und nächtlichen Delirien. Noch vor vollendeter Genesung wurde sie zu Wagen zu ihrer Mutter gebracht, wo sie seit der Zeit fortwährend kränkelte und in Schwermuth verfiel. Sie war ängstlich um die Zukunft besorgt, traurig, tiefsinnig und menschenscheu, und zu Zeiten selbst gegen ihr Kind gleichgültig, ohne indefs eine Verkehrtheit des Verstandes zu zeigen. Während des Ammendienstes war sie regelmäfsig menstruirt, nach der acuten Krankheit blieb ihre Periode aus. Eines Morgens, da sie sich allein mit ihrem Kinde befand, tödtete sie dasselbe durch mehrere Schläge mit einer Meisselklopfe auf den Kopf. Nach der That fand man sie sitzend, den Kopf auf den Tisch gestützt. Sie bekannte unumwunden und erklärte, das Kind aus eigener Bosheit gemordet zu haben, indem dasselbe ihr an jenem Morgen ungewöhnlich viel zu schaffen machte. Sie wünschte zu sterben, deshalb habe sie das Kind umgebracht. Vier Wochen später trat ihre Reinigung wieder ein, und mit ihr Erleichterung ihres körperlichen Uebelseins, und eine ihrer unglücklichen Lage angemessene gesunde Gemüthsstimmung. Das Gutachten entwickelt aus dem Charakter der Inquisitin, ihrem geistigen Benehmen und körperlichen Befinden vor, bei und nach der That und aus der Veranlassung zu derselben, dafs mit grofser Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, die Inquisitin habe zur Zeit der verübten That nicht mit Freiheit gehandelt, sondern ein psychischer Krankheitszustand damals bei

ihr obgewaltet. Obgleich die Art dieser Seelenstörung nicht näher bezeichnet wird, so fehlt doch dem trefflichen Gutachten keinesweges die überzeugende Kraft, da schon aus den bedeutenden somatischen Abnormitäten die Behauptung einer höchst wahrscheinlich statt gefundenen psychischen Krankheit als hinlänglich begründet erscheinen mufs. Ref. findet daher die oben angeführte Aeufserung des Herausgebers über dies Gutachten um so unerklärlicher, da letzterer im ersten Bande so richtige Ansichten darüber zu Tage gelegt hat, wie weit der Richter im Stande sei, das Ueberzeugende in einem technischen Gutachten zu beurtheilen.

Todtschlag im Zustande des Blödsinns. Gutachten der wissenschaftlichen Deputation. Dieser Fall hatte besondere Schwierigkeit, da nur ein geringer Grad des Blödsinns sich annehmen liefs, und die Thatsachen, worauf dieser Schlufs gegründet werden mufste, gröfstentheils in unbestimmten Zeugendepositionen und allgemeinen Aeufserungen bestanden, z. B. dafs man allgemein dafür gehalten, Inquisit sei nicht bei gesundem Verstande, oder melancholisch, oder geistesschwach. Ref. kann nicht beurtheilen, wiefern die Instruction hier unvollständig geführt war; er bemerkt indefs, dafs nicht selten in der mangelhaften Aufnahme der Thatsachen ein Hauptgrund liegt, warum das technische Gutachten unbefriedigend ausfallen mufs. Es würde indefs unbillig sein, von dem Instructionsrichter umfassende technische Kenntnifs verlangen zu wollen, da man dieselbe dem erkennenden Richter abspricht.

Den Schlufs dieses Heftes füllen Discussionen über die legale Erforschung des Seelenzustandes eines Angeklagten. Zuerst theilt der Geheime Oberfinanzrath D. Skalley seine Ansicht mit über die vom Herausgeber in einem früheren Hefte in Anregung gebrachte Frage: Ob der erkennende Richter berechtigt sei, von einem ärztlichen Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers, wenn ihm dasselbe nicht genügt, zu abstrahiren? Die Frage wird ver-

meint, sowohl nach allgemeinen Rechtsprinzipien, als insbesondere nach den Bestimmungen der preufsischen Criminalordnung. Das Gutachten eines Sachverständigen über die Zurechnungsfähigkeit, heifst es unter andern, ist nicht weniger ein Beweismittel, als die Aussage zweier gültigen Zeugen über die That. Wie diese, beruht dasselbe auf Wahrnehmung von Erscheinungen, und zwar solcher, die der Richter selbst nicht erkennen, deren Entstehungsgrund er nicht erforschen, und deren Wirkungen auf die Seelenkräfte des Angeschuldigten er nicht beurtheilen kann. Wie der Richter demnach den Inhalt eines glaubwürdigen Zeugnisses nicht verwerfen kann, also mufs er auch das Gutachten des Sachverständigen als Norm anerkennen. Hätte er die Freiheit zu wählen, ob ihm die bestimmte Meinung des Sachverständigen genüge oder nicht, so müfste ihm auch, und noch eher, überlassen sein, den Inhalt einer Zeugenaussage anzunehmen oder zu verwerfen, je nachdem derselbe seiner subjectiven Ueberzeugung entspräche oder nicht. Ref. glaubt die Leser auf das Nachlesen dieser bündigen Exposition im Buche selbst aufmerksam machen zu müssen, indem er sich überzeugt hält, dafs hier der wahre Gesichtspunkt für die streitige Angelegenheit aufgefafst ist. Wir erfahren hier zugleich die Gründe, welche mehrere Mitglieder jenes angesehenen Gerichtshofes bewogen, den Schmollingschen und ähnliche Fälle nach einer entgegengesetzten Norm zu beurtheilen. Ein ärztliches Gutachten soll, nach dieser Ansicht, allerdings bindend sein, wenn behauptet wird, ein Krankheitszustand habe den Verbrecher so handeln lassen: wenn die Aerzte dagegen seine Zurechnungsfähigkeit aus nicht ärztlich wissenschaftlichen, sondern aus Gründen deduciren, zu deren Prüfung jeder denkende Mann berechtigt ist, so könne der Richter eben so füglich seiner eigenen Ueberzeugung folgen. (Keinem Arzte wird wohl einfallen, aus einem andern Grunde, als lediglich dem eines Krankheitszustandes über Zurechnungsfähigkeit urtheilen zu wollen. Zu verlangen aber, dafs dies eine somatische Krank-

heit sein müsse, hat nach dem Stande des ärztlichen Wissens und Handelns keinen Sinn. In dem Schmollingschen Falle war überdies eine bestimmte Krankheit namhaft gemacht. Ref.) Ein Brief Heinroth's an den Herausgeber sucht diese Zweifel zu lösen, was ihm aber bei der, nach des Ref. Dafürhalten, unfruchtbaren und verwirrenden Lehre von den sogenannten Krankheiten des persönlichen Wesens nicht gelingen kann. Es folgen noch zwei Meinungen über den fraglichen Gegenstand, die eine aus dem Erkenntnifs entlehnt, welches nach dem bekannten Gutachten von Reil und Hoffbauer in der Rüthlingschen Sache ergangen war, die andere aus Meister's Urtheilen und Gutachten.

Hieran schliefst sich eine ausführliche Abhandlung von Mittermaier in Heidelberg: Ueber die zweckmäfsigste Art der gerichtlichen Fragenstellung an Aerzte bei Erforschung des geistigen Zustandes der Angeklagten, und über das Verhältnifs des Gerichts und der Medicinalbehörde in Bezug auf ärztliche Gutachten. Wir können, ohne zu weitläuftig zu werden, die Gedankenfolge in diesem Aufsatze nicht wiedergeben. Das Resultat findet sich in folgendem Vorschlage: Das Gesetz müsse die krankhaften Seelenzustände, welche von der Zurechnung befreien sollen, mit Bestimmtheit bezeichnen, ohne deswegen alle einzelnen Krankheitsnamen anzuführen. Es solle daher die zwei Grundrichtungen, welche den Zustand der Zurechnungsfähigkeit bedingen, Freiheit des Urtheils und Freiheit des Entschlusses, deutlich bezeichnen; und der Richter demzufolge fragen: Ob der .... an einer Seelenstörung gelitten habe, wodurch er des Verstandesgebrauches beraubt, oder wider seinen Willen unwiderstehlich zum Verbrechen fortgerissen worden ist? (Hier wird vorausgesetzt, was wohl dermalen noch problematisch ist, dafs dieser blinde unwiderstehliche Drang bei Integrität des Urtheilvermögens statt finden könne: auch kann man nicht sagen, dafs der Kranke

in der Manie sans délire wider seinen Willen handelt, da doch zur That immer ein Wille gehört; er kann höchstens wider seinen früheren Willen und wider bessere Ueberzeugung handeln. Ref.) Der Verf. stellt nun zwölf Bedingungen auf, welche den Richter berechtigen, ein psychisches Gutachten nicht für überzeugend zu halten, und schliefst mit der Ansicht, ein Gutachten letzter Instanz, welches den Angeschuldigten für unfrei erkläre, müsse, auch wenn der Richter nicht damit einverstanden sei, dem Erkenntnifs zum Grunde gelegt werden. Dagegen dürfe der Richter seiner eigenen Ueberzeugung folgen, wenn er den Angeschuldigten für unzurechnungsfähig halte, obschon die Sachverständigen ihn für moralisch frei erklärt haben. — Hier tritt der sonderbare Widerspruch ein, dafs der Richter im Stande sein soll, den krankhaften Zustand zu erkennen und zu beurtheilen, den gesunden Zustand der Vernunft aber nicht. Wie der Verf. zu diesem Ergebnifs seiner Untersuchungen habe gelangen können, begreift sich leicht, wenn man den Grundgedanken erwägt, von welchem er ausgegangen ist. « Die Erforschung des geistigen Zustandes, heifst es nämlich S. 252, hängt mit der Psychologie, daher mit einer Wissenschaft zusammen, welche nicht als eine geschlossene Fachswissenschaft, wie die Medicin, betrachtet werden kann, keine besonderen technischen Studien und Erfahrungen verlangt (!!), und daher dem Juristen nicht fremd ist. »

Andreä.

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Bericht des Herrn Dr. J. C. G. Fricke, Mitgliedes des Gesundheitsrathes, zweiten Arztes und ersten Wundarztes am allgemeinen Krankenhause

zu Hamburg, über seine Reise nach Holland und den angränzenden Gegenden, zur Erforschung der in den gedachten Gegenden im Sommer und Herbste dieses Jahres geherrschten Krankheiten. Bekannt gemacht von dem Gesundheitsrathe zu Hamburg Ende Decembers 1826. Hamburg, bei Perthes und B. 1826. 8. 64 S. (10 Gr.)

Zweiter Bericht des Hrn. Dr. J. C. G. Fricke, Mitgl. des Gesundheitsr. u. s. w., über seine Reise nach Holland und den angränzenden Gegenden, zur Erforschung der in den gedachten Gegenden im Sommer und Herbste des Jahres 1826 geherrschten Krankheiten; nebst Herrn Dr. N. L. Hachmann's, praktischen Arztes zu Hamburg, Bemerkungen über die Endemie im Amte Ritzebüttel während des Sommers und Herbstes 1826. Bekannt gemacht von dem Gesundheitsrathe zu Hamburg im März 1827. Hamburg, ebendas. 1827. 8. 66 S. (10 Gr.)

Diese lesenswerthe Schrift schliefst sich als ein schätzbarer Beitrag an die nicht kleine Reihe von Beschreibungen bösartiger Wechselfieberepidemien an, welche unsere Litteratur seit 1630 besitzt, und die wichtigsten Actenstücke zur Kenntnifs dieser mörderischen Krankheiten enthalten. Welcher Arzt kennt nicht die berühmten Monographien von Dekkers, Lancisi, Fr. Hoffmann, Richa, Hahn, Medicus, Lautter, Borsieri, Alibert, Molitor, Werlhof, Torti, Ozanam, mehrerer Andern nicht zu gedenken. Viele tausend Menschen sind ein Opfer dieser Krankheit geworden. In der von Sylvius beschriebenen Epidemie zu Leyden 1667 und 69 gingen zwei Drittel aller

Kranken verloren; in der von Lancisi beschriebenen zu Rom 1695 und 1705 starben 70 von 100, eben so viel in einer Epidemie zu Agnani im Jahre 1709, die Lochi beschrieben hat, u. s. w. Genauere Nachrichten davon finden sich in Ozanam's grofsem Werke: Hist. méd. gen. et part. des mal. épid. etc. Tom. II.

Es war unstreitig eine weise Verfügung und Vorsorge des wachsamen Gesundheitsraths zu Hamburg, dafs derselbe einen dazu vollkommen geeigneten Arzt nach Holland sandte, um durch ihn von der Natur, Ausbreitung, Tödtlichkeit und Ansteckungsgefahr einer hauptsächlich in Gröningen und den dortigen Gegenden herrschenden Krankheit, wovon schon viele Menschen ein Opfer geworden waren, eine genaue und richtige Kenntnifs zu erhalten. Hr. Dr. Fricke entledigte sich dieses seines Auftrags mit so vieler Aufmerksamkeit als Gründlichkeit, wovon folgende kurze Uebersicht den Beweis giebt.

Es war ein mehr und weniger remittirendes Fieber, das meistens ohne Vorboten mit heftigen Stirnkopfschmerzen, heftigem gallichten Erbrechen, auch wohl gallichtem Durchfalle, Spannung in den Präcordien, brennendem, nicht zu löschenden Durste und innerer Hitze, die oft bei äufserer Kälte eintrat, die Kräfte schnell niederschlug und in kurzer Zeit den Körper sehr abmagerte. Anfangs hielt es einen Quotidiantypus, dann aber gestaltete es sich bald zu einem Hemitritäus, der gewöhnlich schon mit dem dritten Anfalle, in der Regel nach heftigen Delirien, in einem soporösen Zustande apoplectisch tödtete. Kurz vor dem Tode, und auch schon früher, pflegte sich eine gelbliche Färbung über die Haut zu verbreiten. Bei einzelnen Kranken schien die Milz vorzüglich zu leiden, bei andern gaben mehr der Magen und die Leber einen gereizten Zustand zu erkennen. Daneben hatte die Krankheit von Anfange an einen nervösen Anstrich. Ein entschieden gastrisches Leiden will man aber fast nie bemerkt haben. Auch erfolgten keine Schweifse, wohl aber am Ende der Paroxysmen eine leichte Transpi-

ration, und am Ende des letzten Paroxysmus, nach den gehörigen Mitteln, ein längere Zeit fortdauerndes Sedimentum lateritium. Wenn sich die Paroxysmen mit Schweifs endigten, gingen die Remissionen oder unreinen Intermissionen in vollständige Intermissionen über.

Mit der Reconvalescenz ging es sehr langsam, und es erfolgten leicht Recidive, die aber dann einen einfachen, gefahrlosen Tertiantypus hielten, und zuweilen sehr leicht heilbar waren.

So verhielt sich die Krankheit in Gröningen, und auf ganz ähnliche Art, mit allerlei Verschiedenheiten und Modificationen, besonders auch mit mehr hervorstechenden gallichten Symptomen, wie in Emden, Aurich und verschiedenen anderen Küstengegenden, besonders in mehreren Gegenden Ostfrieslands, doch nirgends so schlimm als in Gröningen. Die intermittirende Form war indefs überall dieselbe. Näher an der Küste, wo der Boden sumpfig und morastig ist, zeigte sie sich wieder schlimmer, als in den Ortschaften nahe um Gröningen herum, so wie überhaupt das Zusammentreffen mancher localen Umstände die Bösartigkeit der Krankheit bedingte. Der mehr oder minder intermittirende Charakter, die schwere und langsame Erholung, wie auch die Neigung zu Recidiven, waren allgemein.

Die Krankheit begann zu Gröningen in der Mitte des Junius, und dauerte bis tief in den September. Mit dem Eintritte der kälteren Jahreszeit verlor sich der bösartige Krankheitscharakter, und es kamen nur noch, wie gewöhnlich seit mehreren Jahren im Herbste und Frühjahre, einfache Wechselfieber mit dem Tertiantypus vor.

In Absicht der auszumittelnden Ursachen ergab es sich, dafs die Ueberschwemmungen der Jahre 1824 und 25 keinen wesentlichen Einflufs auf die Krankheit gehabt hatten. Gröningen litt von derselben am meisten, da es doch von jenen am wenigsten getroffen war, dagegen die Krankheit in den Gegenden, namentlich an der Küste von Ostfriesland, nicht so ausgebreitet und so bösartig war, obgleich

gleich sie von den Ueberschwemmungen vorzugsweise heimgesucht worden waren. Die mit der grofsen Hitze verbundene Dürre wurde als der einzige Moment zur Erzeugung der Krankheit angesehen, welche nun, zumal durch die örtlichen Umstände in und um Gröningen, ihre besondere Bösartigkeit erhielt. Diese bestanden in der tiefen wasserreichen Lage der Stadt auf sogenanntem Kleiboden, bei nicht hohen Wällen, in tiefen und breiten mit fliefsendem Wasser gefüllten Stadtgräben, mehreren Canälen in der Stadt, wovon einer keinen gehörigen Abfluſs hatte, Abzugsgräben und Rinnen in den Strafsen, die in die Canäle mündeten und lange Jahre nicht gereinigt waren, und deren nähere Beschreibung in der That Schauder erregt. Endlich wird mit Recht auch des Begrabens aller Leichen in den Kirchen, als eines theilnehmenden Causalmoments dieser schrecklichen Krankheit, gedacht. Wie viel jener eines hinreichenden Abflusses ermangelnde Canal zur Erzeugung des Miasma beigetragen habe, wird daraus besonders ersichtlich, dafs gerade in jener Gegend die Krankheit zuerst sich zeigte, am bösartigsten war, und am längsten dauerte. Merkwürdig war auch, dafs in den Gegenden, wo statt des Kleibodens Sandboden eintrat, die Krankheit wie abgeschnitten war. Zur vollen Ausbildung und näheren Bestimmung der Krankheit und ihrer Malignität trugen nun die zu gallichten Krankheiten disponirende Hitze, die verhinderte Decarbonisation des Blutes, so wie die seit mehreren Jahren in Gröningen vorherrschende und gewissermaafsen stationäre intermittirende Krankheitsform, das ihrige bei.

So grofs die Sterblichkeit war, so lag der Grund derselben doch nicht so sehr in der Krankheit, deren tödtlichem Ausgange in den meisten Fällen vorgebeugt werden konnte, als in zufälligen ungünstigen Umständen, namentlich im Mangel an Aerzten, in gänzlichem Mangel an einem Hospitale, in der grofsen Armuth so vieler Einwohner Gröningens, worunter sich gerade die mehresten Kranken

befanden, und in der mangelnden Reinigung der Canäle, Abzugsgräben und Rinnen der Stadt. Nach Abhülfe dieser Mängel minderte sich die Sterblichkeit sehr, bis die kältere Jahreszeit sie vollends entfernte.

Alte Leute, Kinder und Schwächliche, starben besonders auch noch an den Nachkrankheiten, in welchen sich zum Theil Degenerationen wichtiger Organe, z. B. der Leber, die vergröfsert und ungewöhnlich weich war, aber vorzüglich der Milz, ausgebildet hatten.

Letztere fand man in den Leichen in einem ganz aufgelockerten und aufgelösten Zustande, und mit einer dünnflüssigen, chocoladefarbenen Masse angefüllt, so wie die Gallenblase voll von einer dünnen, häufig schwärzlichen Galle. Zu den Folgekrankheiten gehörten noch hydropische Affectionen, Anschwellungen mesenterischer Drüsen und Atrophie, grofse Schwäche der Verdauungswerkzeuge, wohl auch catarrhalische Beschwerden, die sich bei Brustschwachen in Lungenlähmung endigten. Auch tödtete ein typhöser Zustand später noch manchen unter blanden Delirien.

Die beigebrachten officiellen Tabellen zeigen das Sterbeverhältnifs während der Epidemie.

Im September des Jahres 1826 belief sich die Bevölkerung in dieser gut und regelmäfsig gebaueten, mit breiten und gut gepflasterten Strafsen, auch sehr schönen freien Plätzen versehenen Stadt auf 28,029 Seelen.

Dem kindlichen Alter war die Krankheit am verderblichsten, und dann ganz alten Personen. Die gröfste Sterblichkeit war im September; es starben 967, da das Jahr vorher in demselben Monate nur 88 gestorben waren. In sechs Monaten, Mai bis October 1826, starben 2027, da im Jahre 1825 während derselben nur 416 dem Tode anheim fielen. Im Krankenhause war die Sterblichkeit wie 1 zu 8, obgleich es erst errichtet wurde, als die Krankheit schon ihren höchsten Punkt erreicht hatte. In der Umgegend von Gröningen, im Auricher Bezirke, im

Jeverschen und Oldenburgschen, war die Prognosis viel günstiger.

Die Heilung dieser gefährlichen Krankheit bewirkte mit grofser Sicherheit das zeitig genug und in hinreichender Dosis gereichte Chininum sulphuricum, nachdem oft Brechmittel oder leichte Abführungen, auch wohl örtliche, selbst allgemeine Blutentziehungen, vorhergegangen waren. In dem zum Hospitale eingerichteten Arsenale zu Gröningen wurde innerhalb drei Monaten für 1400 Gulden Chinin verbraucht.

Ungeachtet der intermittirende Typus nicht ganz rein, und keine völlige Apyrexie vorhanden war, mufste das Chinin doch sogleich nach dem Paroxysmus stündlich, alle halbe, selbst jede Viertelstunde, zu 2, 3 bis 6 Granen gegeben werden. Entweder blieb der nächste Anfall dann ganz weg, oder er kam schwächer ohne bedenkliche Symptome wieder, und die Wiederholung des Mittels verhütete nun den nächsten Paroxysmus. Den gleichen Erfolg hatte das Chinin auch in Emden, in dem Aurichschen Distrikte, im Jeverschen und Oldenburgschen. Die weitere Fortsetzung desselben war nicht nöthig, auch nicht gut. Recidive konnte es nicht verhüten, aber schnell heben, obgleich sie doch leicht wiederkehrten. Es war auch kein Präservativmittel für Gesunde. Unter manchen Umständen wurde ein Chinadecoct besser vertragen, als das Chinin. Die Mattigkeit war sehr grofs, und hielt lange an.

Nach den Umständen bekamen Resolventia mit Amaris, oder ein Chinadecoct, oder Infus. Valer., Arnic. u. s. w., welche letzteren auch bei einem gleich anfangs nervösen Charakter neben dem Chinin nöthig waren, sehr gut. Zuweilen mufste zwischen dem Chinin Campher zu Hülfe genommen werden, wenn bei gesunkener Sensibilität die Haut sehr trocken, rauh und heifs war. Die Folgekrankheiten, unter welchen die colliquativen Diarrhöen am meisten zu schaffen machten, erforderten ihre eigenen Mittel. Die musterhafte Behandlung ist genau angegeben.

Die medicinisch-polizeilichen Maafsregeln trugen das ihrige zur Tilgung der Epidemie bei.

Die im früheren Zeitraume der tödtlich gewordenen Krankheit angestellten Leichenöffnungen zeigten Ueberfüllung der Gehirngefäfse mit schwarzem Blute, wäfsrige Ergiefsungen daselbst, mitunter auch dickgeronnenes Geblüt in der Milz, von einer dicklichen, dunkel gefärbten Galle bedeutend ausgedehnte Gallenblase, zuweilen einen entzündlichen Zustand des Magens und der Gedärme.

In den Leichen der an Nachkrankheiten gestorbenen Personen fand man fast immer die Milz in einem vergröfserten und dabei aufgelockerten, oft ganz aufgelösten Zustande, und gewöhnlich mit einer dünnen chocoladefarbenen Flüssigkeit durchaus angefüllt. Auch die Leber war auf eine ähnliche Art desorganisirt, und die Gallenblase voll schlechter Galle, und besonders bei alten Leuten eine grofse Anzahl Gallensteine in derselben. Eben so fand sich in allen Höhlen des Körpers Wasser ergossen. Die Schleimhaut des Darmkanals zeigte sich zuweilen entzündet, zuweilen ulcerirt, letzteres besonders bei Kindern. Durch eine Anzahl (34) beigefügter Obductionsberichte wird dies bestätigt.

Die Krankheit war nicht ansteckend, wie der Hr. Verf. durch die überzeugendsten Erfahrungen gründlich beweist. Es wird hierbei überhaupt als ein Erfahrungssatz angenommen, dafs die intermittirenden Krankheitsformen keinesweges zu den ansteckenden gehören.

Schliefslich wird noch besonders für Hamburg die Beruhigung gegeben, dafs diese Stadt und deren Gebiet bei seinen vortrefflichen medicinisch-polizeilichen Einrichtungen von einer solchen Krankheit aus daselbst nicht statt findenden gleichen örtlichen Ursachen nichts zu fürchten habe.

In dem von dem löblichen Gesundheitsrathe zu Hamburg bekannt gemachten zweiten Berichte des Herrn Dr. Fricke, ist aus den in Holland über diese Krankheit erschienenen Schriften das Bild derselben noch vollkommener

gegeben und schärfer gezeichnet worden, wodurch die in dem ersten Berichte ausgesprochenen Ansichten und Meinungen gerechtfertigt und bestätigt werden.

Die Krankheit zog sich mit ihrem eigenthümlichen Charakter durch ganz Friesland, bis hinunter nach Amsterdam. Vorzugsweise trat sie in Nordholland hervor, und auch in Flandern zeigten sich die deutlichsten Spuren derselben. Ueberall aber, wo dieselbe vorherrschte, war es in den Gegenden mit sogenanntem Kleiboden, in welchen intermittirende Fieber zu den gewissermaafsen stationären Krankheiten gehörten. Im Ganzen war die Krankheit doch nirgends so bösartig und tödtlich als in Gröningen, obgleich sie unter verschiedenen Modificationen hin und wieder besonders alte Leute und auch junge Individuen wegraffte.

In Amsterdam, einer Stadt von 200,000 Einwohnern, starben nach einer Durchschnittsrechnung in diesem Jahre nur gegen 800 Menschen mehr, als geboren wurden. In Nordholland waren die Sterbefälle ebenfalls nicht bedeutend. Den Nachkrankheiten unterlagen besonders alte Leute.

Auffallend war es, dafs, wie die Krankheit in Amsterdam sich äufserte, das Chininum sulphuricum nicht vertragen wurde, dagegen Resolventia mit leichten Amaris die besten Dienste leisteten.

Es wird nun der Resultate gedacht, welche die von Dr. Thyssen und Dr. Vrolick angestellten Leichenöffnungen lieferten. Schon am Tage nach dem Tode waren äufserlich Zeichen von Fäulnifs auffallend. Bei allen geöffneten acht Leichen lag die von grofsen Tuberkeln durchdrungene, oder sehr erweichte, breiartige Milz ungewöhnlich hoch in der Oberbauchgegend gegen das Zwerchfell hin, womit bei einigen eine Desorganisation des Netzes und eine Verhärtung der Gekrösdrüsen verbunden war, indefs die Leber bei allen ihre gesunde Beschaffenheit hatte, mit einer Ausnahme, wo sie eine ungewöhnlich dunkelblaue Farbe hatte und sehr grofs war. In mehreren Leichen war das fettlose Netz mit einer dunkeln schwärzlichen Substanz,

die sich nicht abnehmen liefs, wie durchwebt. Aufserdem kamen vor: Entzündungen, Verwachsungen, Extravasate von dunkelgelber und weifslicher, oder dicker, klebriger, gelber, butterähnlicher Materie, auch einmal röthlicher Flüssigkeit, in der Bauchhöhle, selbst im Herzbeutel, sehr ausgedehnte dunkelblaue Gedärme.

Der Hr. Verf. beschreibt dann die Krankheit, wie sie sich in Nordholland zeigte, nach einer kleinen holländischen Schrift der Herren Doctoren Multer und Roelants. Sie zeichnete sich durch Erbrechen in jedem Paroxysmus, bedeutenden Hunger zwischen den Anfällen, grofse Entkräftung und Abmagerung aus. Der Verlauf des Fiebers war bald rein intermittirend, bald remittirend, auch kamen typhöse Fieber mit soporösen Zufällen vor, die sich mit jenen vermischten und sie gefährlich machten. Dies war besonders bei den begüterten Einwohnern Hoorns der Fall. Im Allgemeinen waren bittere Extracte, Ochsengalle, ein kaltes Infusum von römischen Chamillen, Vinum amarum, u. s. w. die wirksamsten Mittel, wenn keine Unreinigkeiten in den ersten Wegen vorhanden waren. Diese vertrugen dennoch geradezu keine ausleerenden Mittel. Solche Kranke erhielten Card. bened., Centaur. min., mit kleinen Dosen Brechweinstein, oder bei gröfserer Schwäche mit mehr erregenden Mitteln, Aether u. s. w. verbunden. Von 300 bis 500 Kranken, die jeder der genannten Aerzte während der ersten achtzehn Tage auf die beschriebene Weise behandelte, starben keine. Nach vermindertem oder gehobenem Fieber vollendete die China im Decocte oder Pulver, nach den Umständen mit Rhabarber u. s. w. die Cur. Früher wurde die China, auch das Chinin nicht vertragen. Es folgten die heftigsten und hartnäckigsten Kolikschmerzen darauf. — Das Erbrechen in den Anfällen wurde zuweilen durch die bittern Mittel vermehrt, wenn sie nicht einige Stunden vor Eintritt des Paroxysmus ausgesetzt wurden. Zuweilen mufste man noch zuerst flüchtige Mittel, Valeriana, Aeth. sulph. u. s. w. zu Hülfe nehmen. Damit verbun-

dene catarrhalische Zufälle erforderten selten eine besondere Sorge. Von den am Typhus leidenden Kranken verloren die Aerzte einige, besonders auch hochbejahrte Menschen. Die Behandlung war durchaus musterhaft.

Hierauf folgt ein Auszug aus dem von der in mehreren Provinzen Hollands herrschenden Krankheit niedergesetzten ärztlichen Commission eingegebenen Berichte.

Der Behauptung, dafs die Ueberschwemmungen des vergangenen Jahres zu den Ursachen der Krankheit gehören, widerspricht Hr. Dr. Fricke. Wenn indessen nicht zu leugnen ist, dafs stehende Wasser Folgen von Ueberschwemmungen sind und sein müssen, und davon unter begünstigenden Umständen die Luft mit verderblichen Dünsten angefüllt werden mufs, so dürfte es nur ein Mifsverständnifs sein, dafs den von jeher in dieser Rücksicht berüchtigten Ueberschwemmungen aller Antheil an dieser Epidemie abgesprochen wird.

Der Hr. Verf. giebt dann noch einen kurzen Auszug aus Bakker's kleiner, eine genaue Beschreibung der Krankheit enthaltenden interessanten Schrift: «Epid. quae anno 1826. Groningam adflixit, in brevi conspectu posita a G. Bakker, Prof. Med. Groning. 1826. 8.» Ist auch Holländisch erschienen. Ihr Inhalt stimmt mit den Berichten des Hrn. Dr. Fricke im Wesentlichen vollkommen überein.

Gröningen wird für einen gesunden Ort ausgegeben, daher sich auch eine ungewöhnlich grofse Anzahl alter Leute daselbst befinde, und es von allgemein verbreiteten Epidemien seltener und weniger heftig heimgesucht worden sei, als andere Gegenden. Unter den Nachkrankheiten werden auch schnell und oft unter heftigen Symptomen sich bildende Wassersuchten, eine eigene Art chronischer Aphthen, Hautausschläge um das Handgelenk oder den Rücken der Hand, ein Mangel des Gedächtnisses und eine eigene Amentia (Mania a debilitate Sydenh.) genannt. Die Nachkrank-

heiten haben dem Hrn. B. eine Folge des nicht gehörig angewandten Chinins zu sein geschienen.

In einer instructiven Tabelle wird eine Uebersicht der Ergebnifs der Leichenöffnungen zu Gröningen gegeben, welches die Frickeschen Beobachtungen vollkommen bestätigt, besonders auch die der Desorganisationen der Milz und des dadurch erklärbaren Mangels eines gut bereiteten Blutes. Die gleiche Uebereinstimmung findet in Absicht der Contagiosität, der Ursachen u. s. w. statt.

Die grofse Hitze und Dürre des Sommers wird auch von ihm für das Hauptmoment zur Hervorbringung der Krankheit gehalten. Eine Rückkehr der Epidemie mit der wärmeren Jahreszeit fürchtet Hr. Dr. Fricke weniger, als Hr. Prof. Bakker, da den localen Ursachen ihr Einfluſs auf die Bösartigkeit der Krankheit theils schon gröfstentheils genommen worden ist, theils fortwährend genommen wird.

Zu den gegen die Epidemie zu treffenden Vorbauungsmaafsregeln wird mit Recht ein allgemeines Krankenhaus erfordert, wozu das Hamburger allgemeine Krankenhaus in Absicht seiner Zweckmäfsigkeit und Gröfse als Muster dargestellt wird. Dieses fafst, bei einer Bevölkerung von 110,000 Einwohnern, 1100 Kranke, das zu Gröningen müsse also, bei der jetzigen Einwohnerzahl von 25000, für 250 Kranke hinlänglich Raum und Pflege geben können. Doch dürfte in Gröningen Platz für 100 Kranke genügen, da hier weit weniger Fremde und auch eine geringere Zahl von Armen statt finden, wenn nur die Einrichtung getroffen wird, dafs im Falle einer neuen Epidemie für eine gröfsere Anzahl von Kranken leicht und schnell mehr Raum geschafft werden kann.

Den Beschluſs machen die Bemerkungen des Hrn. Dr. Hachmann, prakt. Arztes in Hamburg, über die Endemie im Amte Ritzebüttel während des Sommers und Herbstes 1826, mit Benutzung der Gesundheitsberichte der Herren Doctoren Luis, Hübbe und Reye.

Die Krankheit, welche sich nach der grofsen Hitze in der dortigen Gegend entwickelte, war ein anhaltend remittirendes Fieber mit entzündlichen Localaffectionen, bald des Gehirns, bald, und zwar am häufigsten, der gastrischen Organe, besonders der Milz, womit jedoch auch in einzelnen Individuen Erscheinungen einer excessiven Gallen- und Schleimabsonderung verbunden waren. So nahe dieses Fieber der Krankheit in Friesland und Nordholland verwandt war, so wurde es doch durch Oertlichkeit und andere concurrirende Einflüsse in seinen Symptomen und Ausgängen auf verschiedene Art modificirt. Zu diesen Symptomen gehörten grofse Angst und Beklemmungen, Erbrechen, Fieberschauder zwischen der Hitze, lebhafte Pulsationen im Epigastrium, grofse Empfindlichkeit der Magen- und Milzgegend, profuse, mulstrig riechende, nicht erleichternde Schweifse, zuweilen mit Frieselausschlägen, Verstopfung, sparsamem, brennenden Urinabgange, nicht selten mit einem reichlichen Sedimento lateritio, Herzklopfen, sehr lebhaften Glieder- und Rückenschmerzen, und Delirien mit dem eigenthümlichen Gefühle der Kranken, dafs ihre Person in mehrere Individuen getheilt, oder in zwei Hälften gespalten sei. Die Krankheit hielt einen Tertiantypus, mit gewöhnlichen starken Remissionen, und ihr lag unstreitig, wie in Nordholland u. s. w., der intermittirende Fiebercharakter unter. In den Marschgegenden dieses auf Kleiboden gelegenen und Ueberschwemmungen ausgesetzten norddeutschen Küstenlandes herrschen gewöhnlich im Frühjahre und Herbste Wechselfieber, und gastrischbiliöse Fieber im Sommer. Kommen aufserordentliche Ursachen hinzu, als diesmal die anhaltende grofse Hitze und Dürre, so wird die Entstehung der bösartigen Fieber begreiflich, welche so vielen Menschen das Leben gekostet haben.

Wurde die Krankheit in den ersten 12 bis 14 Tagen nicht entschieden, so erfolgte ein zweites gastrisch-nervöses Stadium, das sich durch Unbesinnlichkeit, grofse Unruhe, faden Blick, blaurothe schmutzige Gesichtsfarbe auf

gelblichem Grunde, unverständliche Sprache, schweres Gehör, Aphthen, bei einigen quälenden Husten, anginöse Beschwerden u. s. w. ausdrückte. Charakteristisch hierbei war, dafs ein Druck auf die Präcordien, ungeachtet die Kranken ihren Zustand wenig zu fühlen schienen, durch eine zukkende Bewegung der zitternden Arme, ein Verziehen des Gesichtes und ein wimmerndes Aechzen, die grofse Empfindlichkeit dieser Gegend verrieth. Dennoch genasen die meisten auf dieser Höhe, wenngleich äufserst langsam, und viele nur unvollständig. Bei einigen kamen peinigende Kopfschmerzen, grofse Empfindlichkeit der Sinne und Delirien, oder grofse Stumpfheit der äufseren und inneren Sinne, Schmerzen in der Lebergegend, icterisches Ansehen, häufiges quälendes Erbrechen einer unglaublichen Menge scharfer, lauchgrüner Galle.

Beim Abzuge der Krankheit erschienen allerlei Ausschläge auf der Haut, an den Lippen, Furunkeln, phlegmonöse Eiterungen, erythematöse Anschwellungen des Zellgewebes, oberflächliche Eiterungen an den Fingern u. s. w. Ganz zu Anfange der Epidemie entschied sich die Krankheit, ohne den beschriebenen Verlauf gemacht zu haben, durch freiwillige Ausleerungen.

Als Nachkrankheiten sind noch besonders zu bemerken: Wasseranhäufungen, krankhafte Spannung und Empfindlichkeit der Präcordien, der Magen- und Milzgegend, erratische Fieberbewegungen, wirkliche intermittirende Fieber, lange anhaltende kritische sehr starke Nachtschweifse, und Gliederschmerzen, seltener Gelbsucht.

Die Leichenöffnungen zeigten fast überall eine widernatürliche vergröfserte und desorganisirte, mit schwarzem Blute angefüllte Milz, aufserdem deutliche Spuren von Entzündungen u. s. w.

Der Hr. Verf. nennt die Krankheit ihrem allgemeinen Charakter nach ein gastrisch-venöses Fieber mit inflammatorischer oder congestiver Affection, bald des Gehirns, bald der Leber, bald des Darmkanals, am meisten aber der Milz,

aus einem intermittirenden mit Eintritt der Sonnenhitze hervorgegangen, und in ein solches mit Wiederkehr der Kälte zurückgetreten, u. s. w. Ansteckend war sie ebenfalls nicht, welches bündig erwiesen wird.

Zu den wohlthätigsten Einrichtungen der dortigen Regierung gegen die Verderblichkeit und Verbreitung der Epidemie gehörte unstreitig die weise Sorgfalt derselben, die grofse Zahl Hülfsbedürftiger frühzeitig mit angemessener Nahrung und Arzneimitteln, so wie überhaupt mit zweckmäfsiger ärztlicher Hülfe zu versehen.

Blutausleerungen, allgemeine und topische, letztere an dem Kopfe oder dem Epigastrium, kalte Umschläge auf den Kopf, warme beruhigende Umschläge auf die Präcordien, thaten treffliche Dienste. Brechmittel erforderten Vorsicht bei aller scheinbaren Turgescenz. Abführungen waren sicherer, ölige Emulsionen mit Mittelsalzen bei grofser Reizbarkeit der Gedärme u. s. w. Diese ausleerenden Mittel mufsten mit auflösenden verbunden, auch in der Reconvalescenz noch fortgesetzt werden. Zuweilen war in den versäumten Fällen noch spät eine topische Blutausleerung vor den eröffnenden Mitteln heilsam, und dann Calomel, Morgens und Abends, bei Tage ein leichtes Infus. Rad. valer. mit Salmiak oder Säuren u. s. w. Die Behandlung ward in jedem Falle nach den Umständen meisterhaft regulirt.

Es folgten endlich mit dem Aufhören des Sommerfiebers häufige Wechselfieber, mit öfterem Wechsel des Typus und grofser Veränderlichkeit der Symptome, woran späterhin ganze Familien bis zum Säuglinge litten. Bei einigen verloren sie sich von selbst, bei andern dauerten sie, sich selbst überlassen, 4 bis 15 Monate, mit unverminderter Intensität fort. Eine solche Verwahrlosung hatte dann hydropische Anschwellungen und Physconien der Milz zur Folge. Sonst war der Charakter dieser Fieber gutartig. Es kamen auch einige larvirte Fälle vor, eine Tertiana cholerica, und eine Tert. apoplectica. Beide wurden geheilt,

die letzte durch eine antiphlogistische Behandlung, ohne China. Die einfachen Wechselfieber wichen der gewöhnlichen Curart. Doch durfte diese bei den congestiven Leiden der Unterleibsorgane und den Physconien vieler Kranken nicht mit Brechmitteln eingeleitet werden. Die China verfehlte nie ihren Zweck. Eine Quartana forderte von der China regia drittehalb Unzen, mit zwei Quentchen Zimmt und einem Grane Opium. Vom Chinin. sulph. waren 30 bis 36 Gran in einem Intervalle nöthig. Eine Unze China jeden vierzehnten Tag einige Wochen lang nach dem Ausbleiben des Fiebers, verhütete die Recidive. Auch die Wassersucht und die Beschwerden von den Physconien hob die China.

Aufser den in dieser Schrift angeführten Berichten einzelner Aerzte über die beschriebene Krankheit, finden sich in dem Magazin der ausl. Litt. der ges. Heilk., herausgegeben von G. H. Gerson und N. H. Julius, Hamb. 1827, Jan. Febr., mehrere Schreiben und Nachrichten holländischer Aerzte über diese Krankheit. Auch ist hier Fricke's erster Bericht wieder abgedruckt.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird die Aufmerksamkeit und Genauigkeit rechtfertigen, womit Ref. dieses lehrreiche Produkt reiner und gründlicher Erfahrung gelesen und angezeigt hat.

S. G. Vogel.

V.

Histoire médicale des Marais et Traité des Fièvres intermittentes causées par les émanations des eaux stagnantes, ouvrage qui a obtenu le prix mis au concours par la société des sciences d'Orléans; par J. B. Monfalcon; médecin de l'Hôtel-Dieu de Lyon, membre

du conseil de salubrité du département du Rhône cet. Seconde édition, entièrement refondue, corrigée et augmentée. Paris, 1827. 528 S.

Diese zweite Auflage von Monfalcon's Schrift über die Sümpfe, zeichnet sich in mehr als einer Beziehung vortheilhaft vor der ersten aus, über die wir im Octoberhefte 1825 dieser Annalen weitläuftig gehandelt haben. Der Verf. hat nach einer reiflichen Prüfung und Benutzung alles dessen, was die Kritik beim Erscheinen der ersten Ausgabe ausgesprochen, das Werk gänzlich umgearbeitet, das Fehlende ergänzt und das Ueberflüssige, dem Gegenstande fremde und fern liegende, weggelassen.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabtheilungen. In der ersten entwirft der Verf. ein Gemälde der Sümpfe und ihrer Bewohner; in der zweiten handelt er von der Austrocknung der Sümpfe und von den Mitteln, die Bewohner solcher Gegenden vor dem schädlichen Einflusse der Sumpfausdünstungen zu sichern; in der dritten beschreibt er die in Sumpfländern endemischen Wechselfieber und die verschiedenen gegen sie in Gebrauch gezogenen Heilmethoden. Dieser letzte Abschnitt hat wesentliche Verbesserungen und Ergänzungen erhalten, und steht den beiden ersten an Gediegenheit um so weniger nach, als der Verf. so manches daraus weggelassen hat, was eine zu hohe Verehrung der Broussaisschen Theorie ihm eingegeben hatte. Was Monf. hier über den Verlauf der Sumpfwechselfieber, über ihre Recidive sagt, trägt ganz das Gepräge der Wahrheit und der Beobachtung, und wird gewifs jeden Leser befriedigen. Die nächste Ursache des Wechselfiebers ist nach ihm eine überwiegende Reizung (Surexcitation) eines oder mehrerer Organe — gewöhnlich der Unterleibseingeweide — eine Ansicht, die auf die Resultate der Leichenöffnungen gegründet ist, welche Monf. in grofser Zahl eigenhändig gemacht hat; durch welche Definition indefs über den intermittirenden Typus keine Aufklärung gegeben wird.

Es würde zu weit führen, wenn wir tiefer in den Inhalt dieser Schrift eingehen wollten, wir verweisen daher rücksichtlich dessen auf die Anzeige der ersten Ausgabe.

Heyfelder.

VI.

Ueber die chronischen Krankheiten des männlichen Alters, ihre Vorbeugung und Heilung; von Dr. Fidelis Scheu, Ordinarius des Stiftes Tepl und ausüb. Arzte zu Marienbad in Böhmen. Leipzig, bei Engelmann. 1826. S. VIII und 327 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Diese Schrift sollte der zweite Theil des vom Verf. herausgegebenen Werkes über die Krankheitsanlagen, Wien 1821, werden, erhielt indessen im Laufe der Ausarbeitung eine mehr praktische Richtung, indem sie sich von den Anlagen zu den Krankheiten selbst wandte, ohne jedoch jene als den ursprünglichen Gesichtspunkt aus dem Sinne zu verlieren. Das Manuscript ist laut der Vorrede im Jahre 1823 schon beendigt gewesen, jedoch, laut dem Titel, erst 1826 zum Druck gelangt, so dafs die später geschriebene Schrift desselben Verf.: «Beobachtungen über Marienbad, zweite verbesserte Auflage,» demnach früher, nämlich 1821, ans Licht trat. Da die letztere längst in die Hände sehr vieler Aerzte gelangt ist, und die vorliegende jener in Beziehung auf den wissenschaftlichen Charakter durchaus ähnlich ist, so dürfen wir nicht erst versichern, dafs der Verf. als wahrhaft erfahren, geistreich und höchst eigenthümlich, daher in vielen Beziehungen, aber immer mit Gründen, von dem gewöhnlichen Wege abweichend, sich überall kund giebt. Seine Schriften sind sehr belehrend, und erregen eben so wie die seines trefflichen Specialcollegen Heidler,

das gröfste Vertrauen zu der ärztlichen Kunst der Badeärzte Marienbads, welche durch die That schon in zahllosen Fällen kund geworden ist. Eine praktische Einseitigkeit dürfte schwerlich aufzufinden sein, indem allen Heilmethoden, selbst den von manchen unserer praktischen, einzig der Antiphlogistik beflissenen, Matadore fast nicht mehr gekannten erregenden, ihr Recht geschieht; nur eine theoretische Einseitigkeit scheint hin und wieder obzuwalten, nämlich eine zu grofse Neigung, Krankheiten aus dem Venensysteme abzuleiten. Seit Kreysig und Puchelt dem letztern die verdiente Stelle anzuweisen versucht haben, haben zwar viele Schriftsteller dasselbe noch fast ganz in früherer Weise unbeachtet gelassen; andere hingegen, und dahin gehört der Verf., haben diesen Einflufs vielleicht etwas zu hoch gestellt.

Einleitung, Seite 1 bis 8. Nicht die Beschreibung einzelner Krankheitsformen, sondern die Angabe der inneren Bedingungen zu ihrer Entstehung ist das Ziel des Verf., und wird dem Leben förderlich. Jene Bedingungen hängen wesentlich mit der Krankheitsanlage zusammen. Diese aber findet in dem alten Satze: Ubi irritatio, ibi major humorum affluxus, einen sehr guten Anlehnungspunkt; denn sie hängt wesentlich mit dem Organe oder Systeme zusammen, welches bei einer bestimmten Art lebender Wesen und in einem bestimmten Punkte ihrer Entwickelung, z. B. im Embryonenzustande, am meisten hervorragend ist; in diesen Organen und Systemen kommen daher auch die wirklichen Krankheiten der respectiven Individuen am häufigsten vor. Auf die Kenntnifs dieser Verhältnisse ist die Vorbeugung der Krankheiten wesentlich gegründet. I. Ueber Krankheitsanlagen in der zweiten oder rückwärts gehenden Lebenshälfte, S. 9 — 78. Das Wesen des Lebens ist unerforschlich; dasselbe ist nicht durch Mischung und Form gegeben, sondern nur daran gebunden. (Dem Ref. scheint diese Ansicht der Lebenskraft zu abstract und unfruchtbar; es giebt keine Lebenskraft ohne lebendige

Materie, nicht diese ohne jene. Eine ohne die andere ist undenkbar.) Erhaltungstrieb ist wesentliches Attribut des Lebendigen. Die Lebenskraft kann nicht vermehrt, noch vermindert, oder umgekehrt werden, und ist überhaupt immer dieselbe. (Ref. kann aus den obigen Gründen auch hier nur verneinend entgegnen; der innere Grund des Lebens ist allerdings überall derselbe; aber die Lebenskraft von A ist so wenig identisch mit der von B, als A und B selbst identisch sind.) Der Grund alles Erkrankens ist ein Inneres; das Aeufsere kann nur als veranlassendes Moment gelten. Störung der Harmonie ist noch nicht Krankheit; daher ist auch die Krankheitsanlage noch nicht Krankheit; bei jener ist der Körper noch passiv, bei dieser activ. Alle Krankheiten haben ihre letzte Ursache in einem Mifsverhältnisse des Individuums zur Welt. (Möge der Verf. uns verzeihen, wenn wir diese Behauptung für einen Brownschen Anflug halten; es giebt Krankheiten, die ihre letzte Ursache rein in einem inneren Mifsverhältnisse haben, welches erst bei vorschreitender Entwickelung zur Krankheit wird.) Das Verhältnifs der äufseren Welt ist bei dem Kranken immer anders, als bei dem Gesunden. Die furchtbarsten Krankheiten, wie Gicht und Krämpfe, sind zuweilen heilsam. Das Ende des Lebens besteht in dem Vorwiegen derselben Systeme, welche im Kindesleben vorwiegend waren, nämlich des lymphatischen oder Venensystems. (Diese oft wiederkehrende Ansicht ist doch nur halbwahr; denn die Weichheit und Beweglichkeit des kindlichen, so wie die Starrheit und Unbeweglichkeit des greisen Leibes, bilden einen zu starken Gegensatz, als dafs man ein Vorwiegen derselben Systeme in beiden Lebensaltern annehmen könnte.) Die Möglichkeit eines sehr hohen Alters kräftiger Menschen ruht nicht nur in einem zweckmäfsigen Verhalten, sondern in zu Zeiten überfallenden wirklichen Krankheiten, welche alle Mifsverhältnisse ausgleichen, und in einem ursprünglich kräftigen Zustande des Arterien- und Nervensystems, wodurch alle untergeordneten Systeme beherrscht

herrscht werden. Die wahre Lebensverlängerung beruht darauf, dem Arterien- und Nervensystem das Uebergewicht über das lymphatische und venöse System zu erhalten; nur hierdurch wird die wahre Abhärtung, der Schutz gegen Erkältung u. s. w. gewährt. Zur Erreichung dieses Zweckes werden dieselben Vorschriften aufgestellt, welche von allen guten Diätetikern anerkannt sind; nur in Beziehung auf die Pflege der Säuglinge findet sich manches Abweichende, indem das häufige Baden derselben verboten, hingegen das Waschen gelobt wird, während der verpönte Mehlbrei, in sofern er stark durchkocht ist, Lob erhält. — Alle Bildung und Ernährung geht von der vereinten Wirkung des Venen-, Capillar- und Lymphsystems aus; Arterien und Nerven sind nur beschränkende und veredelnde Potenzen. Als Beweis hiefür wird der Umstand angesehen, dafs die erstgenannten Systeme in den Zeiten der lebhaftesten Vegetation, nämlich während der Schwangerschaft und im Kindesalter, vorwalten. (Allein das beweist nur, dafs in diesen Zuständen eine grofse Menge arteriellen Blutes zur Ernährung verwandt werde, und eben deswegen der Ueberrest des Blutes vorzugsweise venös erscheine. Auch kann ein mehr venöses Blut zur Ausbildung des noch nicht athmenden Menschen hinreichen, während zur Ernährung des athmenden Menschen arterielles Blut unentbehrlich ist.) Die Aufsaugung durch die Milchgefäfse und durch die Saugadern überhaupt ist sich entgegengesetzt, und daher nie zu derselben Zeit gleichmäfsig thätig. Jene ist im Gesunden, diese im Kranken am stärksten. Aus diesem Grunde werden wahrhaft Schwachen Bäder leicht schädlich. Die Krankheitsanlage der zweiten Lebenshälfte beruht auf Vorwalten des Venensystems, welches zu entzündlichen und cachectischen Formen Anlafs geben kann. Vollblütigkeit ist hier gewöhnlich, und keinesweges immer mit übermäfsiger Ernährung, Polysarcia, verknüpft. Sie trifft meistens Personen, die in den Kinderjahren rhachitisch oder scrofulös gewesen sind. Sie tritt im Mannesalter vorzüglich als Ple-

thora abdominalis auf. Wirkliche Venenentzündung kommt hier ebenfalls vor. (An sich sehr selten, und noch seltener blofse Folge des Alters.) Als Ausgleichung des Uebermaafses treten vermehrte Absonderungen und Ausscheidungen ein, zuweilen in der Form hitziger Krankheiten, z. B. als Febr. gastrica, oder in der von chronischen Uebeln, z. B. als Durchfall. Dem vorwaltenden Venensysteme steht oft noch ein zu empfindliches Nervensystem zur Seite, wodurch die Form der Leiden wesentlich verschlimmert wird. Der Verf. macht in Beziehung auf diese Uebel einen gröfseren Gebrauch von den feinen adstringirenden Mitteln, besonders der Ratanhie, als bisher gewöhnlich war. Eine weitere Folge ist Cachexie, bei welcher Beschwerde im Athemholen als wesentlich (?) betrachtet wird; auch soll immer (?) eine krankhafte Leber dabei vorgefunden werden. Sobald sich die cachectische Constitution zu einer bestimmten Art gestaltet, tritt ein activer Zustand als Reaction ein, z. B. Gicht oder Hämorrhoiden, häufig auch Entzündung. Daher ist auch der Wechsel dieser Formen zu erklären. Immer wird hierbei die Idee des Venensystems, als eines absondernden Systems, festgehalten, wogegen schon oben gesprochen worden. Der venöse Charakter aller Aussonderungen zeigt nur an, dafs das Venenblut als der Niederschlag des Arterienblutes, mit den Aussonderungen aus derselben, nur modificirten, Quelle herrühre. — II. S. 79 bis 310. (Die hier mangelnde allgemeine Ueberschrift mufs auf die einzelnen Krankheitsformen des Mannesalters bezogen werden.) Der Zustand der Haut ist der Maafsstab zur Annahme oder Verwerfung von Schärfen bei einzelnen Personen; ehe sie auf der Haut hervortreten, haben sie oft lange Zeit in der Masse der Säfte geruht und nur allgemeine Erscheinungen eines krankhaften Zustandes erzeugt. Die saure Schärfe, als Krankheit für sich, mufs vom Sodbrennen unterschieden werden. Letzteres ist ein Vorläufer von Unterleibsübeln, und verschwindet oft, wenn diese in voller Stärke hervortreten. Auflösende Dinge führen bei

jenem zur gründlichen Heilung, während bei diesen säuretilgende Mittel nöthig sind. Der Verf. führt mehrere Krankheitsgeschichten zum Belege der sauren Schärfe an, aus denen jedoch nicht vollständig erhellt, welche Erscheinungen zu dieser Annahme bestimmten. Blässe und Schlaffheit der Haut bei Neigung zur Anschwellung, nebst wässerigem Harne, der viel rothen Bodensatz giebt, scheinen die Hauptzeichen. Der Verf. war mit seiner Methode glücklich, ohne dafs wir die angewandten säuretilgenden Mittel als einzigen Grund betrachten dürfen. — Derselbe spricht auch von einer rheumatischen, catarrhalischen und gichtischen Schärfe, welche untereinander sehr verwandt sein, und in einem Erkranken der inneren Häute begründet sein sollen. Bei allen ist das Venensystem krankhaft vorwiegend, gewöhnlich schon von Jugend auf; es kommt nur auf zufällige Momente an, welche jener drei Formen sich entwickeln soll. (Zur Entstehung des catarrhalischen oder rheumatischen Zustandes scheint die Annahme vorwiegender Venosität unnöthig.) Bei Kindern kommt die Gicht meistens in krampfhafter Form vor; bei Hysterischen und anderen Schwachen erscheint sie ebenfalls in dieser Form, weil es zur Erzeugung der vollkommenen Form an Kraft fehlt. Merkwürdige Krankheitsgeschichten werden hier, wie an vielen anderen Stellen, als beweisend angeführt. Die syphilitische und mercurielle Gicht entsteht nur da, wo schon vor dem Eintritte der Syphilis und des Mercurialgebrauchs Anlage zur Gicht war. Eine krankhafte Leber führt immer rheumatische oder gichtische Schmerzen herbei; diese zeigen wiederum auf jene hin. Beiden ist gewöhnlich ein scrofulöser oder rhachitischer Zustand in der Jugend vorangegangen. Die wahre Gicht giebt sich immer als eine Bestrebung, Fremdartiges auszuleeren, kund. Je langsamer und unvollkommener die Ausscheidungen, um desto mehr bleibt ein anomaler Zustand zurück, der keinen Uebergang in Gesundheit gestattet. Sorgfältig ist die Aehnlichkeit der Gicht mit exanthematischen Uebeln zusammengestellt. (Die-

selbe besteht doch eigentlich immer nur in einem Streben nach Ausscheidung, während die übrigen Verhältnisse im Wesentlichen unähnlich sind.) Die Verhütung der Gicht kann nicht im Mannesalter beginnen, sondern muſs schon von der frühesten Jugend, und zwar durch dieselben Mittel erzielt werden, welche das Kind möglichst kräftigen. Die frische, völlig ausgebildete Gicht, heilt sich durch ihre vollständigen Krisen selbst. Das Podagra, als vollkommene metastatische Gicht (der Ausdruck Metastasis sollte immer nur bei anomalem Verlaufe in Anwendung kommen), kann sich ebenfalls selbst heilen; nur wo die Natur selbst nicht kräftig genug zur Ausscheidung ist, wird dieselbe in bekannter Weise unterstützt. Als specielle Krankheitsformen, welche oft durch anomale Gicht begründet werden, sind aufgeführt: Dyspepsie, Colik, Durchfälle, Abscesse, Hypochondrie, Brustbeschwerden, Tripper u. s. w. — Die Hämorrhoiden, ebenfalls (wohl mit Unrecht) als Schärfe bezeichnet, haben unläugbar venöse Unterleibsstockungen zum Grunde; dieselben sind mit Hemmungen in der Leber und vermehrter Activität des Mastdarms verbunden. Die Wohlthätigkeit des Blutabgangs in den Fällen, wo einmal jene krankhafte Grundlage gegeben ist, rechtfertigt den Namen Goldaderfluſs. Die schwärzlichen Durchfälle der Kinder vertreten bei ihnen die Stelle der Hämorrhoiden. Mastdarm und dicke Gedärme spielen in der Ruhr und in den Hämorrhoiden eine positive Rolle, während man gewöhnlich geneigt ist, ihnen nur eine passive zuzuschreiben. Hämorrhoidarien sind nicht eigentlich Kranke (leider oft sogar schwer krank), sondern vielmehr in einer Krankheitsanlage. — Die Melaena ist eben so der Ausdruck einer erhöhten Lebensthätigkeit, zur Herstellung des Gleichgewichts, als es das Fieber überhaupt, die Hämorrhoiden bei Vollblütigen, die Krämpfe bei Hysterischen sind. Indem eine erhöhte Venosität hier unzweifelhaft vorhanden ist, so scheint besonders noch die Milz eine Hauptrolle zu spielen. Der Verf. hat diese seltene Krankheitsform mehreremale als

günstige Krisen beobachtet. — Dafs die Werlhofsche Krankheit, die Petechien und das Blutbrechen, aus ähnlichen Quellen entspringen wie die ebengenannten Uebel, ist längst anerkannt; desto gröfseren Widerspruch mufs man gegen die Behauptung des Verf. erheben, dafs auch zu dem Asthma immer ein fehlerhafter Zustand der Unterleibseingeweide erfordert werde. Wenigstens als eine beständige Bedingung des Asthma können wir vorherrschende Venosität und Unterleibsleiden nicht betrachten, wenn diese auch oft jenes erzeugen. Die Angina pectoris wird als ein Gichtreiz in den inneren fibrösen Häuten des Herzens und der Lungen betrachtet; die organischen Uebel, welche man dabei in Brust und Unterleib angetroffen hat, sind nur mitwirkend, und nicht eigentliche Ursache. Die Grundlage soll aber auch hier wiederum erhöhte Venosität sein. — Die Peripneumonia notha kömmt vorzugsweise bei Vorwiegen der lymphatischen und venösen Säfte vor; die äufseren Ursachen sind zur Erzeugung viel minder bedeutend, als die inneren. — Die Harnruhr scheint vorzüglich darauf zu beruhen, dafs alle sonstigen ableitenden Organe das Geschäft der Ableitung den Nieren allein übertragen. (Diese Erklärung ist wohl nur eine scheinbare, indem diese Uebertragung wohl eher eine Folge des vorhandenen, als Ursache des entstehenden Uebels sein dürfte.) Alle an saurer Schärfe Leidenden sind in Gefahr, in Diabetes insipidus zu verfallen; dieser dauert oft Jahre lang, wird selten beachtet, und kann geheilt werden. Als Bedingungen des Diabetes wird eine krankhafte Präponderanz des Venensystems im Unterleibe und ein die uropoëtischen Organe besonders in Anspruch nehmender Reiz erfordert. (Ob jene Präponderanz wirklich immer vorhanden, ist nicht durch Beobachtung ermittelt; was aber die Annahme des unbekannten Nierenreizes betrifft, so können wir in demselben nicht die mindeste reelle Förderung einer Erklärung erblicken.) — Mit Recht eifert der Verf. gegen die nichtige und so allgemein angegebene Ableitung der Wassersucht aus vermin-

derter Einsaugung. Viel wichtiger ist der Gesichtspunkt einer gesteigerten serösen Absonderung, durch welche nothwendig andere Absonderungen unterdrückt und alle höhere Bildung gehemmt werden. Zur näheren Begründung der Wassersucht werden ein cachectischer Zustand und ein die organische Kette unterbrechendes krankhaftes Organ erfordert. Die Anschwellungen der Füfse von Schwangern entstehen nicht von Druck, sondern durch Störung von Absonderungen. Die Schwerathmigkeit der Wassersüchtigen entsteht nicht sowohl durch Beengung, als durch mangelhafte Blutumwandlung. Bei manchen Oedemen und selbst Wassersuchten, in denen ein krampfhafter Zustand obwaltet, hat der Verf. Bäder wohlthätig gefunden; er setzt einen solchen Zustand voraus, wo Ausschläge, Wechselfieber, grofse Schmerzen oder niederdrückende Affecte vorangegangen sind, wo kein entzündetes oder desorganisirtes Eingeweide vorhanden ist, und wo der Verlauf der Wassersucht ungleichmäfsig ist. Den Gebrauch des Fingerhuts bei entzündlichem Zustande hält der Verf. für ganz unpassend; eben so warnt er gegen den Gebrauch der Alkalien in der Wassersucht, wenn Neigung zur Zersetzung das Dasein einer vorherrschenden Alcalescenz in den Säften verräth. — Krämpfe gehen theils von einer krankhaften Muskel- und Gefäfsreizbarkeit, theils von veränderter Sensibilität innerhalb des Nervensystems selbst aus. Der Veitstanz ist blofs Krankheit des Muskelsystems. (Sollte das Rückenmark gar nicht Theil nehmen?) Der Nutzen der kalten Bäder bei manchen krampfhaften Zuständen wird vorzüglich in ihre Wirkung auf die Muskeln und Gefäfse, nicht in die auf das Nervensystem gesetzt; in ähnlicher Art erholt sich der Ohnmächtige durch Kälte und Luft. Die Angst geht, wie schon Kreysig bemerkt, selten von den Nerven unmittelbar aus. Das Typhusgift ist mehr eine Krankheit der Muskel- und Gefäfsfaser, wie des Nervensystems selbst, daher auch nicht gerade wirklich Nervenschwache leicht in Typhus verfallen. Die Nervenzufälle entstehen oft ganz und gar

nicht von den Nerven selbst. — Die Hypochondrie beginnt schon in früher Jugend sich zu bilden; die Seelenthätigkeit hat dabei schon vor Ausbildung der Krankheit eine passive Richtung, und ermangelt der Selbstbeherrschung. Hypochondrische sind meistens kränkliche Kinder gewesen. Die Lebensstufe des mittleren Lebensalters, in welcher das Venensystem im normalen Zustande zu herrschen beginnt, ist der Entstehung der Hypochondrie am günstigsten. Krankhafte Muskel- und Gefäfsreizbarkeit ist für dieselbe charakteristisch. Vollblütigkeit von der leiblichen, und Gemüthsbewegungen von der geistigen Seite, bestimmen die weitere Entwickelung der Krankheitsform. Eine verständige Erziehung unter günstigen Verhältnissen kann sie leicht verhüten, der Arzt aber sie schwer heilen. Auch die Hysterie ist als ein constitutionelles Uebel anzusehen; gewöhnlich sind bei derselben gewisse materielle Grundübel unverkennbar; Krämpfe und Ohnmachten sind dabei oft kritischer Natur. Der Verf. eifert, wie schon viele vor ihm, gegen die Ableitung der Hysterie aus den Geschlechtstheilen, worauf der Name hinweist; allein die Erfahrung zeigt in der That einen solchen Zusammenhang, bald in hohem, bald in geringem Maafse. — Der Verf. nimmt, ebenfalls nach dem Vorgange anderer, aufser dem Gehirn-, auch einen Lungen- und Magenschleimfluſs an; es wäre aber wohl besser, die letzteren Formen als Lähmungen zu bezeichnen. Dafs der Schlagfluſs mit Uebermaafs des venösen Blutes zusammenhänge, ist unbezweifelt. Verminderung der Vitalität des Gehirns, nicht aber Druck, ist die wesentlichste Bedingung zur Erzeugung des Schlagflusses. — Im hohen Alter wird durch starke Stuhl- und Harnentleerung das Scharfe und Verdorbene ausgestofsen, und eben dadurch das Gleichgewicht erhalten. Der Gehirnschlagfluſs ist die einzige natürliche Todesart aus Altersschwäche.

Wir scheiden von dem Werke mit der Ueberzeugung, dafs es keinen Leser unbefriedigt zurücklassen, und

ihn vielmehr von Zeit zu Zeit mit neuem Reize wiederum an sich ziehen werde.

Lichtenstädt.

VII.

Annales Scholae clinicae medicae Ticinensis, auctore Franc. Nob. ab Hildenbrand, M. D., P. P. O., Directore nosocomii civici et brephotrophei, etc. Pars I. Papiae ex typogr. Bizzoni, 1826. 8. 310 S.

Der würdige Sohn eines trefflichen Vaters giebt uns in diesem Buche von einer ärztlichen Anstalt Nachricht, welche die unsterblichen Männer, Burserius und J. P. Frank, einst zu ihren Vorstehern gehabt zu haben sich rühmen darf. Das durch solche Namen angeregte Interesse wird durch den Inhalt der Schrift vollkommen befriedigt, indem derselbe in vielen Beziehungen eigenthümlich und belehrend ist. Ein ächt praktischer Sinn, verbunden mit Liebe zu allem, was auf dem Gebiete der Heilkunde und der Naturforschung als wahrer Fortschritt betrachtet werden kann, scheidet das Werk von allen Erzeugnissen dünkelhafter Theorie und einseitiger Praxis.

Die Einleitung, Seite 1 bis 28, De primordiis atque incrementis institutionis clinicae, giebt bis zum Mittelalter hin folgende Reihenfolge klinischer Schulen an: 1) Schola Cnidia et Coa; 2) Schola Alexandrina; 3) Schola Gandisaporensis et Bagdadensis; 4) Collegium medicum Salernitanum. Es läfst sich hiergegen einwenden, dafs zwar Kliniken, wie sie heute bestehen, erst Erzeugnifs des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sind, dafs aber im weiteren Sinne fast alle Schulen der Alten, und nicht blofs die genannten, klinisch waren, indem jeder unter

Anleitung eines älteren Arztes die Kunst praktisch erlernte, und ein isolirtes, blofs theoretisches Studium, wie es im Mittelalter bis ins siebzehnte Jahrhundert häufig vorkam, im Alterthume selten war. Ueberhaupt läfst sich gegen die geschichtliche Darstellung viel einwenden. Wie so hat z. B. Plato das Beiwort «Fanaticus» verdient?

Das eigentliche Werk zerfällt in vier Abschnitte, die wir jetzt näher betrachten.

I. Scholae clinicae, quae Ticini est, historia et instituti ratio, S. 29 — 67. Die berühmte Universität zu Pavia erhielt erst durch die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1763 ein geordnetes medicinisches Studium und einen klinischen Lehrstuhl. Auch in der Folge hat die österreichische Regierung väterlich für diese Anstalten gesorgt; in den Zeiten der politischen Stürme waren sie ganz vernachlässigt, späterhin, unter französischer Herrschaft, wurden sie mehr, jedoch, wie es scheint, nicht hinlänglich beachtet. Seit 1817 bekleidet der Verf. die Stelle des klinischen Lehrers der Medicin. Die Schule der Contrastimulisten scheint dem Verf. viele Schwierigkeiten gemacht zu haben; er nennt sie nirgends bei ihrem eigentlichen Namen, sondern bezeichnet sie immer nur als die Schule, welche alle Verhältnisse des Lebens in einem rein dynamischen Gegensatze auffassen zu können glaubt. Auch an anderen Unannehmlichkeiten scheint es nicht gefehlt zu haben. Das Ziel war: Discipulorum in morbis rite cognoscendis et curandis institutio, artis medicae promotio, atque leniendae aegrotorum sortis cura. Die Beachtung der epidemischen und endemischen Constitution wurde als ein wesentlicher Gegenstand betrachtet. Die Kranken des Klinikums wurden aus denen des grofsen Bürgerhospitals gewählt; jenes verpflegt jährlich 200, dieses 4000 Kranke. Dem Director sind noch ein Arzt und ein Wundarzt zur Beihülfe untergeordnet. Die Klinik hat eine weibliche und eine männliche Abtheilung; in jener verrichten barmherzige Schwestern den Krankendienst. Die künstliche Wärme im Win-

ter darf nie 10 Grad Wärme des Réaum. Thermometers übersteigen. Der klinische Unterricht sucht in allmähliger Steigerung eine möglichst allseitige Bildung zu befördern; derselbe beginnt mit dem November, und endet mit dem Juli. In der Nomenclatur wird danach gestrebt, grammatische Richtigkeit mit Zweckmäfsigkeit zu verbinden; jedoch scheint es uns, als ob der Verf. zu viele neue Kunstausdrücke gebildet hätte, und in der Bildung derselben nicht immer glücklich gewesen wäre. Sind etwa Necroscopia statt Sectio cadaveris, Mania encephalo-symphoretica statt Mania religiosa, Aorteurysma statt Aneurysma aortae, Mesodmitis statt Inflammatio mediastini anterioris, Febris angiosthenica statt Febris inflammatoria, Prosphymenitis statt Inflammatio conjunctivae oculi, als Verbesserung zu betrachten? — So sehr auch ein mäfsiger Arzneigebrauch zu loben ist, so ist doch gewifs in einer Klinik zum Behufe einer vielseitigen Uebung der Lernenden eine nicht allzugrofse Beschränkung nöthig; eine solche scheint aber nach folgenden Worten hier obzuwalten: Nostra pénus medicamentosa adeo circumscripta est, ut praeter althaeam, sales medios, herbas et extracta amara, sambucum, dulcamaram, sennam, rheum, oxymel, squillam, cantharides, stibium, mercurium, camphoram, opium et cinchonam paucis tantum egeamus remediis, iisque nonnisi in rarioribus casibus. Jedoch ist diese Methode unzweifelhaft vorzüglicher als die entgegengesetzte, das Neueste, was eben empfohlen wird, sogleich in Kliniken zu versuchen.

II. De nativis et adventitiis coeli Ticinensis qualitatibus, earumque in populi salutem imperio, S. 68 — 128. Dieser Abschnitt kann als eine medicinische Topographie von Pavia und der Umgegend betrachtet werden, und beruht auf vielen eigenthümlichen Beobachtungen und Forschungen, von denen wir nur einen sehr ungenügenden Abrifs geben können. Häufiges Austreten des Tessino, vorzüglich in Folge des geschmolzenen Alpenschnees, und viele Kanäle, welche zum Behufe des Land-

baues gezogen sind, machen grofse Strecken sumpfig, und führen in der warmen Jahreszeit höchst üble Ausdünstungen herbei, die zwar nicht durch das Eudiometer kenntlich, in ihren Folgen aber höchst verderblich sind. Die Gegend ist daher im Allgemeinen sehr ungesund, und überhaupt viel ungesunder, als in früherer Zeit. Das Barometer steigt nie sehr hoch, sinkt aber oft ziemlich tief. Die elektrischen Lufterscheinungen sind häufig. Die Winde werden durch die Alpen und Appeninen grofsentheils abgehalten; der Westwind bringt hier gewöhnlich trockenes Wetter, und ist deswegen erwünscht. Als endemisch sind zu betrachten: die Wechselfieber, oft in sehr bösartigen Formen und mit allen ihren üblen Nachfolgen, vorzüglich Vergröfserung der Milz und Wassersucht (die Milzleiden sucht der Verf. dadurch zu erklären, dafs die im Sommer zu übermäfsiger Thätigkeit angeregte Leber nicht alles aus der Milz ihr zuströmende Blut aufzunehmen vermag; die Wassersucht wird besonders durch Aufsaugung der Feuchtigkeit aus der Luft erklärt), ferner das Pellagra, und endlich die Scrofeln. Alle diese Uebel kommen vorzugsweise bei dem gemeinen Manne vor, welcher in jenen von der Natur herrlich ausgestatteten Gegenden in einem unbeschreiblichen Elende und Schmutze lebt. Die Schilderungen des Verf. sind furchtbar; wir bedauern, dafs wir an der Wahrheit derselben um so weniger zweifeln dürfen, als der Verf., seiner Regierung innigst ergeben, die Farben gewifs eher zu schwach, als zu stark aufgetragen hat. Die Schilderung des Pellagra, als eines zuerst periodischen, späterhin bleibenden Uebels, stimmt mit den früheren Beschreibungen; das Ursächliche leitet der Verf. von einem Vereine mehrerer Umstände ab. Die Gelegenheitsursache bei vorhandener Anlage giebt die heftige Einwirkung der Sonne im März und April, welcher sich der Landmann anhaltend aussetzen mufs. Um diese Zeit pflegt das Uebel, so lange es noch periodisch ist, seine Anfälle zu bilden; als vorbereitend wird der feuchte Boden, in welchem die Menschen

arbeiten müssen, betrachtet, ferner der Genufs des sehr nahrungslosen Mais, als Hauptstoff der Nahrung, die oben erwähnte traurige Lage des Landmanns in allen Beziehungen, welche auf alle Bedürfnisse des Lebens sich erstreckt. Das Land ist unter grofse Besitzer vertheilt, und der eigentliche Landmann fristet mit Mühe ein kärgliches Leben. Dafs diese Umstände grofsen Einflufs haben, zeigt sich besonders durch die grofse Zunahme der Kranken in Zeiten der Theurung, wo der kümmerliche Lohn auch nur den Mais anzukaufen kaum hinreicht. Lungensucht ist selten. Die Jahreszeiten üben ihren Einflufs besonders mächtig; im Winter heftige Entzündungen, im Sommer Leberleiden, im Frühling und Herbst, besonders in letzterem böse Wechselfieber, kehren alljährlich, bald mehr, bald minder, wieder. Der Sommer ist im Ganzen nachtheiliger, als der Winter; die Abende und Nächte des Sommers sind besonders gefährlich. Menschen, die mit fettigen Dingen arbeiten, sind selten krank, wahrscheinlich weil ihre Haut gegen üble Einwirkung der Luft geschützt ist.

III. Ephemerides anni clinici 1817 — 1818, S. 129 — 251. Dieser Abschnitt schildert die Thätigkeit der klinischen Anstalt vom Anfange November 1817 bis Ende Juli 1818. Es ist also gerade die erste Zeit, innerhalb welcher der Verf. die Anstalt leitete, welche uns hier geschildert wird; von den späteren Vorgängen wird nichts mitgetheilt. Die gedachte Zeit zeichnete sich vorzüglich durch einen sehr kalten, daher mit Entzündungen sehr überhäuften Winter aus; der Frühling trat spät, die Sommerhitze hingegen plötzlich und so gewaltsam ein, dafs gastrische, biliöse und nervöse Formen im Uebermaafse entstanden. Ein Typhus exanthematicus, welcher im Anfange des Jahres 1817 in Folge grofser Volksnoth sehr häufig war, zog sich auch noch in das Schuljahr hinein; die näheren Angaben finden sich in der Schrift von Omodei del governo politico-medico del morbo petecchiale, Milano 1822. Da der Lehrstuhl der Augenheilkunde unbesetzt war, so

wurden die dahin gehörigen Kranken in die Klinik des Verf. aufgenommen. Die meteorologischen Beobachtungen rühren hier, wie in dem ganzen Werke, von Configliachi her. Wir können dieselben hier nicht mittheilen, so wie wir auch die Schilderungen der verschiedenen Monate nicht ins Einzelne verfolgen können. Vielmehr müssen wir uns begnügen, das Interessanteste hervorzuheben. Schon der erste Fall vom November hat eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Ein dem Trunke ergebener Schneider hatte im September ein dreitägiges Wechselfieber gehabt, und bekam nun eine heftige Lungenentzündung, nach deren nur durch kräftige Mittel möglichen Besiegung das Wechselfieber baldigst wieder eintrat. Der Verf. meint, dafs der durch die Behandlung der Entzündung eingetretene Schwächezustand die abermalige Erscheinung des Wechselfiebers, welches sich gern mit Schwächezuständen verknüpft, begünstigt habe (?). Manche Lungenentzündungen nöthigten bis zu acht Aderlässen. Bei den katarrhalischen Formen derselben wurden nur wenige Aderlässe vertragen; vielmehr trat hier oft die Nothwendigkeit einer reizenden Behandlung mit Kampher, Blasenpflastern und kalten Waschungen hervor. Ein heftiges Augenleiden, Ophthalmodynia rheumatico-nervosa genannt, welches früherhin schon ein Auge zerstört hatte, zerstörte nun auch das andere durch Uebergang in Glaucom und Atrophie. Der Verf. stellt es mit dem Gesichtsschmerze zusammen, und hält das nervöse Ciliarsystem für den Grund des Leidens; allein da der Gesichtsschmerz durchaus keine organische Metamorphose mit sich führt, so können wir ihn mit diesem Uebel, welches vom Anfang bis zu Ende von organischen Metamorphosen begleitet war, nicht für identisch halten. Den Ausdruck Iritis arthritica, den manche hier für passend halten möchten, verwirft der Verf. überhaupt als ungeziemend, weil Gicht ein Gelenkleiden sei; allein wenn es unleugbar ist, dafs die Gicht, ursprünglich zwar vorzugsweise die Gelenke heimsuchend, auch nach vielen anderen Organen hinstreben

könne, so können wir jene Bezeichnung keinesweges verwerfen. — Im December waren eine Verbindung von Bronchitis mit Wassersucht, eine vom Bisse eines nicht tollen Hundes aus Schreck entstandene Epilepsie mit Hundegebell und mehrere ähnliche nervöse Formen, und ein Diabetes insipidus einer Frau, welche sich jedoch der Cur entzog, nächst den herrschenden Lungenentzündungen die merkwürdigsten Formen. — Im Januar waren Augenentzündungen sehr häufig; bei einer Carditis lenta, welche geheilt wurde, zeigte sich das häufige Seufzen als charakteristisch, indem durch dasselbe eine Befreiung des rechten Herzens von Blut erzielt wurde. Wir zweifeln nicht, dafs hier ein Herzleiden vorhanden war; allein ob dasselbe wirklich Carditis lenta war, bezweifeln wir um so mehr, als wir nicht glauben, dafs ein Fall, der diesen Namen wirklich verdiente, je gleich dem vorliegenden, vollkommen geheilt worden sei. Bei einem Falle von Blasenhämorrhoiden wird erwähnt, dafs die Landleute dasiger Gegend vermöge der häufigen venösen Unterleibscongestionen und harter Arbeit im Stehen, häufig an Hämorrhoiden leiden. — Im Februar kamen, wahrsheinlich zufällig, mehrere Fälle von Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse vor. — Im März waren katarrhalische Leiden häufig, rheumatische selten. Wenn der Verf. meint, dafs der Katarrh durch kalte, trockne und negativ-elektrische, der Rheumatismus durch kalte, feuchte und positiv-elektrische Luft, jener überhaupt durch augenblickliches Anwehen, dieser durch auffallende Erkältung entstehe, so dürfte die Erfahrung viele Einwendungen gestatten; denn Rec. scheinen beide Uebel oft ganz aus derselben äufseren Quelle zu stammen, und die Verschiedenheit blofs durch die eigenthümliche Richtung der Individuen bedingt zu sein. — Im April hatten die Krankheiten den rein phlogistischen Charakter verloren, und waren daher um so schwieriger zu behandeln. Eine Lungenentzündung, die in Eiterung überging, endete dennoch glücklich. Augenentzündungen waren häufig; das Pellagra

zeigte sich öfter, als bisher. — Im Mai wurden Wechselfieber häufig, besonders Quotidianae und Hemitritaei, oft mit entzündlicher oder gastrischer Beimischung beobachtet. Auch Rheumatismen waren häufig; dieselben geben dem Verf. Veranlassung zur Entwickelung einer Theorie derselben, von welcher wir nur das anführen, dafs die serösen Häute dabei als die beständigen Vermittler angesehen werden. Obgleich nun offenbar ist, dafs die gestörte Hautthätigkeit sich häufig durch Leiden der mit serösen Häuten bekleideten Organe äufsert, so giebt es doch viele Rheumatismen, bei denen man durchaus nicht im Stande ist, die serösen Häute als wesentlich leidend, oder auch nur als mitleidend zu betrachten. Der Scorbut zeigte sich oft. — Im Juni waren viele Wechselfieber, meistens mit gastrischem Charakter; der letztere führte auch viele Zustände herbei, die als Catarrhi intestinales behandelt wurden. Blattern kamen einmal vor. — Im Juli trat der galligte Charakter stark hervor, und erschwerte oft die Befolgung einer gleichmäfsigen Heilmethode. Rheumatismen waren jedoch nicht selten. Eine Scarlatina pemphigodes verlief glücklich.

IV. Necrologium epicriticum, S. 251 — 310. Dieser Abschnitt gehört eigentlich zu dem vorigen, indem von den 19 Todesfällen, welche bei den 200 in der Klinik behandelten Kranken eintraten, die merkwürdigsten mit den Resultaten der Leichenöffnung hier mitgetheilt werden. Bei zwei Fällen von Lungenentzündung war die Lungenverbildung schon so weit vorgeschritten, und in dem einen derselben auch das Dynamische so gesunken, dafs Herstellung unmöglich war. Die Ausschwitzungen werden zum Theil als Crisis erronea an der Stelle eines regelmäfsigen Auswurfs betrachtet. — Ein schon im Leben nicht zu bezweifelndes Aneurysma der absteigenden Aorta, zu dessen Entstehung vielfache Ursachen beigetragen hatten, tödtete nicht durch die erste Berstung; vielmehr wurde die Oeffnung durch Blutgerinsel verstopft, welches erst nach 24 Stunden losgelöst wurde, worauf der Tod mit allen Zeichen der

Verblutung schnell eintrat. — Eine Dysenteria catarrhosa zeigte einen höchst verdorbenen Zustand der inneren Darmhäute als Folge des vorhergegangenen entzündlichen Zustandes. — Bei einem gesunden Landmädchen wurden nach einem nur elftägigen Erkranken der Musculi iliacus, sacrolumbalis und quadratus lumborum der einen Seite dergestalt zerstört gefunden, dafs sie als eine zerreibliche, übelriechende Masse erschienen. Die Quelle des Uebels schien rheumatisch; allein wir sind eher geneigt zu glauben, dafs eine verborgen gebliebene mechanische Anstrengung obgewaltet haben mag, da Rheumatismus wohl kaum in dieser Art, und gewifs nicht so schnell verderblich wirkt. — Unter dem Namen Mania encephalo-symphoretica wird ein Fall beschrieben, der in Folge heftiger Gemüthsbewegungen entstand, und ein Gehirnleiden erzeugte, welches weder nach den Aeufserungen im Leben, noch nach den Erscheinungen im Leichname als wahre Entzündung betrachtet werden konnte. — Eine durch blähende Speisen in einem geschwächten Darmkanale erzeugte Trommelsucht zeigte die aufgetriebenen Gedärme an verschiedenen Stellen eingeschnürt. — Bei einem elfjährigen Kinde, welches am schwarzen Staare und mannigfachen Hirnleiden litt, fand man viel Wasser in den grofsen Hirnhöhlen, und das rechte Crus hippocampi in eine eiterige Masse aufgelöst. — Eine Gesichtsrose endigte durch Hirnleiden tödtlich; wahrscheinlich hatte die übergrofse Milz zu diesem Ausgange beigetragen. — Ein Mann, der an einem chronischen Rückenmarksübel litt, starb an einem Starrkrampfe, der in Folge eines ausgerissenen Zahnes eintrat. Der Verf. hält den Starrkrampf allerdings für eine hypersthenische, aber nicht für eine entzündliche Krankheit. Mit Recht wird hierbei gerügt, dafs die Hypersthenie gewöhnlich nur auf entzündliche Zustände bezogen werde, während eigentlich in jedem organischen Systeme ein dem Charakter der Hypersthenie (übermäfsige Kraftäufserung) entsprechender Zustand denkbar sei, und zuweilen wirklich eintrete. — Ein scrophulöser

löser Zustand mit häufigen Geschwüren endete in Wassersucht. Obgleich die Geschwüre nicht durch äufserlich zusammenziehende Mittel gehoben wurden, so glaubt der Verf. doch, sie zu früh geheilt zu haben. — Ein unglücklich verheirathetes Weib starb an einem Gallenfieber.

Druck und Papier sind von vorzüglicher Güte.

Lichtenstädt.

VIII.

Ueber die Aetiologie und Therapeutik der Lähmungen; von Dr. L. Bochardt, Arzt am Zuchthause zu Heilbronn. Stuttgart, bei Löfflund. 1826. 8. VIII und 168 S. (14 Gr.)

Nur Ideen über Aetiologie und Kur der Lähmungen, die unmittelbare Resultate seiner eigenen Erfahrungen sind, wollte der Verf. geben, keinesweges eine Monographie, die ihren Gegenstand vollständig erschöpfen sollte. Er beginnt mit einer sehr kurzen Abhandlung über die Ursachen der Krankheit, und läfst hierauf die Prognose folgen. Eine Lähmung der unteren Extremitäten ist seiner Erfahrung nach leichter zu heilen, als die der oberen; bei Hemiplegien und Paraplegien blieben die oberen Gliedmaafsen immer noch lange gelähmt, wenn der Kranke die unteren schon wieder gebrauchen konnte. Ein hitziges Exanthem (?) oder einen Abscefs auf dem gelähmten Theile fand er oft sehr heilsam. — Bei der Taubheit warnt der Verf. sehr vor dem Gebrauche der Einspritzungen: sie reizen zu sehr, und schaden deshalb mehr als sie nützen. In der Eustachischen Trompete liegt der Grund der Taubheit nicht selten nach heftigen Odontalgien, bei denen die Entzündung sich bis in die, die Röhre auskleidende Haut erstreckt. Mundwässer, oft und lange an den hinteren Backenzahn gehal-

ten, schienen gute Dienste zu leisten. In der Lähmung der Zunge leisten Blasenpflaster, entweder von einem Winkel des Unterkiefers bis zum andern, oder unter die Spitze des Kinnes gelegt, ganz ausgezeichnete Dienste. Auffallend und anhaltend war der Nutzen einer Mischung aus einer Drachme Salmiak und fünf Tropfen ätherischem Zimmtöl, wovon drei- bis viermal täglich eine Messerspitze voll auf die Zunge gelegt wurde, um dort zu zerschmelzen. Nur zweimal sah der Verf. eine Lähmung der Zunge, die nicht mit Hemiplegie oder einer unvollkommenen Apoplexie verbunden war. In dem einen Falle war sie von schnell geheilter Tinea capitis entstanden. Besonders bei Zungenlähmungen zeigte es sich, wie viel die Willenskraft zur Heilung beiträgt. Je mehr Mühe die Kranken sich gaben, wieder zu sprechen, desto leichter überwanden sie auch die Schwierigkeiten, die ihnen einzelne Buchstaben oder Wörter manchmal machten. — Die Ekelkur hat der Verf. selten mit glücklichem Erfolge angewandt, obwohl er den Werth derselben bei hartnäckiger Verschleimung der Gedärme nicht leugnet. Sehr nützlich fand er dagegen die Senfmolken, besonders bei Lähmung der Harnblase. Der Zusatz des arabischen Gummischleimes zu einem Aufgusse der Arnicablumen, soll diesem Mittel seine ekelerregende Kraft nehmen. Diese soll nämlich nur von dem oben aufschwimmenden Staube herrühren, der vom Gummi aufgenommen wird. — In Amaurosen nach einer indirekten Asthenie, gedenkt der Verf. des kaustischen Salmiakgeistes. Ihm selbst war zwar kein Fall vorgekommen, in dem die Anwendung desselben sich hülfreich gezeigt hätte; entweder hatte ihm die Belladonna oder nichts geholfen. Allein einer seiner Kollegen, der mehreremale täglich sechs bis acht Tropfen gegeben hatte, bewirkte mehrere glückliche Kuren damit. Wenn den Verf. alle Mittel bei Lähmungen verliefsen, so wandte er den Phosphor an, der sehr selten ohne gute Wirkung blieb. Er liefs fünf Gran davon in einer Unze Schwefeläther auflösen, und gab von dieser Auflösung alle

zwei Stunden sechs Tropfen. Bei Zungenlähmungen war der Kranke hierauf meistens schon am dritten Tage seiner Sprache mächtig; niemals war es nöthig, dafs er länger als acht Tage davon gebrauchte. Der Phosphor vermehrte sogar den Appetit, und eine starke Dyspepsie war nach seinem Gebrauche schnell verschwunden. In Lähmungen der Harnblase wirkte er freilich nicht so schnell, aber doch eben so sicher; nur in der Amaurose thaten selbst die stärksten Dosen nichts. Hartnäckiges männliches Unvermögen wich ebenfalls dem Gebrauche desselben. — Wie sehr warme Bäder die Thätigkeit der Haut und ihr Aufsaugungsvermögen erhöhen, beweist die Erfahrung des Verf., dafs Kranke die Vesicatorien lange liegen hatten, und keine Unbequemlichkeit empfanden, nach dem Gebrauche eines warmen Bades die stärkste Strangurie bekamen, gegen die schnell der Kampher in Anwendung gezogen werden mufste. — Will man bei Subjekten, die eine sehr reizbare Haut haben, einen künstlichen Ausschlag erzeugen, so empfiehlt der Verf. anstatt der Brechweinsteinsalbe eine Mischung aus Kampher (ʒ j.) und Ol. laurin. ℥ j., auf deren Anwendung sich ein kleiner Frieselausschlag zeigt. Er warnt bei Lähmungen, die nach Apoplexien entstanden, vor der Anwendung der Mittel in Pillenform. Bei der gewöhnlichen grofsen Schwäche der Deglutitionsorgane bleibt leicht eine Pille im Schlunde liegen, zerschmilzt und kommt in den Kehlkopf, was den Kranken dem Ersticken nahe bringen kann. Dem Verf. ist ein solcher Fall vorgekommen. —

Mehrere Krankengeschichten beschliefsen das Werk.

— *n* —

IX.

Recepte und Heilmethoden bei den wichtigsten innerlichen Krankheiten des Menschen. Nach den Erfahrungen und Theorien der

berühmtesten Aerzte unserer Zeit. Besonders zum Gebrauche angehender Praktiker. Von Dr. C. F. Lutheritz. Ilmenau, bei Voigt. 1827. 8. XII und 697 S. (2 Thlr. 16 Gr.)

An vollständigen und nicht allzuweitläuftigen, daher auch nicht sehr kostspieligen Werken über specielle Heilkunde, haben wir in der That keinen Ueberflufs. Hätte also der Verf. den von ihm gewählten Denkspruch: Non propriam doctrinam, sed aliorum sapientiam commendo, mit Kritik und Scharfsinn durchgeführt, so würden wir ihm Dank zollen müssen; allein da eben gerade diese beiden Eigenschaften dem Werke fehlen, da vielmehr die verschiedenartigsten Lehren und Rathschläge höchst unkritisch untereinander geworfen sind, und das Werk an nichts reich ist, als an Recepten, so müssen wir den jungen Arzt bedauern, der aus diesem Buche sich Belehrung verschaffen will. Hat er seine Bildungszeit gehörig benutzt, so wird er den Unwerth des Werkes leicht erkennen; hat er sie nicht gehörig benutzt, so wird er durch diesen Rathgeber zu einem Receptenjäger werden, ohne die Lücken seines Wissens gründlich auszufüllen. Die gemeinste Empirie ist übrigens durch eine theoretische Verbrämung nach Grundlage der verschiedenartigsten neueren Systeme ausgeschmückt, jedoch auf eine so unwissenschaftliche Weise, dafs die Urheber derselben dem Verf. keinen Dank dafür wissen werden; von ihm benutzt worden zu sein. Das Wesen der Krankheit ist nach Troxler, die Lehre von der individuellen Constitution nach Puchelt, die Natur des Krampfes nach Clarus, mehrere Krankheiten nach Göden, andere nach Ansichten der antiphlogistischen Chemie u. s. w. gedeutet; die Hauptsache sind aber immer die Recepte, und abermals die Recepte.

Unter den vielen ganz unrichtigen, oder doch mindestens unzuverlässigen Angaben, heben wir nur folgende hervor: S. 20. In entzündlichen Zuständen könne man binnen

vierundzwanzig Stunden eine Unze Salpeter (durch einen Druckfehler heifst es gar drei Unzen) verbrauchen lassen. S. 21. Entstehende Salivation nach dem Gebrauche des Calomels bei Entzündungen beweist immer, dafs das Mittel unpassend war. S. 39. Kirschlorbeerwasser und Brechweinstein heben sich in ihren Wirkungen auf. S. 55. Der Kampher spricht das irritable System nur wenig an. S. 75. Der Veitstanz beruht auf einer gestörten Circulation des Nervengeistes. S. 92. Der Tetanus beruht auf Anhäufung des Oxygens. S. 97. Die Hydrophobie ist ein contagiöser Entzündungszustand. S. 138. Die nächste Ursache jeder Krankheit der Wirbelsäule ist Entzündung. S. 193. Apoplexie ist Stillstand der specifischen Gehirnfunction, Lebensgeist aus dem Blute abzusondern. Der Diabetes mellitus ist dem Scorbute gerade entgegengesetzt. Das syphilitische Gift ist Produkt eines specifischen Entzündungsprozesses.

Nach diesen Proben werden unsere Leser kein Begehren tragen, noch viel von der Behandlung der einzelnen Krankheiten zu erfahren. Keine ist vollständig und gründlich, viele höchst unvollkommen abgehandelt, z. B. Phthisis, Skrofeln, Wassersucht, Syphilis u. s. w. Einzelne Bezeichnungen sind auch oft unpassend gewählt, z. B. Typhus catarrhalis, Angina catarrhalis, Phthisis catarrhalis.

Die Haupteintheilung besteht in Krankheiten der Sensibilität und der Reproduction; jedoch hat es der Verf. mit dieser Eintheilung nicht sonderlich genau genommen, indem er z. B. Gicht und hitzige Hirnwassersucht in der ersten, den Keuchhusten und das Herzklopfen hingegen in der zweiten Abtheilung abgehandelt hat. Die Ordnung innerhalb jeder einzelnen Abtheilung ist ohne alle Begründung, wie der Verf. selbst bei den Hämorrhoiden, welche die letzte Krankheitsform der zweiten Abtheilung ausmachen, gesteht.

An mehreren Stellen, wo der Verf. naturphilosophische Erklärungsweisen angiebt, stellt er höchst naiv zugleich eine Uebersetzung jener Ansicht in die gewöhnliche

Sprache daneben. So steht ja nun die Wahl dem Leser frei, sich hoch oder niedrig auszudrücken.

Das Buch wimmelt von Druckfehlern, die durch eine beigefügte grofse Liste noch nicht erschöpft sind. Einige Dinge scheinen aber doch nicht als Druckfehler gelten zu können, dahin gehört besonders das sehr oft vorkommende Wort « Catarctica » statt « Cathartica ».

Trotz unserem negativen Panegyricus, wird das Buch gewifs zahlreiche Käufer unter der grofsen Zahl der unberufenen Jünger Aeskulaps finden; denn das gut gewählte Aushängeschild kann seine Wirkung nicht verfehlen.

Lichtenstädt.

X.

Schriften über Arzneimittellehre.

1. Handbuch der Materia medica, oder kurze Beschreibung der Arzneimittel; von Dr. H. Milne Edwards und Dr. P. Vavasseur. Aus dem Französischen. Weimar, im Verlage des Grofsherzogl. Sächs. privil. Landes-Industriecomptoirs. 1827. 8. VIII u. 602 S. (2 Thlr. 6 Gr.)

Die Verfasser wollten kein wesentlich neues Werk durch diese Schrift begründen, sondern nur nach der Anleitung der ausführlichsten neueren französischen Werke über Materia medica und Pharmacie, so wie einiger englischer Dispensatorien, eine Uebersicht des Wichtigsten jungen Aerzten in die Hände geben. Der vorzüglichste Theil der Schrift ist die gedrängte naturgeschichtliche Beschreibung, und in dieser Beziehung ist die Uebersetzung ein sehr zweckmäfsiges Unternehmen. Derselben sind, ohne weitere Bezeichnung als die der Einklammerung, manche schätzbare Zusätze aus dem überreichen Schatze der deut-

schen Bearbeitungen dieses Faches beigefügt. Der botanische Theil ist ganz nach Richard's medicinischer Botanik, der ärztliche Theil, so wie auch die sehr unzweckmäfsige Eintheilung, vorzüglich nach Barbier bearbeitet.

Die Einleitung enthält die allgemeinsten Begriffe über Arzneimittellehre, Pharmacie und Receptirkunst, wobei der deutsche Leser zwar manches vermifst, jedoch auch einiges antrifft, was in deutschen Werken minder beachtet ist. Zu letzterem gehört zuvörderst die Lehre von der Farbe der Arzneimittel, die zwar keine festen Grundsätze, aber doch einige häufig eintreffende Bestimmungen, besonders bei den Pflanzen, gestattet. Die weifsen sind meistens indifferent, die gelben vorzüglich bitter, die rothen säuerlich und zusammenziehend, die rothbraunen adstringirend und tonisch, die blauen mit freiem Kali versehen, die schwarzen giftig. Ueber Geschmack und Geruch ist das Bekannte gesagt; grofser Werth ist auf die Gestalt, vorzüglich im Pflanzenreiche, gelegt. Obgleich nun das Werk selbst eine grofse Menge von Beweisen giebt, dafs die natürlichen Familien nicht immer bestimmten Heilwirkungen entsprechen, so sind doch die Verfasser der Meinung, dafs mit der genaueren Kenntnifs der natürlichen Familien jene Ungleichheit schwinden werde. Rec. kann sich dieser Erwartung um so weniger hingeben, als ja verschiedene Theile einer und derselben Pflanze sich nicht selten auf wesentlich verschiedene Weise zum menschlichen Körper verhalten, z. B. das Lactucarium und der gemeine Salat, das Mohnöl und das Opium, die Blüthen und die Wurzeln sehr vieler Arzneipflanzen, u. s. w. — Die Kalien werden hier immer als Protoxyde von Metallen betrachtet, was uns jedoch zum Behufe der Arzneimittel immer unzweckmäfsig erscheint, indem diese Metalle in Hinsicht ihrer Beziehungen zum menschlichen Leben von den eigentlichen Metallen ganz und gar verschieden sind. — Die Aufsaugung der Arzneien scheint in direktem Verhältnisse mit ihrer Auflöslichkeit zu stehen; wenn manche Stoffe nicht aufgesaugt werden, so

liegt das nicht, wie man früherhin geglaubt hat, an einem Widerwillen der einsaugenden Gefäfse, sondern an der Unfähigkeit, sich in der Säftemasse aufzulösen. Die verschiedenen Wirkungsweisen der Arzneien sind nicht mit der Klarheit auseinandergesetzt, die man gerade bei diesem Gegenstande so ungern vermifst; auch der Einflufs der verschiedenen Organe, an welche die Arzneien gebracht werden, so wie der verschiedenen Gaben, ist nicht hinlänglich gewürdigt. Letztere sind in der speciellen Ausführung oft zu grofs angegeben. Die Gründe zur Zusammensetzung verschiedener Arzneien sind ziemlich weitläuftig ausgeführt. — Die Methode, welche die Arzneimittel nach den physiologischen Veränderungen, welche sie in der Thätigkeit der Organe hervorbringen, eintheilt, wird von den Verfassern für die rationellste erklärt; sie meinen eine solche in folgender Eintheilung befolgt zu haben: caustische, rothmachende und blasenziehende, adstringirende, tonische, excitirende (allgemeine und specielle), narkotische, Brechen erregende, purgirende, laxirende, temperirende, erweichende, wurmwidrige. Die grofse Mangelhaftigkeit dieser Eintheilung erhellt schon auf den ersten Anblick; dafs aber auch die praktische Brauchbarkeit sehr gering sei, erhellt daraus, dafs die wesentlichsten Wirkungen eines Mittels oft durch die Stellung desselben verborgen bleiben, indem jeder Stoff, so verschiedenartig auch seine Wirkungen sein mögen, doch nur in einer der gedachten Klassen aufgeführt werden konnte. Wer wird die Wirkung des Höllensteins als Nervinum bei den kaustischen, die belebende Thätigkeit der Bestuchefschen Tropfen und die krampfstillende Wirkung der Zinkblumen bei den adstringirenden, die lösende Wirkung des Löwenzahns und die zusammenziehende der Weide unter den tonischen, den Salmiak, das arseniksaure Kali, das Scheidewasser in Verein mit Zimmt und ähnlichen Dingen unter den reizenden Mitteln anzutreffen vermuthen? Indem wir zahllose ähnliche Einwendungen beseitigen, bemerken wir nur, dafs als Ordnungen jener Klassen die drei Natur-

reiche angenommen sind; diese selbst zerfallen nun in ihre natürlichen Familien, deren gebräuchliche Gattungen sodann angeführt werden. Mehrere natürliche Familien, z. B. die Rubiaceae, Umbelliferae u. s. w. mufsten unter mehreren Klassen aufgeführt werden, so wie von grofsen Familien oft nur eine Species, die allein gebräuchlich ist, angeführt werden konnte. Wir werden zur Vermeidung der Weitläuftigkeit die gemachten Abtheilungen nicht im Einzelnen aufzählen, sondern nur über einzelne Artikel Mittheilungen machen. Da jedoch die therapeutische Seite sehr mangelhaft ist, die naturhistorische aber, so wichtig sie auch dem Arzte ist, weder in diesen Blättern, noch von dem Unterzeichneten ausführlich beurtheilt werden kann, so werden wir um so weniger zu bemerken haben, als wir nicht sowohl nach den offenbaren therapeutischen Lücken, sondern nach positiven Eigenthümlichkeiten unsern Blick richten wollen. —

Die Bezeichnung der Spiefsglanzbutter, als sehr gebräuchlich, deutet auf eine Eigenthümlichkeit französischer Praxis im Gegensatz der deutschen. — Der ätzende Salmiakgeist, bei uns kaum als Aetzmittel bekannt, wird als solches bei chronischen Rheumatismen und bei frischen Verhärtungen der Brüste empfohlen. — Von dem Seidelbast ist vorzugsweise Daphne Gnidium empfohlen, Daphne Mezereum und Laureola aber nur als Ersatzmittel aufgeführt. — Die verdünnte Schwefelsäure als Limonade wird auch in veralteten Durchfällen empfohlen. — Der Uebersetzer erzählt, dafs nach Anwendung des Alauns auf eine grofse Wundstelle, heftige Schmerzen und Geschwulst, dann grofse Angst, Brand, und endlich der Tod eingetreten sei. — Dupuytren's trockenes Augenmittel gegen Hornhautflecken, welches mit einem Pinsel aufgetragen wird, besteht aus Calomel, Zinkblumen und Candiszucker ana. — Der Begriff eines bittern Extraktivstoffes als Grundlage der bittern Mittel wird verworfen, weil jener an sich sehr verschiedenartig sei; nur das läfst sich von ihm sagen, dafs er Stickstoff enthalte, bitter, und in Wasser wie in Weingeist

löslich sei. — Von mehreren Mineralwässern sind Vorschriften zur künstlichen Bereitung mitgetheilt, wobei jedoch fast nur die in Frankreich gebräuchlichen Quellen erwähnt sind. — Pareirae bravae radix aus Südamerika wird als schwach tonisches und harntreibendes Mittel aufgeführt. — Die Mittel, welche als allgemeine Reizmittel aufgeführt werden, verdienen gröfstentheils diese Bezeichnung nicht, indem sie vielmehr auf bestimmte Systeme und Organe wirken, z. B. Salmiak, Minderer's Geist u. s. w. — Die Vanille wird besonders wegen ihrer Wirkung auf die Zeugungstheile gerühmt. — Wenn von der gemeinen Chamille gesagt wird, dafs sie wenig im Gebrauche sei, so steht dies mit der allgemeinen Praxis Deutschlands im grellsten Widerspruche; überhaupt kömmt es an vielen Orten dieser Schrift vor, dafs ein Mittel als häufig oder selten gebräuchlich angeführt wird, wovon bei uns das Entgegengesetzte gilt. — Spilanthus oleracea, in Amerika einheimisch und in Frankreich angebaut, wird als Antiscorbuticum angeführt, dergleichen die Franzosen viele gebrauchen. — Dafs der Thee die Verdauung befördere, ist sehr zu bezweifeln, weswegen auch die Empfehlung desselben bei Indigestionen nicht annehmlich ist. — Der neuere, übrigens nicht empfehlenswerthe, Gebrauch der Theerdämpfe rührt nicht, wie die Verfasser meinen, von England, sondern von St. Petersburg her, wo er durch A. Crichton eingeführt wurde, der ihn erst später bei seiner Rückkehr nach England dahin verpflanzt hat. — Bei den harntreibenden Mitteln ist der wichtige Unterschied der Diuretica calida et frigida nicht berücksichtigt. Unter denselben ist zuvörderst der Harnstoff empfohlen, der zu fünf bis zehn Gran in einem geistigen Vehikel verordnet wird. — Dafs kohlensaures Kali und Salpeter harntreibend sind, ist nicht zu bezweifeln, aber es scheint unpassend, diese Eigenschaft gleichsam als die wichtigste zu bezeichnen, und demnach jene Mittel unter dieser Rubrik aufzuführen. — Die Klasse der schweifstreibenden Mittel enthält viele Dinge, die in unzähligen

Fällen die Hautthätigkeit nicht vermehren, wie es denn überhaupt kein Mittel giebt, welches so zuverlässig Schweifs treibt, wie Tartarus stibiatus Erbrechen erregt. — Unter den Mitteln, welche speciell auf die Drüsen und die Aufsaugung wirken, ist die Jodine vorangestellt, welcher das Quecksilber folgt. Auch das Jodinequecksilber ist aufgeführt, und zwar als einfaches und doppeltes. — Die Wirkung des Quecksilbers ist sehr oberflächlich angegeben, indem es als ein sogenanntes Reizmittel angesehen wird; von dem Gebrauche desselben als eines antiphlogistischen Mittels konnte hiernach nicht die Rede sein. — Das blausaure Quecksilber ist als Antisyphiliticum aufgeführt. — Die Weine werden in adstringirende, süfse und moussirende eingetheilt; die Fehlerhaftigkeit dieser Eintheilung ist einleuchtend. — Die hier vorgeschlagene Verbindung von einem Aufgusse des Fingerhuts mit Zimmtspiritus ist eben so unpassend, wie die Tinct. digit. aetherea. — Auch Laennec hat den Brechweinstein in grofsen Gaben bei Lungenentzündungen mit Erfolg angewandt. Rec. hat gegen diese Methode eine grofse Scheu, und hält dieselbe für noch nicht hinlänglich begründet und sehr gefährlich. — Als secundäre Wirkungen der Purgiermittel werden langsamerer Blutlauf und Vermehrung der Aufsaugung angeführt. — Mehrere Mittel sind unter den Purgiermitteln, unter denen erregende Abführungen, Purgantia calida, verstanden werden, aufgeführt, die ganz zu den Laxantibus gehören, z. B. Glaubersalz. So ist es auch ein wunderlicher Widerspruch, den Tartarus tartaris. unter den Purgantibus, den Cremor tartari aber unter den Laxantibus aufzuführen. — Dafs unter den temperirenden Mitteln viele der unter den Laxantibus angeführten hätten genannt werden können, ist nicht sowohl ein Fehler der Verfasser, als eine unvermeidliche Mangelhaftigkeit der gewählten Eintheilungsweise. — Dafs die temperirenden Mittel eine Zusammenschnürung der Capillargefäfse hervorbringen, ist eine durchaus unbegründete Meinung. — Der Citronensaft, wel-

cher unter den Aurantiacae und daher gesondert von der bei den Pflanzensäuren abgehandelten Citronensäure aufgeführt ist, wird bei Entzündungen des Magens am besten unter allen säuerlichen Mitteln nach Broussais vertragen. — Die Wirkung der erweichenden Mittel wird grofsentheils der Einsaugung der damit verbundenen Flüssigkeiten zugeschrieben.

Um eine Probe der Behandlung zu geben, führen wir den Anfang des Abschnittes der allgemeinen Reizmittel aus dem Pflanzenreiche wörtlich an: Familie der Laurineae. Botan. Charakter. Dicotyled. ohne Corolle; Staubfäden um den Stängel stehend; Stängel holzig; Blätter bleibend, meistens abwechselnd; Blüthen einhäusig oder zweihäusig, in Rispen oder Dolden; Kelch einblättrig, vier- oder sechstheilig; Staubfäden meistens von 6 — 9; Staubbeutel zweifächrig; Griffel und Narbe einfach; Ovarium frei, einfächrig; Frucht, eine Steinfrucht mit einem Saamen ohne Eiweifs. Zimmtrinde. Cort. Cinn. Laur. Cinn. L. Canelle, ein Baum, welcher in Ostindien wächst. Botan. Char. Blätter unregelmäfsig, gegenüberstehend; Kelch behaart mit sechs Abschnitten; männliche Blüthen mit neun Staubfäden in mehreren Reihen; weibliche Blüthen mit eiförmigem, in einen dicken Griffel mit kopfförmiger Narbe übergehendem Ovarium; Frucht eiförmig, einer Eichel ähnlich; Blüthen gelblich. Physischer Char. Der Zimmt von Zeylon, welcher der geschätzteste ist, ist sehr dünn, um sich selbst in Art von verlängerten Röhren gerollt; sehr zerbrechlich, von gelbröthlicher Farbe; sein Geruch ist sehr aromatisch, sein Geschmack brennend, stechend und zuckerig, ohne unangenehmen Nachgeschmack. Der Zimmt aus China, welcher weniger Güte hat, ist stärker, von rothbrauner Farbe, von brennendem Geschmack, läfst aber einen bittern, unangenehmen Nachgeschmack zurück, von Wanzengeruch. Chem. Char. Der Zimmt enthält: 1) ein flüchtiges, sehr scharfes und wirksames Oel, von gelblicher Farbe und schwerer wie Wasser; 2) viel Gerbstoff; 3) eine

färbende, stickstoffhaltige Materie; 4) eine Säure, und 5) Schleim und Satzmehl. Bereitung: Man nimmt den Bäumen die Oberhaut, schneidet dann die Rinde in Stücken, trennt sie, und läfst sie schnell an der Sonne trocknen; der Stamm stirbt; man haut ihn ab, und die Wurzel treibt neue Sprösslinge; im fünften Jahre geben die Bäume den besten Zimmt. Wirkung: Der Zimmt ist ein kräftiges Reizmittel, welches man mit Nutzen, um die Verdauungsorgane in Thätigkeit zu setzen, gebraucht, auch gegen das Ende adynamischer Fieber; im letzteren Falle sind Einreibungen der Tinktur auf das Epigastrium dem inneren Gebrauche dieses Mittels vorzuziehen; auch bei skorbutischen, scrophulösen u. s. w. Krankheiten gebraucht man ihn. Gebrauch und Anwendung: Pulv. Gr. 10 — 20; Aufg. (im verschlossenen Gefäfse) ʒ j — iij. auf ℔. j. Wasser. Destillirtes Wasser ʒ j — ij. oder mehr. Destill. Oel. Gr. j — iij. Tinktur Pharm. Paris. (Zimmt 1 Th., Alkohol 4 Th.) ʒ ij bis ℥ j. in ℥ vj. Vehikel. Tinct. Cinn. comp. pharm. Lond. (Zimmt 6, Cardamom 3, langen Pfeffer und Ingwer āā 2, Alkohol 760 Th.) ʒ j — iv in einem Vehikel. Syrup Pharm. Par. (Aq. C. dest. 1, Zucker 2 Th.) ʒ ij — ℥ ij. Confect. arom. pharm. Lond. (Zimmt, Muskatenblumen āā ℥ ij, Cardamom ℥ ß, Nelken ℥ j, Safran ʒ ij., präp. Austerschaalen ℥ xvj, Zucker ℔. ij, Wasser ℔. j.) Gr. x — ʒ j. in Bissen. Pulv. arom. ph. Lond. (Zimmt ℥ ij. Cardam. ℥ j. ß, Ingwer ℥ ij, Pfeffer ℥ ß.) Gr. x — xv. Elect. arom. ph. Edinb. (Pulv. arom. 1, Syrup von Pomeranzenschale 2 Th.)

Nach Abhandlung der obigen Klassen folgt eine Aufzählung aller Pflanzenfamilien, welche Arzneien liefern, und der von ihnen gebräuchlichen Species, von den Algen beginnend, und mit den Rhamneae endend. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich sehr leicht, wie wenig jene Familien für sich allein einen genügenden arzneilichen Charakter ausdrücken, indem viele derselben Pflanzen von höchst verschiedener arzneilicher Natur in sich enthalten. So stehen Squilla und Aloë unter den Liliaceae, Galgant und Arrow-

wurzel unter den Amomeae; Asarum, Serpentaria und Aristolochia rotunda unter den Aristolochiae; Bistorta, Rhabarber und Sauerampfer unter den Polygoneae; Melonen und Coloquinten unter den Cucurbitaceae; u. s. w.

Ein sehr reichhaltiges Register und drei Tabellen, die erste die Unterscheidungszeichen der in der Medicin gebräuchlichen Säuren, die zweite die Zeichen der gebräuchlichen Salze hinsichtlich ihrer Säure, die dritte die Zeichen derselben Stoffe hinsichtlich ihrer Basis enthaltend, machen den Schlufs dieses nützlichen Buches, dessen sehr enger Druck durch scharfe Lettern dem Auge nicht beschwerlich fällt.

Lichtenstädt.

---

2. Twee Verhandelingen over de zwavelzure Quinine, als geneesmiddel beschouwd, bekroond en uitgegeven door de Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen te Haarlem. Te Haarlem by de Wed. A. Loosjes, Pz. 1825. 8. 136 S.

Die erste dieser zwei, ursprünglich in hochdeutscher Sprache geschriebenen und dann ins Niederdeutsche übersetzten Preisschriften «über den medicinischen Gebrauch des schwefelsauren Chinins,» ist von dem Grofsherzoglich-Hessischen Medicinalrathe Franz Joseph Wittmann zu Mainz, und von der Haarlemmer Gesellschaft der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt, während der Name des Verfassers der zweiten, mit der silbernen Medaille gekrönten Preisschrift, unbekannt geblieben ist.

Die erste Preisschrift ist, nach einer kurzen Einleitung, welche die Geschichte und die Bereitungsart der Chinaalkaloïden behandelt, nach Anleitung der aufgestellten Frage in drei Hauptstücke getheilt. Den ersten Theil der Frage: «Welchen Werth hat im Allgemeinen das schwe-

felsaure Chinin in der Heilkunde, insbesondere aber in den Fiebern?» sucht der Verf. zu beantworten, indem er zuerst durch eine Reihe von physiologischen und therapeutischen Versuchen und Beobachtungen, meistens von ihm selbst, aber auch von andern Aerzten angestellt, zu beweisen sucht, dafs die Chinaalkaloïden gar keine Aehnlichkeit mit den Alkaloïden der narkotischen Pflanzen haben, und dann den grofsen Nutzen der Chinaalkaloïden im intermittirenden Fieber durch Beobachtungen darthut. Bei der Beantwortung der zweiten Frage zeigt er, dafs von allen Bestandtheilen der China das Chinin der einzige wirksame Stoff zur Heilung von intermittirenden Fiebern sei. Dieser Stoff besitzt aufserdem den Vorzug vor der Chinarinde und deren Zubereitungen, dafs er den Magen nicht beschwert, dafs er in einer kleinen Dosis wirksam ist, und dafs er Kindern ohne Mühe beigebracht werden kann. In bösartigen intermittirenden Fiebern, in hartnäckigen dreitägigen Fiebern, bei den eintägigen Fiebern, wo die Intermissionen kürzer, bei intermittirenden Fiebern, welche ihren Ursprung einem Sumpfmiasma verdanken, oder bei welchen die Organe der Verdauung leiden, und endlich in den Cachexien, welche durch intermittirende Fieber hervorgebracht worden sind, verdient das Chinin vor der Chinarinde und deren Zubereitungen auf jeden Fall den Vorzug. Obgleich indessen das Chinin im Allgemeinen ein tonisches und stärkendes Mittel ist, so mufs doch in dieser Hinsicht der Chinarinde und deren Zubereitungen der Vorzug gegeben werden. Die Chinarinde bleibt für immer in sehr vielen Krankheiten das beste fäulnifswidrige, tonisch-stärkende und specifisch-erregende Heilmittel, welches durch das Chinin keinesweges ersetzt werden kann. Den dritten Theil der Frage beantwortet der Verf. auf folgende Weise: «Das schwefelsaure Chinin ist in anhaltenden Fiebern noch nicht genug versucht worden. In intermittirenden Fiebern mufs das Chinin erstlich nur allein in der fieberfreien Zeit gegeben werden, und zweitens nicht

eher, als nachdem eine hinlänglich vorbereitende Kur vorausgegangen ist, wie dies auch bei dem Gebrauche der Chinarinde der Fall ist, eine Vorbereitung, welche nach der Verschiedenheit der Ursache, der Constitution, der Jahreszeiten u. s. w. eingerichtet werden mufs. Die Form, in welcher dieses Mittel gegeben wird, ist verschieden, doch ist die Pulverform die beste. Die Dosis richtet sich nach der Art des intermittirenden Fiebers, indem dieselbe bald gröfser, bald kleiner sein mufs; die jedesmalige mittlere Dosis ist bei Erwachsenen 2 bis 6 Gran.»

Der unbekannt gebliebene Verf. der zweiten Preisschrift hat die Frage auf eine andere Weise zu beantworten gesucht. Er spricht nämlich zuerst weitläuftig über die organischen Alkaloïden im Allgemeinen, und insbesondere über die Bereitung der Alkaloïden der verschiedenen Chinaarten, welcher chemisch-pharmazeutische Theil der Abhandlung beinahe ein Drittheil des Ganzen ausmacht. Darauf folgen dann einige Bemerkungen über den Gebrauch und die Wirkungen der China in Krankheiten im Allgemeinen, und in Fiebern insbesondere, wobei der Verf. darauf aufmerksam macht, dafs man die Wirkung der Chinarinde als ein allgemein stärkendes Mittel von ihrer Wirkung als Specificum zur Heilung von intermittirenden Fiebern und von anderen periodischen Krankheiten, stets unterscheiden müsse. In letzterer Hinsicht scheinen nun die Chinaalkaloïde insbesondere sich auszuzeichnen, und unter allen vorzüglich das schwefelsaure Chinin, welches von den Aerzten bis dahin am meisten als Heilmittel versucht worden ist. Indessen ist der Verf. der Meinung, dafs dasselbe sich auch in anderen Krankheiten wirksam zeigen werde. Er theilt dann einige Versuche mit, welche von ihm und von andern Aerzten, bald mit einem glücklichen, bald mit einem ungünstigen Erfolge, mit dem schwefelsauren Chinin in chronischen Krankheiten gemacht worden sind. Dreimal zeigte sich dies Präparat im weifsen Flusse unwirksam; dahingegen hat Dr. Kleckon dasselbe sehr wirksam gefunden

den in starkfliefsenden Hämorrhoiden, nachdem vorher die Chinarinde ohne Nutzen gegeben worden war; ferner hat das Chinin bei dem Unvermögen den Urin zu halten, wo die China oft nützlich ist, nicht geholfen. In zwei Fällen von schlechter Verdauung, von einer bedeutenden Schwäche des Magens herrührend, ist das schwefelsaure Chinin von dem Verf. ohne Nutzen versucht worden. In dem Veitstanze war das Chinin bei einem siebenjährigen Mädchen heilsam; desgleichen auch in einer Eclampsie bei einer unverheiratheten Person von 28 bis 30 Jahren. In Nervenzufällen, welche sich jeden Abend bei einem Mädchen von 14 Jahren zeigten, war das Chinin unwirksam. In einem Falle von Gesichtsschmerz, dessen Anfälle beinahe täglich zurückkehrten, und seit Jahren einen hochbetagten Mann gequält hatten, wirkte das Chinin heilsam; desgleichen auch bei einem andern Patienten, der nach einem Nervenschlage an einer Lähmung der einen Seite des Körpers litt. Bei einem scrophulösen Knaben von 5 Jahren hat der Verf., und bei einem andern von 4 Jahren Magendie gute Wirkungen von dem Chinin gesehen.

Nachdem der Verf. dieses alles vorausgeschickt hat, geht er erst zu seiner eigentlichen Aufgabe über; er theilt dann einige ausgesuchte Beobachtungen mit, in welchen sich das schwefelsaure Chinin in intermittirenden Fiebern wirksam gezeigt hat, worauf er Folgendes als das Resultat seiner Erfahrungen aufstellt: 1) Das schwefelsaure Chinin ist das wahre fiebervertreibende Prinzip der Chinarinde, welche letztere durch dieses Prinzip allein ihre heilsame und specifische Wirkung in intermittirenden Fiebern ausübt. 2) Das schwefelsaure Chinin kann indessen nicht, wie die China selbst, zu den anhaltendstärkenden Arzneimitteln gerechnet werden; in solchen Fällen indessen, wo ein schnell stärkendes Mittel erfordert wird, verdient das Chinin dennoch vor der Chinarinde den Vorzug. Das schwefelsaure Chinin steht in einem gewissen

Sinne zwischen den anhaltend und flüchtig erregenden Mitteln. 3) Das schwefelsaure Chinin heilt nicht blofs da, wo es angezeigt ist, schneller als die Chinarinde, sondern auch in viel kleinerer Gabe. Dies Heilmittel unterscheidet sich auch noch von der Chinarinde dadurch, dafs es die intermittirenden Fieber heilt, ohne dafs die Patienten so sehr Recidiven ausgesetzt sind, welche so häufig nach dem Gebrauche der China eintreten. (Dies hat sich indessen mir nicht immer so gezeigt, indem ich auch nach dem Gebrauche des Chinins vielfach Recidive habe eintreten sehen, wenn das Chinin nicht weiter fortgesetzt wurde und überhaupt Neigung zu Recidiven da war. Ref.) 4) Das schwefelsaure Chinin besitzt die schädliche Nebenwirkung der Chinarinde nicht, sie verursacht nämlich weder Erbrechen, noch Uebelkeit, Kolik, Blähungen oder Congestionen u. s. w.; und kann endlich 5) wegen ihrer kleinen Dosis von den Kranken, und besonders von den Kindern leichter genommen werden, als die Chinarinde selbst.

Die Chinarinde hingegen verdient allenthalben den Vorzug, wo der Arzt zugleich die Stärkung der Constitution für eine lange Zeit vorzüglich mit ins Auge fassen mufs, und als Hauptanzeige nicht übersehen darf; die Chinarinde mufs zum wenigsten unter diesen Umständen als Mittel zur Nachkur nicht versäumt werden.

Was den Gebrauch des schwefelsauren Chinins in anderen Arten von Fiebern, und in jedem Zeitraume derselben betrifft, so hat die Erfahrung bis jetzt noch nicht vollkommen darüber entschieden; doch meint der Verf. den Nutzen des schwefelsauren Chinins bezweifeln zu müssen in allen Arten von remittirenden Fiebern, wie z. B. in Faul- und Nervenfiebern, in dem sogenannten Lagerfieber u. s. w., wo die Chinarinde dadurch heilsam wirkt, dafs sie die Säfte verbessert und der Muskelfaser die verlorne Kraft wiedergiebt. — Bei dem Gebrauche des schwefelsauren Chinins mufs man dieselbe Vorsorge in Acht nehmen, als bei dem Gebrauche der Chinarinde selbst,

nämlich man mufs auch hier auf die entfernteren Ursachen sehen, und dieselben zuvor aus dem Wege räumen. In dem Paroxysmus des Fiebers selbst pafst das Chinin eben so wenig, als die China selbst. Verstopfungen und Anhäufungen von Stoffen im Unterleibe müssen ebenfalls vor dem Gebrauche des Chinins erst gehoben werden. — Obgleich die angeführten Vorsorgen bei dem Gebrauche des Chinins nicht mit derselben Sorgfalt, als bei dem Gebrauche der China selbst, brauchen in Acht genommen zu werden, so mufs doch nichts destoweniger der Arzt auch bei dem Gebrauche des Chinins nie die Regel aus dem Auge verlieren: «dafs eine zu frühzeitige Unterdrückung des Fiebers, durch welches Mittel dieselbe auch bewirkt werde, ohne dafs eine hinlängliche Vorbereitung und Beseitigung der entfernten Ursache vorausgegangen ist, selten auf die Dauer ungestraft bleibe.»

Plagge.

---

3. Nouvelles Recherches sur l'emploi du Seigle ergoté, comme propre à faciliter et accélérer l'accouchement, suivies de quelques observations; par M. Bordot, Docteur en médecine etc. A Paris chez Pelot frères, Rue Montpensier No. 5. 1826. 8. 60 S. ($1\frac{1}{2}$ Francs.)

Der Verf. beschreibt vierzehn Geburtsfälle, in denen er das Secale cornutum mit Erfolg verordnete. Dasselbe übt eine specifische Wirkung auf den Uterus, und findet besonders dann seine Anwendung, wenn bei gehörig erweitertem Muttermunde die Wehen ausbleiben. Eigentlich enthält diese Schrift nichts neues, sondern bestätigt nur einigermaafsen die Erfahrungen Lobstein's, Chevreuil's und einiger nordamerikanischen Aerzte.

Heyfelder.

---

4. De l'Huitre et de son Usage comme aliment et comme remède, par Etienne Sainte-Marie, Docteur en médecine de la faculté de Montpellier, membre du conseil de salubrité et de la commission de statistique de Lyon et du département du Rhône, médecin consultant de la société d'assurance et de secours mutuel, en faveur des protestans, membre de l'Académie de Lyon etc. A Lyon, imprimerie de J. M. Bourse. 1827. 31 Seiten.

Der Verf. übergeht das Naturgeschichtliche der Auster, und beschränkt sich auf den diätetischen und medicinischen Gebrauch derselben. Er sah Lungenkranke unter dem fortgesetzten Gebrauche der Austern sich erholen, eingewurzelte Lungencatarrhe heilen, Magenübel, besonders wenn ihnen eine Verhärtung des Pylorus oder der Cardia zum Grunde lag, verschwinden. Nichts befördert nach ihm so den Fortgang der Genesung nach Fiebern, als der Genufs frischer Austern, welche rein — ohne Zitronensaft oder Pfeffer — genommen, dann vertragen wurden, wenn jede andere Speise den Kranken noch Beschwerden verursachte. — Auch als Aphrodisiacum empfiehlt der Verf. die Austern, zwei Fälle berührend, wo ihre Wirkung als solches nicht zu verkennen war. Vorzüglich wohlthuend ist nach Sainte-Marie das in den Austern enthaltene Meerwasser, das durch die fortwährende Berührung mit der Auster animalisirt, und als eine Flüssigkeit sui generis anzusehen sei.

Heyfelder.

XI.

Précis élementaire de Police médicale, ouvrage destiné aux administrateurs; par Etienne Sainte-Marie, Docteur en médecine de la fa-

culté de Montpellier, membre du conseil de salubrité de Lyon etc. Premier cahier — Introduction. Paris, chez Baillère, Rue de l'école de médecine No. 14. 1827. 8. 106 S.

Der Verf. gesteht ohne Rückhalt, dafs die medicinische Polizei eine Terra incognita für die meisten französischen Aerzte sei — und nennt Prunelle, Keraudren und Vaidy als die einzigen Schriftsteller in einer Wissenschaft, deren Zweck die Erhaltung und physische Veredlung des Individuums, der Gesellschaft, der Staaten und des ganzen Menschengeschlechts ist. Prunelle war der erste, der im Jahre 1812 Vorlesungen über medicinische Polizei in Montpellier hielt, und den Hauptinhalt derselben im ersten Bande der Revue médicale (Janvier 1818) mittheilte. Was Keraudren und Vaidy über diesen Gegenstand sagen, ist gröfstentheils aus Peter Frank's System einer medicinischen Polizei entnommen, und findet sich — von den Genannten mit einigen Bemerkungen begleitet — im Dictionnaire des sciences médicales. Mit der gröfsten Begeisterung spricht der Verf. von den Leistungen der Deutschen, und namentlich von Frank's Werk, das er aus einer italienischen Uebersetzung und aus dem speciellen Umgange mit einigen deutschen Aerzten kennt. Er giebt eine genaue Inhaltsanzeige und zugleich eine strenge, aber gerechte Kritik von demselben, die wir Deutsche gewifs als wahr anerkennen und unterschreiben müssen. Frank's Gründlichkeit lobend und bewundernd, rügt er mit Freimuth die ermüdende Breite und das Chaotische dieses voluminösen Werkes, ohne einen Augenblick die Achtung zu vergessen, die er dem Verdienste Frank's auf jeder Seite zollt. Doch nicht allein Frank's Schriften sind es, die dem Verf. einen so hohen Begriff von den Leistungen der Deutschen einflöfsen, auch diejenigen, die vor und nach Frank geschrieben haben, werden hier genannt und ihre Arbeiten gewürdigt. — Was Sainte-Marie über den Begriff und

die Geschichte der medicinischen Polizei bei den Juden und Römern anführt, ist für deutsche Aerzte nicht neu und wird von Ref. übergangen, da es meistentheils nach des Verf. eigenem Geständnifs aus Frank entlehnt ist.

Der Plan, welchem der Verf. bei Abfassung seines Werks zu folgen die Absicht hat, ist dieser: zwei Abschnitte sind der Gesundheitserhaltungskunde gewidmet, ein dritter den Krankenanstalten und der Armenkrankenpflege, ein vierter der Art und Weise, plötzlich Verunglückten schnelle Hülfe zu verschaffen. In einem fünften handelt er von der Bevölkerung, von den Mitteln, dieselbe zu befördern, und von den Ursachen, die ihr Steigen verhindern. Zugleich will er hier untersuchen, welchen Einfluss die Vaccination auf die Bevölkerung übe. Ein sechster Abschnitt soll die Sterbenden und Todten betreffen — die Todesstrafe und diejenigen Strafen, welche in einigen Ländern die Todesstrafe vertreten. Im siebenten Abschnitt will der Verf. von den Seuchen, im achten vom Unterricht der Aerzte, Hebammen, Apotheker, und von ihrer Stellung zum Staate sprechen — in allen Punkten bezugsweise auf die Verordnungen, welche in deutschen Staaten existiren.

Welche Achtung Sainte-Marie vor der deutschen Litteratur hegt, beweist unter andern folgende Stelle (Seite 104): «Je resolus d'apprendre l'allemand, la première sans contredit des langues vivantes, et j'y étais déterminé par la considération, que cette littérature est une clef, qui ouvre aujourd'hui aux plus hautes doctrines philosophiques.»

Ref. sieht erwartungsvoll dem Werke entgegen, das, wie der Verf. ankündigt, in acht Heften erscheinen soll, und gewifs viel Vortreffliches enthalten wird, da Sainte-Marie seit einer Reihe von Jahren beim Conseil de salubrité vom Rhône-Departement thätig mitgewirkt und sich bemüht hat, die in Deutschland bestehenden medicinisch-polizeilichen Verordnungen auf französischem Boden zu versuchen und ins Leben treten zu lassen.

Der Verf. hat kürzlich die Litteratur auch mit folgender interessanter Schrift beschenkt, deren Anzeige wir dieser anreihen wollen.

Heyfelder.

XII.

Dissertation sur les Médecins-Poëtes, par Etienne Sainte-Marie, Docteur en médecine de la faculté de Montpellier, membre du conseil de salubrité de Lyon etc. A Paris, chez Baillère, Rue de l'école de médecine No. 14. 1826. 8. 80 S.

Der Verf. benutzte während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris seine Freistunden, um sich mit denjenigen Aerzten der älteren und neueren Zeit bekannt zu machen, die nicht allein als Schriftsteller in der Medicin, sondern auch in der schönen Litteratur, und namentlich als Dichter aufgetreten waren. Er fand besonders Befriedigung in den Bibliotheken de l'Arsenal, de St. Geneviève, de l'École de médecine, in der königlichen und in der des jüngst verstorbenen Dr. Moreau de la Sarthe.

Vorliegende Abhandlung beurkundet einen seltenen, unermüdeten Fleifs und eine umfassende, gründliche Kenntnifs der griechischen und römischen Litteratur, so wie einen fortgesetzten, vertrauten Umgang mit den lebenden Sprachen, namentlich mit der englischen und der italienischen. Auch die deutsche Litteratur scheint er mehr, als aus Uebersetzungen oder fragmentarischen Mittheilungen zu kennen. Eine sehr genaue und vollständige Angabe der Quellen, aus welchen Sainte-Marie geschöpft hat, eine genügende Inhaltsanzeige und erschöpfende Charakteristik der angegebenen Schriften, durchwebt mit interessanten und gutgewählten Citaten, geben dieser Abhandlung einen histo-

rischen Werth. — Der Verf. scheint bei Abfassung dieser Schrift noch einen zweiten Zweck im Auge gehabt zu haben: den Aerzten den Umgang mit den Wissenschaften und der Litteratur ans Herz zu legen, welcher das Gemüth veredelt und von Gemeinheit fern hält, und sie zu mahnen, dafs der Arzt etwas mehr sein dürfe und solle, als ein Rezeptschreiber und Hausirer, welcher die Medicin als eine milchende Kuh ansehe und behandle.

Heyfelder.

XIII.

Notizen über die Behandlung vergifteter Wunden.

---

1. Im Aprilhefte 1826 dieser Annalen (S. 524) ist von der grofsen, ja wohl unfehlbaren Wirkung des Schröpfens vergifteter Wunden, als von einer höchst werthvollen Entdeckung Barry's die Rede gewesen. Zum Preise dieses Rettungsmittels, und ohne Hrn. Barry die Ehre der Entdeckung irgend zu beschränken, wollen wir nachträglich bemerken, dafs das blutige Schröpfen giftiger Bifswunden schon im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geb. von Nicander von Kolophon (Theriaca V. 921.) wissenschaftlich erwähnt und wahrscheinlich seit undenklichen Zeiten in Gebrauch gewesen ist. Dasselbe Mittel ist bei den Orientalen, wie Hr. Prof. Ehrenberg auf seinen Reisen in Aegypten und Syrien gefunden hat, noch bis diese Stunde allgemein verbreitet. Jedermann trägt in Gegenden, wo sich giftige Schlangen aufhalten, einen Schröpfkopf bei sich, der Schlangenbifs wird auf der Stelle stark scarificirt und durch augenblickliches Schröpfen vom Gifte gereinigt. Dies Verfahren ist untrüglich, und bei der leichten (uralterthümlichen)

Art zu schröpfen für alle Welt zu empfehlen. Die orientalischen Schröpfköpfe sind nämlich roh bereitete Hornspitzen, oben mit einem kleinen Loche versehen, wodurch die Luft mit dem Munde ausgesogen wird, während man auf der Zungenspitze ein Stückchen Leder bereit hält, um dasselbe damit zu verschliefsen. Wie mancher Unglückliche würde durch zweckmäfsige Bekanntmachung dieses Mittels, so wie der heilsamen Wirkung des schleunigen Auswaschens der Bifswunden mit Sand und Moder, wie es Wagner erprobt gefunden, in Gegenden, die durch giftige Schlangen unsicher gemacht werden, unfehlbar seine Rettung finden!

2. Barry's oben bezeichnete Versuche bestimmten Bouillaud, die Compression bei vergifteten Wunden zu erproben. Zu diesem Zwecke spritzte er bei fünf Kaninchen eine Auflösung von zwei bis drei Gran Strychnin in das Zellgewebe ein, setzte sodann einen Schröpfkopf auf die wunde Stelle, oder verhinderte durch eine Ligatur oder durch einen Druck mit der Hand die Aufsaugung des Giftes. Nie erfolgten, wenn er so verfuhr, Zeichen einer Vergiftung, die sich aber sogleich einstellten, wenn Bouillaud den Druck entfernte. In einem anderen Falle setzte B. sechs Blutegel an eine mit Strychnin vergiftete Stelle, alle starben, obgleich keiner von ihnen angebissen und Blut gesogen hatte. Dreimal machte er diesen Versuch mit einem halben Theelöffel Blausäure, und auch hier erhielt er dieselben Resultate. Bouillaud nimmt an, dafs die aufgehobene Circulation in den Venen es sei, welche die Wirkung eines Giftes verhindere, und sucht den Einwurf, dafs die durch die Unterbindung hervorgebrachte Nervenlähmung vielleicht die Wirkung des Giftes verhindere, durch folgenden Versuch zu widerlegen: Er brachte Strychnin in eine Wunde, nachdem er die Nerven des Gliedes durchschnitten hatte; dennoch traten Zeichen einer Vergiftung ein, die verschwanden, sobald er eine Ligatur oder einen Schröf-

kopf anbrachte. (Archives générales, Septembre et Novembre 1826.)

3. Beobachtung eines Otterbisses; von Dr. Friedrich August Wagner, Physicus des Schweinitzer Kreises im Herzogth. Sachsen und prakt. Arzte in Schlieben. Die Ehefrau des Häuslers Wehland in Staupitz bei Finsterwalde, im Regierungsbezirke Frankfurt, jetzt 39 Jahre alt, ging im Monat Juni 1820 auf einer im Walde unweit Staupitz gelegenen Wiese nach Gras. Als sie einen zwischen zwei Sträuchern stehenden Büschel Gras abschneiden wollte, stach sie etwas auf der inneren Seite der linken Ferse, was ihr augenblicklich einen empfindlichen Schmerz verursachte, der aber auch eben so schnell verschwand. Beim Hinblicken nahm sie wahr, dafs eine in sich zusammengeschlungene Otter von der Stärke eines Stuhlbeines (nach ihrer Schilderung), dicht an ihrem Fufse ruhig dalag. Nicht an Tödtung des Thieres denkend, sprang sie mehrere Schritte erschrocken zurück, untersuchte die Verletzung, und fand ein einziges, feines Ritzchen in der Haut, das die Länge eines Viertelzolles hatte und ein wenig Blut ergofs. Nachdem sie die Wunde untersucht und das Blut mit dem Finger abgewischt hatte, führte sie die Hand zum Munde, wischte sich nachher die Augen, um die hervorrollenden Thränen wegzustreichen, damit aus, und rifs dann ein Mützenband los, um es über den Bifs um den Fufs zu binden. Als dies geschehen war, eilte sie nach Hause, mufste aber dabei, nachdem sie erst einige hundert Schritte auf trocknem Lande gegangen war, durch ein breites Wasser waten, wobei sie jedoch nicht auf den Einfall kam, sich die Wunde darin mit Sand oder Moder auszureiben. Auch wurde sie durch nichts daran erinnert; denn nicht der geringste Schmerz, noch Geschwulst, zeigte sich am verletzten Fufse eher, als bis sie in ihrer, eine halbe Stunde entfernten, Behausung eingetroffen war, wohl aber empfand sie brennenden Schmerz auf der Zunge, und Spannung im Gesicht. Beim Eintritt in ihre Wohnung fanden die Anverwandten das Gesicht so aufgedunsen, dafs sie erschracken, welcher Schreck sich vermehrte, als die Wehland auch sogleich in eine Ohnmacht verfiel, der bald eine zweite folgte; worauf Herzdrücken und dann heftiges Erbrechen folgte, und wonach sich die Kranke innerlich sehr erleichtert befand, aber eine Blase auf der Zungenspitze wahrnahm. Nun erst schwoll der Fufs an, welche Geschwulst aber bald bis zum Kniegelenk, und später, jedoch schnell, bis zum halben Oberschenkel hinauf stieg, wobei gelbe Hautfarbe eintrat, sich aber keine Spur von Blasen zeigte, und

statt Gefühllosigkeit, sich ein brennender Schmerz einstellte (nach Schilderung der Kranken, gleich, als wenn der Fuſs bis an das Knie zwischen zwei glühenden Steinen eingeklemmt sei). Man gab Storchfett und einen Maiwurm, in Pech gehüllt, ein, worauf Herzdrücken, dann Erbrechen und nachdem Schweiſs eintrat, und Patientin, die Blase auf der Zunge, und die gedachte Geschwulst derselben und im Gesicht abgerechnet, ihr Wohlbefinden wieder erlangte, auch Eſslust bekam. Indeſs nahm der Fuſs, jedoch bloſs bis an das Knie, bei fortdauernder, starker Geschwulst und brennendem Schmerze, so als seien heiſse Kohlen um ihn bis an das Knie gelegt, nun eine dunkelblaue Farbe an, ohne daſs sich Blasen um die Biſsstelle, noch sonst wo zeigten. Auch hier wurde Dachs- und Storchfett eingerieben; allein der Fuſs blieb, wie er war, und der geschilderte Schmerz desgleichen, und erlaubte der Kranken weder Tag noch Nacht Ruhe. Eine Menge abergläubischer Mittel kamen nun an die Reihe, aber vergebens. Alles dies schaffte keine Erleichterung. Nur eine hohe Lage des kranken Gliedes, und ein Zusammendrücken des Oberschenkels mit den Händen, vermochte einige Linderung des Schmerzes zu bewirken. Endlich schlug man Erde mit Milch um, und diesem Mittel schreibt man zu, daſs die Geschwulst, sammt dem Schmerze und der blauen Hautfarbe, wich und der Fuſs, nach Verlauf der sechsten Woche, wieder zum nothdürftigen Gehen gebraucht werden konnte.

Am 20. August 1825, wo ich diese Person genau untersuchte, welche sich, als Rückbleibsel von der Zeit an, über ein besonderes, jedoch nicht zu öfteres Frostgefühl, und Schwäche des krank gewesenen Fuſses nach jeder Anstrengung, jedoch bloſs bis an das Knie, bei mir beklagte, fand ich den ganzen Unterschenkel mit Krampfadern besäet, immer noch etwas angeschwollen (nach Angabe bei jeder Anstrengung weit stärker, als sonst), von unten bis zur halben Wade von graugelber Hautfarbe, was im Winter weit auffallender sichtbar sein soll, und die Biſsstelle durch ein blaurothes Knötchen, wie eine halbdurchschnittene Zuckererbse groſs, genau markirt, worin diese Person noch immer fortwährend ein Grimmen zu haben versichert. Der rechte Fuſs war vollkommen frei von Krampfadern, merklich dünner als der linke, und hatte eine gesunde Hautfarbe. Nach Versicherung der Wehland hatte sie die gedachten Krampfadern nicht im Wochenbette, sondern nur von der Zeit an zurückbehalten, als sie an der Otterbiſsvergiftung litt.

Sollte bei diesem Falle das aufgedunsene Gesicht, besonders aber die geschwollene Zunge und die Blase auf

derselben, nicht vom Ottergifte herzuleiten sein, was die Verunglückte, vermittelst ihrer Finger nach dem Munde und den Augen führte? — Will man da noch länger wagen, das Aussaugen der Wunden mit dem Munde bei dem Bisse der Viper Deutschlands zu empfehlen? [1])

XIV.

Medicinische Bibliographie der im Jahre 1827 erschienenen Werke.

Behre, G. C. F., Versuch einer historisch-kritischen Darstellung des Steinschnittes beim Weibe. Mit einem Vorworte von dem Geh. Hofr. und Prof. Dr. Chelius zu Heidelberg. Nebst 1 Kupf. 8. Heidelberg. Groos. IV und 160 Seiten. 25 sgr. od. 20 gr.

Brandt, J. F., und Ratzeburg, J. T. C., getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen. 1s Heft. 4. Mit Kupfern. Berlin. 36 S. 1 thl. 10 sgr. od. 1 thl. 8 gr.

Caspari, C., Bibliothek für die homöopathische Medicin und Materia medica. 1r Bd. Auch unter dem Titel:

— — die homöopathische Pathologie der Erfahrung gemäß dargestellt, nebst einer Abhandlung über die Wirkung des Mesmerismus auf Gesunde und dessen rationelle Anwendung in Krankheiten. gr. 8. Leipz. in Commiss. bei Focke. VI u. 178 S. 1 thl.

Chelius, M. J., Handbuch der Chirurgie zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen. 2r Bd. 1ste u. 2te Abth. 2te, verb. u. verm. Aufl. gr. 8. Heidelberg. Groos.
ord. Druckp. 4 thl.
weifs — 5 —

Conradi, J. W. H., Handbuch der allgemeinen Pathologie, zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen. 4te, verbess. Ausg. gr. 8. Marburg. Krieger. 1826. XIV u. 354 S. 2 thl.

— — Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen entworfen. 1r Bd. Von den Fiebern, Entzündungen und Hautausschlägen. Dritte, verb. Ausg. gr. 8. Ebendas. 1826. XII u. 612 S. 3 thl.

---

1) Vergl. Bd. I. S. 61. Bd. II. S. 272. d. A.

Demonstrationen, geburtshülfliche. Eine auserlesene Sammlung der nöthigsten Abbildungen für die Geburtshülfe, erläutert zum Unterricht und zur Erinnerung. VIIs Heft. Tafel XXVII — XXX. Imper. Fol. Weimar. Ind. Compt. 1 thl. 7½ sgr. od. 1 thl. 6 gr.

Dornblüth, L., Bemerkungen über die gebräuchliche Behandlungsart der Unterschenkelbrüche, nebst Beschreibung eines Schwebe- und Streckapparates, womit jene, ohne Binden, Schienen ꝛc. zweckmäßig und schneller als bisher zu heilen sind. gr. 8. Mit 2 Steindrucktaf. gr. 8. Neustrelitz und Neubrandenburg. Dümmler. 48 S. 17½ sgr. od. 14 gr.

Gaupp, E. T., de professoribus et medicis eorumque privilegiis in jure romano dissertatio. 8. Breslau. Max et Comp. 88 S. 7½ sgr. od. 6 gr.

Georget, ärztliche Untersuchung der Kriminalprozesse, von Léger, Feldtmann, Lécouffe, Jean-Pierre und Papavoine, bei welchen eine Geisteszerrüttung als Vertheidigungsmittel vorgeschützt wurde; nebst Betrachtungen über die moralische Freiheit in gerichtlich-medicinischer Hinsicht. A. d. Franz. übersetzt von F. Amelung. 8. Darmstadt. Leske. 193 S. brosch. 25 sgr. od. 20 gr.

Göbel, C. Chr. Traug. Friedem., Handbuch der pharmaceutischen Chemie und Stöchiometrie für Vorlesungen, so wie auch für Aerzte und Apotheker. Zweite, durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. Eisenach. Bärecke. XXIV u. 427 S. 1 thl. 22½ sgr. od. 1 thl. 18 gr.

Hempel, A. F., Anfangsgründe der Anatomie des gesunden menschlichen Körpers. 2 Theile. 5te, verb. Ausg. gr. 8. Göttingen. Vandenhöck. Ir Bd. XII u. 483 S. IIr Bd. XII u. 546 S. 3 thl. 22½ sgr. od. 3 thl. 18 gr.

Hülfstabellen, unumgänglich nothwendig zu des Herrn Dr. S. Hahnemann's reiner Arzneimittellehre, erster bis sechster Band der ersten Ausgabe. Ein unentbehrliches Hülfsmittel für Homöopathen und diejenigen, so sich dieser Wissenschaft und Kunst zu widmen gedenken. 4. Prag. Enders. IV u. 268 S. 3 thl.

Hünefeld, Fr. L., physiologische Chemie des menschlichen Organismus, zur Beförderung der Physiologie und Medicin, und für seine Vorlesungen entworfen. IIr Th. gr. 8. Leipz. L. Voss. XVI u. 284 S. 1 thl. 22½ sgr. od. 1 thl. 18 gr.

Kühn, Car. Gottl., Opuscula academica medica et philologica collecta, aucta et emendata. Vol. I. Cum Icone auctoris et Tabb. Aen. II. 8maj. Lipsiae. Voss. XII und 397 S. 2 thl. 15 sgr. od. 2 thl. 12 gr.

Kunst, die äußerlichen und chirurgischen Krankheiten der Menschen zu heilen; nach den neuesten Verbesserungen in der Wundarzneiwissenschaft. Von einem Verein praktischer Aerzte und Wundärzte bearbeitet. 10r Theil.

Auch unter dem Titel:

Die Kunst, die Krankheiten der Schilddrüse und den Kropf zu heilen. Nach den neuesten Erfahrungen und Berichtigungen in der Arznei- und Wundarzneiwissenschaft. Von Dr. F. Ch. K. Krügelstein. gr. 8. Gotha. Hennings. 288 S. 1 thl. 7½ sgr. od. 1 thl. 6 gr.

Medicorum graecorum opera quae exstant. Editionem curavit C. G. Kühn. Volumen XIII, continens Claudii Galeni T. XIII. 8 maj. Lipsiae. Cnobloch. 1058 S. Pränumer. Preis 3 thl. 20 sgr. od. 3 thl. 16 gr.

Mende, L. J. C., die menschliche Frucht, das Fruchtkind, und das Kind kurz vor, in, und gleich nach der Geburt. In gerichtlich-medicinischer Hinsicht dargestellt. Aus der Zeitschrift für gerichtliche Medicin u. s. w. besonders abgedruckt. gr. 8. Göttingen. Vandenhöck u. R. 136 S. 15 sgr. od. 12 gr.

Mittel, die bewährtesten, gegen alle Fehler des Magens und der Verdauung, so wie auch gegen Schnupfen, Brustverschleimung, Lungenentzündung, Bluthusten, Halsbräune, Darrsucht, Würmer, Urinbeschwerden und andere Krankheiten des menschlichen Körpers; ingleichen Heilung des Lasters der Trunksucht; nebst genauer Beschreibung und sicherer Kur des jetzt allgemein in Deutschland grassirenden lebensgefährlichen Milzbrandkarfunkels (blaue Blatter). Nach den Vorschriften berühmter praktischer Aerzte bearbeitet für Nichtärzte. 8. Quedlinburg. Ernst. 97 S. broschirt. 12½ sgr. od. 10 gr.

Möller, H, Vollständiges Giftbuch; oder leichtfaßlicher Unterricht, die Giftpflanzen, Giftminerale und Giftthiere kennen zu lernen, und sich vor ihren, der Gesundheit nachtheiligen, lebensgefährlichen und tödtlichen Wirkungen zu bewahren. Ein nützliches Buch für jedermann, besonders für Schulen, so wie für alle diejenigen Künstler und Professionisten, welche giftige Stoffe verarbeiten, oder bei ihren Geschäften Gebrauch davon machen. Zweite Ausgabe. 8. Quedlinburg. Basse. XXIV u. 278 S. 25 sgr. od. 20 gr.

Prieger, J. E. P., Kreuznach und seine Heilquellen. Zur Belehrung und Unterhaltung der Badegäste. Mit Kupfern. gr. 8. Mainz. Kupferberg. VI u. 66 S. brosch. 11¼ sgr. od. 9 gr.

Richter, Fr., der Gesundheitsfreund, oder Anweisungen und Regeln, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, zu befördern und seine Lebensdauer zu verlängern. 2te Ausg. 8. Quedlinburg. Basse. X u. 403 S. 25 sgr. od. 20 gr.

— — Rathgeber für alle diejenigen, welche an Hämorrhoiden in geringerem oder höherem Grade leiden; nebst Angabe der Vorsichtsmaaßregeln, sich vor dieser so allgemein verbreiteten Krankheit zu schützen, und mit besonderer Rücksicht auf die damit verwandten Uebel, als: beschwerliche Verdauung, Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes und Hypochondrie. 8. Ebendas. VIII u. 126 S. 15 sgr. u. 12 gr.

Rullmann, G. C. W., Description de la ville de Wiesbade et de ses eaux thermales. Traduit de l'allemand par l'auteur de la topographie physique et médicale de la ville de Strasbourg. Mit Kupfern. gr. 8. Wiesbade. Schellenberg. VIII u. 226 S. brosch. 1 thl.

Sachs, L. G., de accuratiori rheumatismi et arthritidis, diagnosi prodromus. Commentatio. 8. Lipsiae. Vofs. 41 S. brosch. 7½ sgr. od. 6 gr.

Schäffer, J. Ulr. Gottl. v., Ueber die Stellnng der Leibärzte zu ihren Fürsten, und ihre gegenseitigen Verrichtungen; ein Wort zu seiner Zeit gr. 8. Sulzbach. Seidel. XVI u. 40 S. 7½ sgr. od. 6 gr.

Schäufelen, W. F., Ueber die physischen Zeichen, woraus auf absichtliche Selbsttödtung durch Erschiefsen geschlossen werden kann. Ein Beitrag zur gerichtlichen Arzneikunde. 8. Stuttgart. Franckh. XVI u. 278 S. 1 thl. 7½ sgr. od. 1 thl. 6 gr.

Scriptorum classicorum de Praxi Medica nonnullorum opera collecta. Volum. IV. Continens:

Morgagni, Jo. Bapt., De Sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri quinque. Editionem reliquis emendat. et vita auctoris auctam curavit J. Radius. Tom. I. 8. Lipsiae. L. Vofs. LXII. u. 430 S. brosch. 1 thl. 20 sgr. od. 1 thl. 16 gr.

Sigwart, H. C. W., Grundzüge der Anthropologie. gr. 8. Tübingen. Laupp. XVI u. 195 S. 22½ sgr. od. 18 gr.

Staupa, J. M., Anweisung zur gerichtlichen und pathologischen Untersuchung menschlicher Leichname. Bearbeitet nach Anleitung der gerichtlichen und pathologischen Sectionen, wie sie im Wiener Krankenhause vorgenommen werden. gr. 8. Mit 1 Kupf. Wien. Tendler und v. Manstein. VI u. 238 S. 1 thl. 15 sgr. od. 1 thl. 12 gr.

Tafeln, neue anatomische. Mit ausgewählter Benutzung der vorzüglichsten und kostbarsten ausländischen Werke von Cloquet, Lizars, Mascagni u. A. Erste Liefer. Mit 8 Kupf. Folio. Weimar. Ind. Compt. 1 thl. 22½ sgr. od. 1 thl. 18 gr.

Tiedemann, F., und Gmelin L., die Verdauung nach Versuchen. 2r Bd. 4. Heidelberg. Groos. VI u. 279 S. 3 thl.

Tuson, E. W., die Muskeln der obern Extremität, in ihrer Lage über und neben einander zum Auseinanderlegen dargestellt. Nach dem Englischen. Imperial-Folio. Weimar. Industr. Compt. 4 thl.

Wildberg, C. F. L., über die Nothwendigkeit der Berücksichtigung der Neigung des Beckens zur jedesmaligen Bestimmung der angemessensten Lage der Gebärenden. Ein Beitrag zur Entbindungswissenschaft. 4. Leipzig. Cnobloch. IV u. 20 S. 9 sgr. od. 7 gr.

Witting, C., Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen im Felde der Toxicologie, besonders der chemisch-gerichtlichen Untersuchungen, durch eine große Reihe eigener Beobachtungen über den Einfluß vegetabilischer und thierischer Substanzen auf metallische Gifte bereichert. Mit einem Vorwort von Dr. F. Stromeyer. 1r Band. Mit einem Kupfer. gr. 8. Hannover. Hahns. VIII u. 156 S. 20 sgr. od. 16 gr.

Wolmar, Enr. di, Abhandlung über die Pest, nach vierzehnjährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Mit einem Vorwort von C. W. Hufeland. gr. 8. Berlin. Vossische Buch. XII u. 382 S. 1 thl. 15 sgr. od. 1 thl. 12 gr.

Sämmtliche in dieser medicinischen Bibliographie angeführte Bücher sind in der Enslinschen Buchhandlung in Berlin, Breite Strafse No. 23, zu haben.

I.

Fragmentarische Bemerkungen

über

die riechbaren Ausdünstungen der Naturkörper überhaupt,

und der Menschen und Thiere insbesondere.

Eine in der Mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft zu Rostock vorgelesene Abhandlung

von

Dr. Samuel Gottlieb Vogel,

Grofsherzogl. Mecklenb. Schwer. Geh. Medicinalrathe, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w.

Der Gegenstand, wovon es sich hier handelt, ist in seiner ganzen Vollständigkeit von weit bedeutenderem Umfange, als sich für eine Zeitschrift schicken würde. Indefs möge ein Bruchstück davon, von den Lesern dieses Journals gütig aufgenommen werden.

Vielleicht giebt es nichts in der ganzen Natur, das nicht eine eigene riechbare Atmosphäre hat. In allen Naturreichen riecht fast alles, und ein jeder Körper anders. Welche erstaunenswürdige Verschiedenheit! Nicht nur Menschen, Thiere und Pflanzen, sondern auch Steine, Erden, Metalle u. s. w. riechen; ja selbst jeder Theil einzelner Naturkörper riecht nicht selten verschieden, obgleich oft nur unter gewissen Bedingungen.

So relativ die Gerüche sind, so giebt es doch einige, die fast allgemein für angenehm gehalten werden, und umgekehrt. Diese Annehmlichkeit scheint zum Theil in einer gewissen Mäfsigkeit des Geruchs zu liegen. Zu schwach rührt unsere Nase zu wenig, zu stark wirkt widrig auf sie. Scharfe Nasen scheuen vorzüglich die zu starken Gerüche; aber die, welche durch Tabakschnupfen, Weintrinken u. s. w. ihre Geruchsnerven abgestumpft haben, ertragen solche Gerüche ohne Widerwillen. Alles was wir riechen sollen, mufs übrigens flüchtige Theile haben, welche die Nase füllen. Alles was im Feuer flüchtig wird, giebt einen Geruch, das Wasser vielleicht ausgenommen, dessen Dämpfen doch auch nicht aller Geruch abgeht. Ueberhaupt giebt man reine Erde, reines Wasser, Eis, Glas, die fixen Salze, mehrere Metalle, Steine u. s. w. für geruchlos aus. Unter gewissen Bedingungen zeigen sie gleichwohl eine riechbare Atmosphäre.

Diejenigen Dinge, welche vielen, selbst den meisten Menschen, oder überhaupt, nicht zu riechen scheinen, können für ein geeignetes und feineres Riechorgan einen Geruch haben. Die Indianer in Peru unterscheiden bei Nacht die verschiedenen Racen der Europäer, der Ureinwohner von Amerika, und der Neger. Die Kalmucken wissen bei ihren Reisen durch die Steppen in den finstersten Nächten aus dem Geruche der Pflanzen, worauf sie treten, wo sie sind, so wie sie 20 Werste (fast drei deutsche Meilen) weit Gegenstände sehr genau erkennen, und in sehr grofser Entfernung jedes Geräusch, jede Bewegung vernehmen können. Die Wegweiser von Smyrna oder Aleppo nach Babylon wissen in den Wüsten nur aus dem Geruche des Sandes, wie weit sie noch von Babylon sind. Im Stande der Natur ist der Geruchssinn am stärksten. Ein junger Wilder, den man in dem Gehölze von Aveyron gefunden, hatte einen so feinen Geruch, dafs sein ganzer Verstand in seinen Geruchssinn zusammengedrängt und eingeschlossen zu sein

schien. Je mehr aber seine sociale Erziehung fortschritt, desto mehr verlor sich diese Feinheit des Geruchs. Wie scharf der Geruch werden könne, sieht man besonders auch bei solchen Personen, welchen andere Sinne, vorzüglich das Gesicht, fehlen. Eine taubstumme und blinde Amerikanerin sammelte oft Pflanzen auf dem Felde.

Bei mehreren Körpern und Substanzen kommt es nur auf gewisse Bedingungen an, um den in ihnen versteckten Geruch hervorzurufen, oder den für das Riechorgan der meisten Menschen zu schwachen Geruch bemerkbarer, lebhafter und auffallender zu machen. Dergleichen sind z. B. Reiben, Erwärmung, Hitze, Licht, Feuchtigkeit, Elektricität, Phosphorescenz, Auflösung in spirituösen Feuchtigkeiten, Feuer, Vermischung von zwei verschiedenen und entgegengesetzten Körpern, chemische Zersetzung, spontane Verderbnisse und Zersetzungen anorganischer Körper, krankhafte Zustände lebender Geschöpfe u. s. w. Aus der geschmack- und geruchlosesten Sache kann sich durch Wärme und die übrigen angeführten Hülfsmittel und Umstände, der bemerklichste Geruch entwickeln. Zu den Gerüchen, die durch Vermischung entstehen, gehört der Schwefelgeruch aus der Verbindung des Terpenthinöls und der concentrirten Schwefelsäure. Aus dem stinkenden Vitriolöl und dem auch nicht sehr angenehmen Weingeiste, entsteht der angenehme Aethergeruch u. s. w.

Uebrigens hat fast jeder Mensch seinen eigenen, individuellen Geruchssinn, der auch an Feinheit sehr verschieden ist, so dafs, was der Eine riecht, der Andere viel weniger oder gar nicht bemerkt, und was dem Einen angenehm riecht, der Andere nicht so, und wohl gar übelriechend findet. Eine eingeübte Jagdnase soll nicht allein an dem Geruche einer Vogelfeder die Vogelart erkennen, der sie angehört, sondern sogar Felle von verschiedenen Thieren, selbst wenn sie schon eine Zubereitung erlitten haben, und das rohe Fleisch von mehreren Thieren, durch den

Geruch unterscheiden können. Eine Frau wufste aus einem schwefelartigen Geruche, den sie bemerkte, dafs ein Gewitter bevorstand.

Gewisse Dispositionen der Nerven, bevorstehendes Nasenbluten, und andere örtliche und allgemeine krankhafte Ursachen, können den Geruch auf längere oder kürzere Zeit verfeinern, entwickeln, verderben oder abstumpfen, wovon in der Folge mehrere Beispiele vorkommen werden.

Welches Grades der Feinheit der Geruch bei Thieren fähig sei, sieht man namentlich z. B. bei Hunden, Füchsen, Affen, auch gewissen Pferderacen, aufserdem bei Fischen, Insekten, Würmern u. s. w. Der Hund verfolgt die Spur des Thiers, das er auf dem Korne hat, oder zu dessen Verfolgung er angewiesen ist, Meilen weit, ohne sich von den Spuren anderer Thiere derselben Art irre machen zu lassen. Es ist mir glaubhaft versichert worden, dafs erfahrene Jäger an dem Betragen des Hundes, der ein Stück Wild verfolgt, erkennen können, was das für ein Thier sei. Er verfolgt also nicht allein die Spur dieses Thieres, unbekümmert um jede ihm etwa aufstofsende andere Spur, sondern weifs auch, welcher Thierart er auf der Spur ist. Der Hund geht seinem Herrn auf hundert Meilen weit nach, und entdeckt alles, was er berührt hat, mitten unter einer Menge anderer Dinge, wovon jedes seinen verschiedenen Geruch hat. Hr. v. Haller erzählt von einem Hunde, der von dem Schlosse Altenklingen nach Paris, hundert Meilen weit, seinem Herrn nachlief, und ihn dort unter der Menge von Menschen auffand. Der Hund holt eine verlorne Sache selbst aus der Tiefe des Wassers heraus; doch weifs man, dafs er sich zuweilen irrt. Wie weit, und bis zu welchen Gränzen sich diese Riechkraft erstrecke, ist schwerlich auszumachen.

Wunderbar sind die unbezweifelten Erfahrungen, dafs Hunde in beträchtlicher Ferne ihren Herrn wittern, ohne ihn sehen zu können, oder an ihn zu denken besondere Veranlassung haben. Ein Hund machte auf diese Weise

der Gattin seines Herrn die Rückkunft des letzteren nach Hause in dem Zimmer, worin er sich bei ihr befand, bemerklich, indem er plötzlich unter dem Ofen hervorkam, und sich voller Freude an die Thür stellte. Nun kommt mein Mann, sagte die Frau. Diese Zuhausekunft erfolgte zu sehr verschiedenen und ungewohnten Zeiten, und es war unmöglich, ihn kommen zu sehen. Ob aufser dem Geruche hier noch eine andere Perceptionsart statt fand, lasse ich dahin gestellt sein; man sollte es doch fast glauben müssen. Eine jetzt verstorbene Dame hat mir versichert, dafs ihre Thiere in D., einer ihr gehörig gewesenen, einige Meilen von hier liegenden Landbesitzung, sich an dem unbestimmten Tage, wenn sie von hier dorthin reiste, lange vor ihrer Ankunft die sichtbarste Freude darüber zu erkennen gaben. Hier scheint es freilich noch schwerer, nur den Geruch in Anspruch zu nehmen. Einen Reisenden in Afrika, der vor Durst umkommen wollte, führte sein ihn begleitender Affe zu einer Quelle, die das Auge in der Wüste nicht hätte entdecken können. Der Affe, so wie sein Herr, waren in dieser Gegend nie gewesen. Nur auf das Riechorgan des Affen konnte, wie es scheint, die Atmosphäre der Wasserquelle wirken; wenigstens hat dies nicht wenige Wahrscheinlichkeit, obgleich reines Wasser gar keinen Geruch zu haben scheint. Vielleicht sind es gewisse riechbare Pflanzen, die an Quellen zu wachsen pflegen, die der Affe roch. Herr v. Humboldt erzählt, dafs in Peru zu Quito, wenn man Geier (Vultur gryphus) fangen wolle, eine Kuh oder ein Pferd getödtet werde; in kurzer Zeit finden sie sich in grofser Menge ein, so dafs man nicht weifs, wo sie herkommen. Die Geier sollen aus Asien nach Pharsalus in Thessalien gekommen sein, um die Cadaver von der dortigen Niederlage zu verzehren. Wie schnell versammeln sich Insekten und Würmer aller Art, zumal Ameisen, in unglaublicher Menge beim Zucker, Honig, Syrup, faulem Fleische u. s. w. Die Fische sehen den Köder der Angeln nicht, der sie fangen soll; desto schärfer riechen sie ihn

mitten im Wasser. Die Schnecken kriechen aus ihrer Schale hervor, sobald sie die frischen Kräuter riechen, wenn es nicht vielleicht ein uns dunkler periodischer Naturtrieb ist, der sie um diese Zeit hervortreibt. Zum arzneilichen Gebrauche wird auf dem Apothekerhofe zu Doberan eine Schneckenzucht unterhalten. Man füttert sie, aufser ihrer sonstigen grünen Nahrung, die sie dort an den Hecken und Büschen finden, mit Weitzenkleie, die man angefeuchtet auf ein Brett streuet. Sehr bald kommen sie aus allen Winkeln hervor, sehr langsam freilich, und im Umsehen ist das ganze Brett besetzt. Hier kann doch nur ihr Geruch sie herbeiführen. Welchen Geruch haben die Bienen, Fliegen, Wespen, so viele Käfer! Auch die Schlangen haben einen scharfen, empfindlichen Geruch. Die Aristolochia anguicida Jacqu. ist ein tödtliches Gift für die Klapperschlange, deren Annäherung zu dem Gegenstande, der sie auch nur berührt hat, durchaus davon abhält. Auch fürchten die Schlangen die Ruta graveolens. Uebrigens findet in dieser Hinsicht doch wohl einUnterschied unter den Schlangen statt. — Man hat beobachtet, dafs den Blutegeln nichts so tödtlich ist, als Ammonium. Ein oder zwei Tropfen davon zu dem Wasser gegossen, worin sie sich in einem auch noch so geräumigen mit Wasser gefüllten Gefäfse befinden, soll sie auf der Stelle tödten.

Es liefsen sich eine Menge Beispiele ähnlicher Art häufen. Die mehresten vierfüfsigen Thiére, und auch viele Insekten, haben einen schärferen Geruch, als die Vögel, die dagegen ein schärferes Gesicht haben. Doch gaben die Alten der Gans einen eben so feinen Geruch, als dem Hunde. Dem Philosophen Lycodius folgte eine Gans auf der Spur nach, wie ein Hund. — Ein jeder Mensch, ja ein jedes organisches und nicht organisirtes Wesen, mufs also seine eigene specifike Ausdünstung, eine eigene Atmosphäre haben; sonst könnte der Hund seinen Herrn und die von ihm berührten Sachen nicht finden, der Affe in weiter Ferne eine Wasserquelle nicht aufspüren u. s. w.

Je gröfser und weiter die Nasenhöhlen sind, desto schärfer ist in der Regel der Geruch. Die Schneidersche Haut, die sie auskleidet, ist sein Sitz, und der Schleim, den sie absondert, hält die Geruchstoffe fest, so dafs dieser in der Nase länge haften kann. Alle Thiere, die athmen, riechen, aber nicht umgekehrt. Aber was soll man von den Mollusken, von den Austern, von allen in Schalen eingeschlossenen Thieren sagen, von den Thieren, die keine Augen haben und nicht sehen, dem Maulwurfe, dem Proteus anguinus, u. s. w.?

Man hat bezweifelt, dafs alle Gerüche von ausströmenden Thieren herrühren könnten, wegen der unglaublichen Theilbarkeit, die dann statt finden müfste, wenn z. B. ein Hund seinem Herrn meilenweit nachspürt. Ob in solchen Fällen eine nicht näher bestimmbare Modification der Luft, wie beim Lichte, Schalle, anznnehmen sei, scheint, zumal auf solche Entfernungen, doch fast noch mehreren Schwierigkeiten unterworfen zu sein.

Die riechbaren Effluvien oder Exhalationen einer Sache erstrecken sich in sehr verschiedene Entfernung. Viel weiter riecht man die Reseda, als die Rose. Bartholin erzählt, auf der Reise nach Spanien wisse man aus dem Rosmaringeruche schon 40 Meilen vorher, dafs man sich der Küste von Spanien nähere. Der Vicomte Valencia versichert, dafs er die Gewürze von Ceylon 9 Lieues davon gerochen habe.

Die fast ins Unendliche gehende Theilbarkeit der riechbaren Theilchen erhellet aber besonders aus den Berechnungen, die man damit angestellt hat. Nimmt man an, dafs in jedem Viertelkubikzoll Raum nur ein einziges von jenen Theilchen oder riechbaren Atomen schwimmt, so kommt heraus, dafs z. B. in einer Sphäre von 10 Fufs sich $15\frac{1}{2}$ Millionen derselben befinden müssen, und zwar ohne dafs der Körper, dem sie angehörten, irgend etwas Bemerkliches oder Riechbares von seiner Masse verloren hat. Hr. von Haller fand Papiere, es waren 400 Dissertationen, die mit

einem Gran Ambra parfumirt waren, noch nach 40 Jahren von demselben Geruche durchdrungen. Er machte eine Berechnung, wie sehr sich die Ambra habe zertheilen müssen, um so vieles Papier auf so lange Zeit zu durchräuchern. (Elem. phys. V. 157.)

Es fehlt der Chemie noch an Werkzeugen, die kleinsten Theilchen der Materie zu wiegen, so wie dem aufgeklärtesten Verstande an dem Vermögen, den Grund und die Verschiedenheit der Gerüche zu begreifen und zu erklären. Bis jetzt sind unsere Nerven weit empfindlichere Werkzeuge für die Gerüche und ihre Theilchen, als die feinsten Künste der Chemie. Und dennoch sind die Theilchen des Licht- und Wärmestoffes noch feiner, als die Geruchstheilchen. Jene können durch Glas u. s. w. dringen, diese nicht. Indefs hat man die Effluvien sinnlich darzustellen gesucht, worüber Hrn. Benedict Prevost zu Genf eine Menge mit seinem Odoroscope [1]) angestellter interessanter Versuche zu verdanken sind, woraus die Atmosphäre riechender Substanzen recht sichtbar ist.

---

1) M. Bénedict Prevost hat dies Beiwort einem Instrumente beigelegt, wodurch er bis auf einen gewissen Punkt die flüchtigen Ausflüsse der Körper erkannte und maafs. Eine Menge Versuche haben ihn dazu geleitet. Er hat bemerkt, dafs Stücke einer festen riechbaren Materie, oder auch getrocknete kleine Stückchen Papier oder Leinwand, die in eine riechende Flüssigkeit eingetaucht waren, sich auf der Oberfläche des Wassers plötzlich bewegten, und sich mit grofser Geschwindigkeit herumtummelten. Wenn man auf das Wasser eine riechende Flüssigkeit schüttet, so hört die Bewegung auf, bis jene verflüchtigt worden ist. Oel hemmt die Bewegung noch länger, und diese erscheint nicht eher wieder, als bis man das von ihm gebildete leichte Häutchen auf der Oberfläche des Wassers mit einem Stückchen Papier wegnimmt. Ein Stück Siegellack oder Wachsstock hält ebenfalls die kreisförmige Bewegung der riechenden Fragmente auf, wenn man das eine oder das andere in das Wasser gesteckt hat, und die Tropfen, die sich daran gehängt haben, abschüttelt. Lichtenberg schreibt die Ursache

Wir wollen zunächst bei dem Menschen stehen bleiben, als dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung.

Die riechbaren Exhalationen oder Effluvien des menschlichen Körpers sind entweder über den ganzen Körper verbreitet, oder betreffen nur einzelne Theile, und werden von vielen verschiedenen Umständen qualitativ und quantitativ bedingt und bestimmt.

Diese Umstände sind besonders die Beschäftigungen oder das Gewerbe, das Alter, Geschlecht, die Nahrung, Lebensart, Reinlichkeit, Passionen, Temperament, das Klima, die Temperatur, Tages- oder Nachtzeit, Krankheiten, Gemüthsbewegungen u. s. w. Oft wirken mehrere dieser Umstände zugleich.

---

der Bewegung des Kamphers auf dem Wasser dem Ausflusse eines ätherischen Geistes zu. Volta hat dasselbe gesehen, wenn er kleine Körper von Aether durchzogen, oder Stückchen Benzoë und Sal succini auf das Wasser warf. Brugnatelli hat gleiche Erfahrungen mit der Rinde aromatischer Pflanzen gemacht. Man soll hieraus aber nichts anderes schliefsen, als die Existenz einer Atmosphäre, einer besonderen elastischen Flüssigkeit rund um die riechenden Körper herum, welcher jene Bewegungen zuzuschreiben sind. Wenn man eine riechende Substanz auf einen nassen Spiegel oder auf eine flache mit Wasser gefüllte Untertasse legt, so zieht sich das Wasser sogleich zurück, und läfst rundherum einen freien Platz von einigen Zollen. Dies elastische Fluidum scheint wie ein Flintenschufs zu entfliehen, wenn man ein Stück Kampher, drei bis vier Linien unter das Wasser gelegt in dieser Feuchtigkeit um sich herum eine zitternde Bewegung erregen sieht, welche die benachbarten kleinen Körper von sich stöfst, und besonders wenn der Kampher weniger tief unter dem Wasser dieses heftig von sich stöfst und abwechselnd wieder zu sich läfst, wie durch die Wirkung einer Explosion, deren Zurücksprung den Kampher einen Theil der Revolution auf sich selbst machen läfst. Aber auch nicht riechende und nur erwärmte Körper machen diese Erscheinung. In der That giebt aber eine starke Hitze eine Art von Geruch. Auch die weniger riechenden Körper für unsere Nasen, die es aber für andere Thiere sind, geben viel Effluvien dieser Art für das Verfahren des M. Prevost.

Die Schuster, Metzger, riechen anders als die Schmiede, Schneider; wovon zum Theil der Grund in den Materialien, womit sie umgehen, zum Theil in ihrer Lebensart, in der mangelhaften Reinlichkeit u. s. w. liegt. Dahin gehören auch die Juden.

Kinder haben einen anderen Geruch, als derselbe zur Zeit der Pubertät und bei alten Leuten gewöhnlich ist. Die Ausleerungen, der ganze Körper des saugenden Kindes, haben ihren bestimmten sauren Geruch, der auch von ihrer Gesundheit zeugt. Die Ammen wissen schon aus dem Geruche der Ausleerungen ihrer Säuglinge, wie es mit deren Gesundheit steht. Während der Pubertät entwickelt sich ein anderer Geruch, der etwas Stinkendes hat. Merkwürdig ist der Geruch des Blutes zur Zeit der Pubertät, vorzüglich bei dem männlichen Geschlechte. Merklich schwächer soll er bei Weibern, Alten und Castraten sein.

Unverkennbar verschieden ist der Geruch beider Geschlechter. Wollüstige Weiber, geile Frauenzimmer überhaupt, haben einen eigenen starken Geruch für das perceptible Organ des Mannes. Franz I. verliebte sich in eine ganz unbekannte Person unsterblich, mit deren Hemde er sich den Schweifs von dem Gesichte abgetrocknet hatte. Glaubius kannte einen Menschen, der mit Frauenzimmern nicht lange in einem Zimmer bleiben konnte. Hier mögen doch wohl mehrere Ursachen zusammengewirkt haben. Wer kennt nicht die Gerüche des Weibes zur Zeit der Menstruation, des Kindbetts! Ein siebzehnjähriges Mädchen, das noch nicht menstruirt war, verbreitete auf mehrere Schritte einen unausstehlichen Gestank, wie veraltete Knochenfäule. Beim Eintritte der Menstruation verlor sich der Geruch. Dafs die Menstruation die Milch gerinnen mache, Gährung störe, u. dergl., ist eine unleugbare Küchenerfahrung. Ein blinder Vater erkannte bei der Annäherung seiner Tochter, dafs sie ihre Unschuld verloren hatte.

Die Nahrung und Lebensart kann wohl nicht ohne be-

deutenden Einfluſs auf den Geruch der Ausdünstung bleiben. Die Nahrung giebt dem Schweiſse, dem Urin u. s. w. ihren eigenen Geruch. Die Neger stinken nach faulem Knoblauch, und ihre fette Ausdünstung hängt sich selbst an die Dinge, die sie berühren. Eben so sehr sollen sich die Eskimo's, die Grönländer, die Kosaken durch den Geruch unterscheiden. Ein Franzose sagte: Mehrere Stunden nach ihrem Abmarsche habe man die Kosaken noch riechen können. Hier kam auch noch wohl mancher anderer Geruch in Betrachtung. Forster erzählt, daſs die Einwohner auf dem ödesten und fruchtbarsten Theile von Tierra del Fuego, welche das thranartige Fett von halb verfaulten Seehunden genieſsen, so heftig stinken, daſs man sie auf eine beträchtliche Weite, ohne sie zu sehen, riechen kann. Das Gleiche gilt von den Afrikanern, die sich an den Kadavern der Elephanten laben. Die Neger auf St. Croix haben eine eigenthümlich widerlich riechende Ausdünstung Die Kasten von indianischem oder afrikanischem Blute behalten diesen Geruch.

Jedermann weiſs und kennt den Geruch, welchen der Spargel, Hühnerfleisch, Knoblauch, Trüffeln, der innerliche und äuſserliche Gebrauch des Terpenthins, dem Harne und der Ausdünstung geben.

Sehr merkwürdig ist, was Gemüthsbewegungen, Passionen, besonders Zorn, Indignation und Schreck, auf den Geruch der Ausdünstung wirken können. Sie erhöhen und verändern oft auf der Stelle den Geruch der Exhalationen; besonders stinken Blähungen und Stuhlgang dann entsetzlich. Tiefe Traurigkeit bewirkt eine beträchtliche Veränderung in dem Geruche der Menschen, die daran leiden. Geschlechtstrieb und Geilheit drücken sich bei Menschen und Thieren durch den besonderen Geruch, den sie verursachen, auf eine lebhafte Weise aus. Vielleicht diesen und noch wohl andern Ursachen ist der unerträgliche Gestank der Thäis beim Martial zuzuschreiben, dagegen Alexan-

der der Grofse einen sehr angenehmen Geruch von sich gegeben haben soll, woran selbst alle seine Kleidungen Theil nahmen.

Was das Klima, die Temperatur, Diät, das Regimen und die ganze Lebensart, Unreinlichkeit und Schmutz, auf den Organismus, die Constitution, Beschaffenheit der Säfte, so wie auf das davon abhängende Temperament, einwirken, und wie sehr dadurch der Geruch der Exhalationen verändert werden müsse, liegt klar genug am Tage. Es giebt aus solchen Ursachen Menschen, deren ganze Atmosphäre dergestalt stinkt, dafs sie sogar allem, woran sie die Hand legen, diesen Gestank mittheilen. So selten dies unter civilisirten Menschen ist, so rührt dies weit häufiger von dem übeln Geruche einzelner Theile her, womit dieselben behaftet sind.

Krankhafte Zustände gehören zu den wirksamsten und wichtigsten Ursachen erhöheter, veränderter und ganz neu hervorgebrachter Gerüche. Das ist besonders für den Arzt nicht selten ein weites und ergiebiges Feld der fruchtbarsten Untersuchungen und Forschungen, eine reiche Quelle diagnostischer Merkmale. Indem Krankheiten den natürlichen Geruch der Exhalationen eines Menschen verändern oder vermehren, und zwar auf eine bestimmte und stets dieselbe Art, wird derselbe dadurch ein sicheres Criterium der Krankheit, die ihn veranlafste.

Vorzüglich gehören dahin mehrere acute und chronische Ausschläge, die Pocken, Masern, Rötheln, Scharlach, Flechten, Krätze u. s. w. Hr. Geh. Rath Heim in Berlin hat sich durch eine genaue Beobachtung und Bekanntmachung mehrerer derselben verdient gemacht. Eine sehr feine Riechfähigkeit machte ihn dazu geschickt. Zum Theil verrathen sich jene Ausschläge durch den beschriebenen Geruch, noch ehe sie ausbrechen. Und von welcher wichtigen Bedeutung kann dies sein! Der vormalige Hofrath beim Obercollegio medico zu Berlin, Hr. Dr. Jäschke, ein sehr erfahrner Arzt, unterschied schon am zweiten Tage der

Krankheit durch den Geruch, ob Pocken oder Masern, oder Friesel, oder Rötheln, oder Scharlachflecken zu erwarten sein.

Aufserdem haben so viele andere Krankheiten ihre bestimmten Gerüche, die Ruhr, der Typhus, der Krebs, die Syphilis, die Gicht, die Knochenfäule, die Kopfausschläge, der Skorbut, die Luftröhren- und Lungenschwindsucht, Wechselfieber in den Anfällen, Eiterungen im Halse, im Magen, Speichelfluſs, der weiſse Fluſs, das Blutbrechen, der Brand, besonders der Hospitalbrand, Würmer bei Kindern, allerlei Geschwüre, besonders Nasen- und Ohrengeschwüre, Darmgicht, verdorbener Magen. Wie viel der Geruch der Ausleerungen durch Stuhl, Urin, Auswurf, Ausdünstung, Speichel u. s. w. dem Arzte zur Diagnose und Prognose lehre, ist zur Genüge bekannt. Auch giebt der beiſsende Geruch des Eiters bei Wunden und Geschwüren oft Licht über die Beschaffenheit der Gesundheit, begangene Diätfehler u. s. w. Verborgener Beinfraſs verräth sich oft allein durch den Geruch an der Sonde. Dahin gehört auch die Manie. Esquirol versichert, selbst die reinlichsten Maniaci haben einen eigenen specifiken Geruch. Dasselbe soll bei der Pest, dem gelben Fieber, dem Weichselzopfe statt finden, welchen Geruch ich aus eigener Erfahrung nicht kenne.

Manche Krankheiten erhöhen auch die Empfindlichkeit des Riechorgans, so daſs die Kranken Dinge riechen, die sie in gesunden Tagen nicht riechen konnten. Ein berühmter Arzt in Paris, der als Kranker bettlägerig war, wurde unaufhörlich von einem Kupfergeruche gequält, der von einer Stecknadel herrührte, die sich in seinem Bette verloren hatte. In Entzündungen des Gehirns hat man einen äuſserst feinen Geruch bemerkt. Bally, der auf St. Domingo am gelben Fieber krank lag, roch in dem kalten Wasser, was er trank, die Kräuter, die an den Ufern des Flusses wuchsen, woraus das Wasser geschöpft war. In mehreren Nervenkrankheiten, besonders auch in der Hydro-

phobie, ist der Geruch oft aufs äufserste gesteigert. Hysterische Weiber haben oft Gerüche in der Nase, die sonst niemand bemerkt. Ein scharfer Geruch ist Personen eigen, die verdorbene Eingeweide des Unterleibes haben. Leute, welchen es überall stinkt, haben entweder Nasengeschwüre, oder Würmer, oder Eiterungen im Bauche.

Gestörter Kreislauf im Pfortadersystem, veranlafst einen falschen Geruch. Ein nervöser Zustand, überspannte Einbildung, wirklich verirrte Imagination, treiben nicht weniger in dieser Sphäre ihr Spiel.

Zuweilen zeigt der Geruch gewisser Ausleerungen ihren kritischen Werth an. Ein Herr hatte bei seinem gichtischen Asthma häufig einen starken Auswurf, womit sich der Anfall verlor, aber nur erst dann, wenn dieser Auswurf einen sehr eigenen, widrigen Geruch hatte. Eben so rochen nun auch die übrigen Ausleerungen des Körpers, nur nicht eine Fontanelle, die er am Arme trug; also blofs die natürlichen, nicht die künstlichen Ausleerungen. Auf gleiche Weise verhält se sich mit den stinkenden Fufsschweifsen. Wahrhaft urinös riechende Schweifse befreiten einen Kranken von der Wassersucht der Brust und Oedemen der unteren Extremitäten. Der Mann litt aufserdem an einer Verhärtung der Prostata und der Harnblasenhäute, wodurch also die Absonderung des Urins gestört wurde, und die Haut vicariirte. Die Haut sonderte hier wirklich Urin ab, wie sonst auch Blut und Galle, und selbst Sperma. Eine Dame, die sich eben in meiner Kur befindet, hatte in einem hydropischen Zustande Schweifse, die gerade so rochen, als das Wasser, was ihr vormals war abgezapft worden. Es giebt Personen, die am ganzen Körper, oder nur an einzelnen Theilen, nach Schwefel riechen. Hr. Prof. Dzondi kannte einen Mann, der, so oft er sich den Magen überladen, stinkende Ausdünstung hatte, die wie Menschenkoth roch. Uebelriechende Schweifse können sonst von Knoblauch, Zwiebeln, Opium, Bieren, Oelen, Fetten, mehreren anderen Nahrungsmitteln, und von einzelnen Arzneien

herrühren. Nicht selten war auch ein ungewöhnlicher Geruch, den ein Kranker verbreitete, ein Vorbote des Todes.

Die allgemeinen Gerüche mancher Menschen rühren oft von örtlichen Schweifsen her, die bei hinlänglicher Reinlichkeit kaum bemerklich sind, beim Gegentheile aber, und aus Krankheit, sehr übel werden können. Fast ein jeder Theil des menschlichen Körpers hat seinen eigenen Geruch, der Kopf sammt den Haaren, der Athem, die Achseln, die Füfse, die Hände, die Genitalien, der Mund und Hals, die Ohren, die Nase u. s. w.

Sehr gemein ist ein riechender Athem. Der damit Behaftete spürt ihn selbst selten, und kann auch sonst gesund dabei sein. Dieser widrige Geruch hat sicher etwas Analoges mit den Fufs- und Achselschweifsen. Er kommt meistens aus dem Munde, dessen aushauchende Gefäfse ihn absondern. Während der Menstruation der Weiber ist er nicht ungewöhnlich. Zuweilen folgt er unmittelbar auf deprimirende Gemüthsbewegungen, Traurigkeit, Verdrufs, Aerger u. s. w. Oft liegt der Grund in einer widernatürlichen Beschaffenheit der Secretionsorgane, wodurch aus den besten Säften diese Schärfe bereitet wird, wie das Gift der Thiere ein Produkt tadelfreier Säfte ist, deren Integrität durch ihr Wohlsein bestätigt wird. Häufig rührt ein solcher Geruch von verdorbenen, mit Schmutz bedeckten Zähnen, und überhaupt von Vernachlässigung der Reinlichkeit her. Aufserdem ist er so oft eine Wirkung vom Gebrauche des Quecksilbers, von Hals- und Lungeneiterungen, Krankheiten der Mandeln und des Zäpfchens, der Speiseröhre, des Darmkanals, des Larynx, von ergossenem Blute, widernatürlichen Absonderungen verdorbenen Schleimes, Säure und Unreinigkeiten aller Art in den ersten Wegen, Würmern, Mundfäule, Skorbut, Aphthen, leerem, verdorbenem Magen u. s. w. Hr. Rönnow (Schwed. Abh. IV.) fand in einer Leiche am obersten Theile der Speiseröhre einen einige Zoll langen Sack, der voll fein gekaueter, äufserst stinkender Speisen war, und woher bei sonstiger

Gesundheit, recht schönen Zähnen und völlig reinem starken Magen, ein übelriechender Athem entstand.

Weikard sagt: Ein übelriechender Athem tödtet unsere Nervenkraft, er schlägt Muth, Liebe und alle Spannkraft zurück, und vergiftet die sanftesten Küsse. Bei dem sonst gesundesten Frauenzimmer verliert sich die Süfsigkeit des Kusses. Eine Mannsperson wurde von einem Frauenzimmer mit Tripper und Bubonen begabt. Sehr empfindlich waren dabei noch entzündliche Augen, besonders litt des linke, welches viele Schmerzen machte, und die Sehkraft verdunkelte. Das Frauenzimmer hatte ihn immer auf das linke Auge geküfst.

Unstreitig kann der riechende Athem, wie der widernatürliche Geruch, zu einem diagnostischen Zeichen benutzt werden. Fast jede Krankheit verändert den Geruch des Athems, besonders bei jeder Fieberbewegung. Man ist hierauf noch nicht aufmerksam genug gewesen. Zuweilen ist ein plötzlicher, sonst ungewohnter böser Athemgeruch in einer schweren Krankheit, ein naher Vorbote des Todes.

Aber auch fast jeder gesunde Athem hat für ein feines Riechorgan einen eigenen Geruch. Ich habe in meinen anthropol. und med. Erf. vor 22 Jahren die Geschichte einer blinden Frauensperson beschrieben, welche die Leute, ehe sie sich sonst durch etwas zu erkennen gaben, an dem Athem erkannte, den sie freilich aber auch durch ihr feines Gehör unterschied.

Die Achselschweifse haben nicht minder ihren ganz eigenen Geruch. Für die meisten Nasen ist dieser Geruch stinkender, als der von Fufsschweifsen und solcher der Geburtstheile. Bei dem neumodischen Anzuge der Damen verrathen sie sich nicht selten, wenn man vor ihnen steht, und ihnen nicht allein unter die Achseln sehen, sondern, was da ausduftet, auch riechen kann. Eben diese widrige Nudität ist auch nicht selten schuld an Unterdrückung dieser Schweifse, da einer jeden kalten Luft der Weg frei geöffnet ist, unten durchzustreifen. Die Folgen davon können

fast

fast eben so mannigfaltig und schlimm sein, als die von der Unterdrückung der Fufsschweifse. Eine Frau wurde blind und taub, nachdem sie ihren Achselschweifs unterdrückt hatte. Nicht selten geben dadurch bewirkte Verhärtungen der Achseldrüsen zu den bedenklichsten Uebeln Anlafs.

Die übelriechenden Fufsschweifse, deren sehr specifiker ammoniakalischer Geruch etwas überaus pikantes und durchdringendes hat, sind für den Arzt nicht weniger von mehreren Seiten ein sehr wichtiger Gegenstand der Forschung und Beobachtung, da sie, zumal gestört und unterdrückt, zu den schwierigsten und gefährlichsten Krankheiten Veranlassung geben können. Stinkende Fufsschweifse kommen oft vor, sind häufig eine Folge von versäumter Aufsicht auf die Füfse und Unsauberkeit, können aber auch in eigenen Dyscrasien der Säfte gegründet sein, entfernen zuweilen andere krankhafte Zustände der Haut, mancherlei Nervenübel, befestigen eine wankende Gesundheit, schützen zuweilen gegen Gicht und Podagra, und können sich auch in und durch Krankheiten verlieren.

Nicht selten findet man sie in ganzen Familien. Dafs sie durch Strümpfe, Schuhe u. s. w. anstecken können, ist nicht zu bezweifeln. Es verdiente versucht zu werden, ob man nicht auf diesem Wege unterdrückte Fufsschweifse wieder hervorlocken könnte, welches auf andere Art zu bewirken oft mit so grofsen Schwierigkeiten verbunden ist. Man hat bemerkt, dafs, wenn das Uebel erblich ist, selten ein Glied der Familie verschont bleibt, und, wenn dies geschieht, dasselbe dafür an andern und schlimmern Uebeln zu leiden hat. Aufser dafs sie für diejenigen, die daran leiden, eine lästige und ekelhafte Beschwerde sind, können sie auch zum Wundwerden und zu Geschwüren der Füfse Anlafs geben, woher heftiges Jucken und Schmerzen entstehen. Zuweilen kündigt sich das Uebel in früher Jugend schon durch vieles Jucken der Füfse an. Es ist fast kein Uebel, das nicht von der Unterdrückung solcher Schweifse entstehen könnte. Der Arzt mufs daher recht oft bei sei-

nen Krankheitsforschungen an diese Ursache denken. Zuweilen wechseln sie mit Leucorrhöen ab; zuweilen verschwinden sie von Altersschwäche und werden durch allgemeine Schweifse ersetzt, oder es erfolgt ein Husten mit stinkendem Auswurfe. — Ich beziehe mich auf das, was ich im zweiten Kapitel meiner diagnostischen Untersuchungen über die Fufsschweifse beigebracht habe, wohin noch eine schöne Abhandlung von Lobstein im Journ. compl. 95 Cah. 1826. Mai, gehört.

Aus der Nase und den Ohren strömen oft schreckliche Gerüche. Der Geruch aus der Nase, auch ohne Nasengeschwür (Ozaena), und sonst sichtbare Ursachen, wobei selbst das ganze übrige Befinden gut sein kann, gehört zu den schrecklichsten Uebeln. Ich habe in der früheren Zeit meines praktischen Lebens das Glück gehabt, eine junge schöne blühende Dame von einem solchen Nasengestanke, der sie fast zur Verzweiflung brachte, durch einen der Nase gebotenen Gegengestank zu befreien. Es war ein Schnupftabak von Asa foetida. Es ist ein Glück, dafs das Uebel nur selten ist. Ein eigener Bau der Nase scheint bisweilen hierzu besonders etwas beizutragen, wodurch die Absonderung und Ausleerung des unstreitig einer Schärfe und Verderbnifs unterworfenen stockenden Nasenschleimes gestört wird. Irgendwo habe ich die seltsame, kaum glaubliche Geschichte gelesen, dafs einem schlafenden Menschen, der einen bösen Geruch aus der Nase hatte, eine Fleischfliege, durch diesen Geruch herbeigelockt, in die Nase gekrochen sei, und hier ihre Eier abgelegt habe; worauf nach und nach 113 Larven ausgekrochen sein sollen. —

Ich habe gerade jetzt einen höchst beklagenswerthen Kranken täglich vor Augen, der an einem Nasenpolypen neben einer inneren Vereiterung und Knochenfäule einer Kinnbackenhöhle leidet, und daher den empfindlichsten Geruch aus der Nase und dem Munde ausdampft. Denselben Erfolg hat man von Eiterung im Gehirne beobachtet.

Dubois kannte einen Mann, der nach einem Falle vom Pferde mehrere Jahre bis zu seinem Tode einen Gestank zu riechen glaubte. Alte Schnupfen, Syphilis u. s. w. bewirken dasselbe.

Riechende Ohren sind weit häufiger, besonders bei Kindern, weil man ihre Reinigung sehr versäumt. Sie sind meistens in scrophulöser Dyscrasie gegründet. Dieser Geruch ist auch von ganz eigener Art, den man nicht wieder verkennen kann. Verdorbenes Ohrenschmalz, Geschwüre, stockendes Blut u. s. w. bewirken ihn zunächst.

Von übelriechenden Dünsten und Schweifsen der Genitalien will ich hier kürzlich eine Beobachtung beibringen, die ich vor mehreren Jahren an einem hiesigen Einwohner gemacht habe. Es war ein unverheiratheter Mensch von 42 Jahren, der in früherer Zeit viel ausgeschweift und oft an Schanker und Tripper gelitten hatte, sich übrigens keiner besonderen Krankheit zu erinnern wufste. Als ich ihn im Jahre 1818 das erstemal sprach, da er meinen Rath verlangte, war er mit einer hypochondrischen Stimmung, vielen Blähungen, beständig kalten Füfsen, schwachem Magen und zuweilen Herzklopfen beschwert. Hierzu kam nun ein sehr übelriechender Schweifs der Genitalien. Die Art des Geruchs beschrieb er, als wenn er bei einem Frauenzimmer gewesen sei, und sich nicht hinlänglich gereinigt habe. Er war so scharf, dafs er in der Nase ein Prickeln erregte. Wenn die Genitalien diesen widrigen Geruch ausdampften, war der Urin dunkelbraun und sehr heifs; auch spürte er in den Geschlechtstheilen periodisch eine eigene Hitze. Im Sommer war der Urin so strenge und stinkend, dafs er kaum in der Stube, wo er stand, ausdauern konnte. Wurde der Schweifs durch kaltes Waschen vertrieben, so brach derselbe unter den Achseln aus. Zuweilen verlor er sich von selbst, es stieg ihm nach seinem Ausdrucke in die Höhe und nach der Brust, und erregte eine Art von Sodbrennen. Nasses kaltes Wetter verschlimmerte das Uebel. Als ich ihn im

Jahre 1821 einmal wieder sprach, befand er sich wirklich in einer Art von Verrücktheit, die jedoch nur in einer seltsamen fixen Idee bestand, die ihn unaufhörlich quälte. Die stinkenden Schweifse dauerten indessen periodisch fort. —

Einen hervorstechenden eigenen Geruch der Geschlechtstheile findet man sonst häufig bei alten Leuten beiderlei Geschlechts, von Unreinlichkeit, Auströpfeln des Urins, von Blennorrhöen, Flechten und andern Krankheiten dieser Theile.

Es können noch andere einzelne Theile besondere Gerüche ausdampfen, namentlich die Arme und Hände, der Rücken, der Nacken, die Gegend zwischen den Brüsten, der Kopf, zumal mit übelriechenden Haaren. Auch hat man einen Schwefelgeruch an den Händen und Armen beobachtet.

Dafs die unmerklichen Effluvien des thierischen Körpers zu manchen Sympathien und Antipathien einzelner Menschen gegeneinander Veranlassung geben können, läfst sich kaum bezweifeln, so wie es gewifs ist, dafs viele Menschen gegen einzelne Thiere, und einzelne Thiere untereinander, daher ein geneigtes und anziehendes oder zurückstofsendes, widriges Verhältnifs haben.

Ein interessantes Beispiel von Sympathie erzählt Fournier (Dict. des Sc. med. T. XI. S. 228.) von sich selbst. Auf einer Promenade in Gedanken vertieft und zerstreut stellte sich auf einmal das Andenken, ja die Person eines Freundes, mit dem er häufig in Berührung gewesen war, lebendig seiner Seele dar. Er hatte diesen Freund in mehreren Jahren nicht gesehen, und nichts erinnerte ihn in diesen Augenblicken an denselben. Wirklich nicht weit von ihm entfernt erschien er plötzlich vor seinen Augen. Freilich ist ihm kein Geruch bemerklich gewesen. Es war eine sensitive Perception, welche nicht bis zum Verstande kam, der sie hätte vergleichen können, aber doch von dem Körper des Freundes ausgehen mufste. Vielleicht ist es erlaubt, diese Erscheinung eine Art von ani-

malischem Magnetismus zu nennen, welchen das Effluvium, die Exhalation, die Ausdünstung auf gewisse Personen ausübt. Das brachte ihn auf den Gedanken, ob nicht die Effluvien eines Menschen auf die magnetische Kraft gewisser Individuen Einfluſs haben könnten. Fournier, durchaus ohne Vorurtheil, desto mehr von philosophischen Zweifeln geleitet, hatte sich schon von vielen Personen vergeblich magnetisiren lassen. Einem einzigen Arzte gelang es endlich, magnetische Wirkungen in ihm hervorzubringen, namentlich Neigung zum Schlafe, eine Art von angenehmer Erstarrung, die seinen Willen und seine Gedanken fesselten, ohne daſs er sich dessen erwehren konnte. Ein jeder krankhafter Schmerz, ein Anfall von Migräne, womit er behaftet war, verschwanden darauf gänzlich. Es ist hierbei erwähnenswerth, daſs dieser Freund, der ihn magnetisirte, selbst auch, wie Fournier, einer der beredtesten Opponenten gegen den Magnetismus war.

Wahrscheinlich entstehen aus derselben Quelle manche verliebte Verhältnisse, abgesehen von der aufgeregten überspannten Imagination der Verliebten. Der Philosoph sucht und findet hier Thatsachen von einem höheren Interesse. Es gehört dahin das oben angeführte Beispiel von Franz I., der sich in eine Person verliebte, mit deren Hemde er sich den Schweiſs vom Gesicht getrocknet hatte. Konnte es nicht der in diesem Hemde haftende Ausdünstungsstoff gewesen sein, der in dem Monarchen jene Leidenschaft erweckte? Man darf vielleicht auch den belebenden Einfluſs hierher rechnen, welchen der nahe Umgang eines alten Mannes mit einem recht gesunden jungen Frauenzimmer auf ihn haben kann. Der Zweifel, daſs die Ausdünstung immer als ein Excrement, also als etwas Schädliches, anzusehen sei, möchte durch den aus dem Körper strömenden elektrischen Aether überwogen werden. Und vielleicht wehrt dieser auch den Nachtheil ab, welchen die Ausdünstung des alten Mannes auf das Frauenzimmer haben könnte. Adde accubitum juvenculae, ad Davidis exemplum, tam-

quam caloris pene exhausti suscitabulum, et morosae sollicitudinis lenimen (G. G. Richteri praecepta diaet. etc. Edit. nov. Bern. 1791. p. 341.). Ich erinnere mich noch mit grofsem Vergnügen dieses meines alten ehrwürdigen Lehrers in Göttingen, als er in seinen Vorlesungen über die Diätetik diesen Gegenstand mit jugendlicher Lebhaftigkeit in einem fliefsenden lateinischen Vortrage erörterte. Er selbst hatte wirklich in seinen hohen Jahren eine viel jüngere Gattin geheirathet. Dafs mit der unmerklichen Ausdünstung auch ein elektrischer Stoff auf die Haut und in die Atmosphäre derselben ausströme, ist durch eine Menge zum Theil imposanter Beispiele erwiesen. Ich kenne eine Dame, aus deren Haut, so oft sie das Hemd wechselt, viele elektrische Funken aussprühen. Als ihre Kammerjungfer dies zum erstenmale bemerkte, lief sie voller Schrecken davon u. s. w. Hr. v. Haller (Elem. Physiol. T. V. p. 54.) hat ähnliche, und viele andere Fälle dieser Art angeführt. Es scheint keinen Zweifel zu leiden, dafs bei naher Berührung und Gemeinschaft mit solchen Körpern ein wechselseitiger, belebender Einflufs statt finden könne. Eben so glaublich ist, dafs hievon auch ein eigener Geruch abhänge, selbst bei Thieren.

Die gleiche Ursache hat ohne Zweifel die Antipathie einzelner Menschen gegen manche Thiere. Von Katzen hat man die mehresten Beispiele. Stanislaus, König von Polen, fiel in Ohnmacht, wenn er ein Zimmer betrat, worin sich eine Katze befand, ohne dafs er sie auch selbst sah. Der weiland Consistorialrath Walch in Göttingen, der während meiner Studentenjahre daselbst lebte, konnte in einem Hause eine Katze wittern, wenn sie auch auf dem obersten Boden verborgen war. Aehnliche Beispiele giebt es nicht wenige.

(Beschlufs folgt.)

II.

Esquirol's, vormaligen Arztes an der Salpetrière zu Paris, dermalen zu Charenton, Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Frei bearbeitet von Dr. Karl Christian Hille zu Dresden; nebst einem Anhange kritischer und erläuternder Zusätze von Dr. J. C. A. Heinroth, Prof. u. s. w. zu Leipzig. Mit XI lithographirten Tafeln. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1827. 8. XXIX und 647 S. (3 Thlr.)

Es könnte räthselhaft scheinen, dafs gerade die äufsersten Pole der Heilkunst, die Behandlung der Seelenstörungen und der sogenannten chirurgischen Krankheiten, bei einem und demselben Volke zu einer Vollkommenheit gediehen, welche die Bearbeitung des übrigen Theiles der Heilkunde, der Medicin im engeren Sinne, weit hinter sich läfst. Aber vielleicht liefert gerade der eigenthümliche Charakter der Franzosen den Schlüssel zu diesem Räthsel. Scharfe Auffassungsgabe des sinnlich Wahrnehmbaren, glückliche Combination und Entschlossenheit, verbunden mit einem hohen Grade von körperlicher Gewandheit und Anstelligkeit, mufsten den Franzosen die Fortschritte in der Chirurgie und ihre glückliche Ausübung erleichtern. Ihr feines Gefühl für menschliche Verhältnisse, das ihnen so unbestreitbares Uebergewicht im geselligen Verkehre giebt, mufste ihnen eben sowohl zur glücklichen Auffassung geistiger Eigenthümlichkeiten und zur Beurtheilung der Seelenstörungen förderlich sein. Hauptsächlich in dieser Nationaleigenschaft scheint ein Grund zu liegen, warum die Behandlung der Irren ohne umfassenden medicamentösen Apparat, allein durch menschenfreundliche Leitung zweckmäfsig organisirter Irrenanstalten, in Frankreich im Ganzen

ein günstigeres Resultat lieferte, als irgend anderswo. Zu den ausgezeichnetesten Irrenärzten Frankreichs gehört unstreitig Esquirol. Von seinem glücklichen Talente, von seiner reichhaltigen Erfahrung liefsen sich vorzügliche Leistungen erwarten, die in mehrerer Rücksicht verdienten, auf deutschen Boden verpflanzt zu werden.

Weniger thätiges Eingreifen durch Arzneikörper charakterisirt der Franzosen, und namentlich Esquirol's Behandlung der Geisteskranken. Dadurch erhalten die Beobachtungen eigenthümlichen Werth, indem sie ein treues Bild des naturgemäfsen, ungestörteren Verlaufes dieser Krankheiten liefern, unbefleckt von jenen Zügen, welche eine zu thätige Behandlung hinzufügt. Dadurch wird es zugleich möglich, die von der Natur auch in den Seelenstörungen bereiteten Krisen ungestört zu beobachten, und in der Nachahmung und Vorbereitung dieser eine Norm für die Therapie zu finden. Esquirol erhöht den Vortheil, den er durch die Methode erhielt, die Natur in ihrer spontanen, nicht gewaltsam gebrochenen Wirksamkeit treu zu beobachten, noch dadurch ungemein, dafs er die Beobachtungen schlicht und einfach wiedergiebt, möglichst rein von Theorie und Speculation, wofür überdies in Frankreich der Boden nicht ist. «Systeme zu bauen und glänzende Hypothesen zu bilden,» sagt er S. 105, «ist leichter, als die Unannehmlichkeiten jeder Art zu überwinden, denen diejenigen ausgesetzt sind, die die Natur der Seelenstörungen durch eigene Beobachtung erforschen wollen.» — Die glänzendste Seite an E.'s Arbeiten ist unstreitig die lebendige und feine Zeichnung der Symptome; nächstdem fanden wir die ätiologische Erörterung der psychischen Momente und die Bemerkungen über die psychische Kurmethode von besonderem Werthe. Am wenigsten befriedigend dürfte, neben der Art, wie die somatischen Verhältnisse berücksichtigt werden, die eigentliche Nosologie der Seelenstörungen und die Anordnung der Materien erscheinen. Letztere ist ohne irgend einen, auf das Wesen der Krankheiten

sich beziehenden, haltbaren logischen Eintheilungsgrund aufgestellt. Die Familie der Seelenstörungen wird meist nach ihrer äufseren, dem Beobachter zunächst in die Augen springenden Aehnlichkeit in einzelne Gruppen gesondert. So lange jedoch der Verf. diesem Wege treu blieb, liefert uns seine Anordnung eine Reihe nach der Natur aufgenommener Gemälde; nur da wo er den Rahmen seiner Systematik anlegte, z. B. in der Manie, giebt sich unnatürlicher Zwang zu erkennen. So unvollkommen nun eine solche, auf natürliche Familienähnlichkeit sich gründende Eintheilung sein mag, so dürfte sie indefs bei den Seelenstörungen am ehesten Entschuldigung finden, in einer Zeit, welche durch Streben nach Systematik im Grunde mehr Verwirrung als Ordnung in diese Materie brachte, so dafs man kaum bei zwei Schriftstellern dieselben Begriffbestimmungen der einzelnen Arten findet, und, was die böse Folge davon war, die Möglichkeit eingebüfst hat, durch bestimmte Benennungen sich allgemein verständlich zu machen. Zwar hütet sich auch Esquirol nicht sorgfältig genug vor dieser oft gerügten Sprachverwirrung, indem er z. B. Manie für allgemeinen Wahnsinn nimmt, und die Tobsucht als eine unwesentliche und mehreren Zuständen zukommende Nebenbestimmung ansieht. Dagegen hat seine Eintheilung das Gute, dafs sie die Arten nicht zu sehr zersplittert, und das Zurechtfinden erleichtert. Manches von dem allgemeinen Sprachgebrauch abweichende kommt überdies auf Rechnung des Uebersetzers, der z. B. den fixen Wahn (Manomanie), wenn er von aufregenden Leidenschaften abhängig ist, Verrücktheit nennt, und Démence, den im Laufe des Lebens entstandenen Blödsinn, durch Verwirrtheit übersetzt.

Wir haben noch über die Entstehung und äufsere Einrichtung des Buches zu berichten. Die Architektonik rührt von dem deutschen Uebersetzer her. Schon 1813 hatte Esquirol ein umfassendes Werk über Seelenstörungen angekündigt, aber bis jetzt statt desselben nur Abhandlun-

gen über einzelne Materien geliefert, von denen zwei für sich gedruckt erschienen, die Mehrzahl aber im Journal général de Médecine und im Dictionaire des sciences médicales eine Stelle fanden. Diese Einzelnheiten vereinigte Hr. Hille zu einem Ganzen, wozu ihm hauptsächlich die Artikel Folie, Délire, Hallucination, Maison d'aliénés, Monomanie, Melancolie, Démonomanie, Erotomanie, Suicide, Manie, Fureur, Démence, Idiotisme, Imbécillité u. a. den Stoff hergaben, und wobei er sich möglichst streng an die Darstellungsweise und selbst an die Worte des Originals band.

Ref. wendet sich nun zur Anzeige des Inhalts, wobei er sich vorgesetzt hat, das Eigenthümliche in den Beobachtungen und der Handlungsweise des Verf. herauszuheben, ohne eine umfassende Kritik des Ganzen zu übernehmen, die schon deshalb nicht ganz an ihrem Orte sein würde, weil wir von E. kein in sich abgeschlossenes Ganze, kein gleichmäfsig ausgearbeitetes System, sondern zu verschiedenen Zeiten verfafste Aufsätze erhalten.

Der erste Abschnitt giebt die allgemeine Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Erstes Kapitel. Charakteristische Symptome. Diese werden in psychische und organische eingetheilt. Unter jenen stehen oben an die Störungen der Sinnesempfindungen. Diese erstrecken sich meist nur auf einen, zuweilen aber auf mehrere, ja auf alle Sinne. Bisweilen verändert sich lange vorher, ehe die Seelenstörung eintritt, der Geruch und Geschmack. Viele Gestörte täuschen sich über Umfang, Gestalt und Schwere der Körper, welche sie berühren: die Mehrzahl wird daher zu Handarbeiten, mechanischen Künsten, Musik, Schreiben u. s. w. ungeschickt; sie sind sehr unbehülflich, das Gefühl hat seine Eigenthümlichkeit, die Irrungen der anderen Sinne zu berichtigen, verloren. — Alle Seelenstörungen haben ihr ursprüngliches Muster in einigen Leidenschaften, und daher als charakteristische Symptome alle Züge der letzteren. Gestörte sind kleinmüthig,

lassen sich leicht einschüchtern, sind mifstrauisch, und gleichen in diesen Eigenschaften den Völkern, deren geistige Entwickelung noch zurück ist; denn je höher die intellectuelle Entwickelung, desto mehr Vertrauen (?), desto gröfser die moralische Kraft. Jene Veränderung des Gemüthes ist so beständig, dafs man sie als einen eigenthümlichen Charakter der Seelenstörungen betrachten mufs: es giebt Gestörte, deren Delirium kaum bemerkbar ist, aber es giebt ohne Ausnahme keine, deren Neigungen und moralische Affectionen nicht verändert wären. Oft lange Zeit, ehe ein Individuum für gestört zu halten ist, verändern sich die Gewohnheiten, Lieblingsneigungen, Gefühle und Leidenschaften. Verminderung des Deliriums ist kein sicheres Zeichen der Genesung, um so sicherer dagegen die Rückkehr zu den früheren Gewohnheiten und Neigungen. — Unter den physischen Veränderungen wird erwähnt, dafs alle Excremente einen durchdringenden Geruch annehmen, der Kleidung und Geräthschaften durchdringt, und durch nichts beseitigt werden kann. — In der Eintheilung der Seelenstörungen folgt der Verf. Pinel, und sucht den Eintheilungsgrund in den verschiedenen Modificationen der Aufmerksamkeit. Daraus ergeben sich drei Gattungen des Gestörtseins: 1) wenn die Aufmerksamkeit zu flüchtig ist, nicht hinlänglich auf jeden Gegenstand gerichtet werden kann — Manie; 2) wenn sie auf einen Punkt concentrirt ist — fixer Wahn; 3) wenn die Organe zu geschwächt sind, um die Aufmerksamkeit gehörig richten zu können — Verwirrtheit, Démence. Als vierte Gattung wird noch der angeborne Blödsinn hinzugefügt. Das Mangelhafte dieser Eintheilung, die sich auf ein unhaltbares, unwesentliches Prinzip, die Aufmerksamkeit, gründet, ist schon öfter zur Sprache gebracht: Ref. hält seine Bemerkungen darüber um so eher zurück, da der Reichthum an Beobachtungen und feinen Bemerkungen im vorliegenden Werke den Abgang systematischen Werthes weniger fühlbar macht, und die Hauptformen der Natur treu nachge-

zeichnet sind. Ueberdies läfst der Verf. den hier angegebenen Cardinalpunkt, der das Wesen der Seelenkrankheiten beherrschen soll, bei der Abhandlung der einzelnen Störungen ganz wieder fallen, und folgt vielmehr, ohne es auszusprechen, der alten Dichotomie in allgemeinen und partiellen Wahnsinn, indem er jede dieser Formen wiederum zwiefach theilt, je nachdem sie mit Exaltation oder Depression zu Tage kommen.

Zweites Kapitel. In der Aetiologie werden hauptsächlich die Leidenschaften hervorgehoben, welche der Verf. als die wahre Anlage und zugleich als die Vorbilder aller Seelenstörungen betrachtet. Er unterscheidet die Leidenschaften in primitive und sociale; jene sind Richtungen des Naturtriebes, — Liebe, Zorn, Furcht, Rache; diese beziehen sich auf Bedürfnisse, die unabhängig von unserer Erhaltung, vielmehr die Früchte der intellectuellen Entwickelung und der gesellschaftlichen Verhältnisse sind. Die letzteren, das persönliche Interesse, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Geiz u. s. w., sind die fruchtbarste Quelle der Seelenstörungen. Der Verf. räumt den physischen Ursachen einen bedeutenden Antheil an der Erregung von Seelenstörungen ein, eine Wahrheit, die man in Deutschland in neuer Zeit hin und wieder aus den Augen verloren hat. Die Mehrzahl der Gestörten hatte schon längere Zeit vor dem Ausbruche Convulsionen, Kopfschmerzen, Koliken, Krämpfe, Verstopfung, Störungen der Regeln u. s. w. Grofse atmosphärische Veränderungen bewirken heftigere Anfälle; zu den Zeiten des Aequinoctiums sind die Gestörten lärmender, erfordern mehr Aufsicht. Im Mai, Juni, Juli, August war in der Salpetrière die zahlreichste Aufnahme, im Februar und März wurden die wenigsten eingebracht. Von dem Einflusse des Mondes konnte sich E. nach seinen Beobachtungen nicht überzeugen. Das nächtliche Mondlicht regt die Gestörten zwar auf, aber auf dieselbe Weise wie das Tageslicht; daher angeblich Mondsüchtige ruhig blieben, wenn man ihre Fenster verhing. Seelenstörungen sind am

häufigsten zwischen dem 25sten und 35sten Jahre, demnächst zwischen dem 50sten und 60sten. Beim weiblichen Geschlecht sind die Seelenkräfte gegen die beiden Extreme des Lebensalters, bei den Männern aber in der mittlern Epoche wankender, als in den übrigen. In Frankreich ist die Zahl der gestörten Frauen gröfser, als die der Männer. In England ist das Verhältnifs für die Frauen günstiger. Den Grund findet E., gewifs sehr treffend, in der Erziehungsweise und dem bürgerlichen Standpunkte der Frauen in beiden Ländern; eine beherzigungswerthe Bemerkung, besonders für Deutschland, wo die französische Sitte, in dieser Beziehung wenigstens, immer tiefer alle Stände durchdringt. Die Meinung, dafs eminente Geisteskräfte zur Seelenstörung prädisponiren, oder gar dafs das Genie dieselbe schon nahe berühre, theilt E. nicht. Nicht die Uebung des Geistes, noch die Cultur der Wissenschaften und Künste, sondern die Excesse, zu denen sie mittelbar führen, mufs man als Ursache der Seelenstörungen betrachten. — So wie die anhaltende Reflexion auf einzelne Individuen, so wirken herrschende Ideen auf ganze Nationen und auf den Charakter ihrer Seelenstörungen. Mit dem Christenthum trat die religiöse Melancholie auf; der Rittergeist vermehrte die erotische; mit den bürgerlichen Religionsunruhen erschienen die religiösen Melancholien wieder, in Gesellschaft von Magie und Hexerei; die Freiheits- und Umwälzungsideen haben endlich viele Köpfe verwirrt, und es ist bemerkenswerth, dafs seit 30 Jahren der Charakter der Stürme, welche Frankreich in Bewegung setzten, in den Seelenstörungen zu erkennen war. Indefs mehr noch als die vorübergehenden Stürme der Revolution wirkte die tiefer eindringende Veränderung der Sitten, welche seit den letzten 30 Jahren in Frankreich statt fand. Die unverhältnifsmäfsige Häufigkeit der Seelenstörungen unter den Grofsen und Fürsten scheint in der Erblichkeit begründet zu sein, indem sie ihren Stand weniger mischen.

Unter den Körperkrankheiten als Ursachen der Seelen-

störung, wird auch der Unterdrückung der Hautthätigkeit gedacht. Ein Mann von 45 Jahren schwitzte stark am Kopfe; man rieth ihm, sich mit kaltem Wasser zu waschen; der Schweifs verlor sich nach und nach, und er ward verwirrt. Ein junger Mensch geht schwitzend durch einen Bach, legt sich, einen Schauer fühlend, nieder, und wird Maniacus. Die Leucorrhöe, die so häufig die Regeln begleitet, sie in gewisser Art ersetzt, tritt öfter zurück, als man gewöhnlich glaubt, und wird erregende Ursache der Seelenstörung. Die Trunksucht ist nicht immer als Ursache, sondern oft als Symptom der Seelenstörung zu betrachten. (Ref. behandelt gegenwärtig ein an Dämonomanie leidendes 30jähriges Mädchen, welches, früher höchst regelmäfsig lebend, während der Krankheit einen unbezähmbaren Hang zum Branntwein zeigt, den sie auf jede ersinnliche Weise zu befriedigen sucht. Sie verschluckt gierig das eckelhafteste Gemisch, wenn es nur Weingeist enthält, z. B. Tischlerpolitur, und versichert, ihre innere Höllenpein allein dadurch erleichtern zu können.) Im Allgemeinen sind die moralischen Ursachen der Seelenstörungen viel häufiger, als die physischen; letztere wirken mehr auf das weibliche Geschlecht.

Drittes Kapitel. Nosologie. In diesem Abschnitte, der gröfstentheils zur Symptomenlehre gehört, wird zuerst von den Stadien, dem Typus, den Complicationen und der Dauer der Seelenstörungen gehandelt, und zwar, wie es Ref. scheint, weniger sorgfältig und ausführlich, als die übrigen Materien bearbeitet sind. Was der Verf. dagegen von den Krisen sagt, ist bemerkenswerth. Die Heilung ist nie sicher, sobald sie nicht durch gewisse bemerkliche Krisen geschieht; man hat, wenn die Seelenstörung plötzlich ohne diese weicht, immer einen nahen Rückfall zu befürchten. Der Blödsinn hat keine Krisen. Sie sind physische oder moralische, vollkommene oder unvollkommene. Im letzteren Falle geht der Zustand häufig in chronische Seelenstörung über. Von den aufgeführten Entscheidungen

erwähnen wir die durch Schwäche und Abspannung bewirkten: das Gesicht entfärbt sich, der Kranke empfindet eine allgemeine Schwäche; Schlaf, Appetit, die Weichheit und Geschmeidigkeit der Haare kehren zurück, die Se- und Excretionen, Speichel, Thränen, Schweifs werden frei u. s. w. Bei unvollkommener Krise tritt nun Blödsinn ein. Bisweilen entscheiden sich die Seelenstörungen durch Fettwerden: der Irrwahn verschwindet in dem Grade, als die Fettheit zunimmt, die mehrere Monate, selbst nach vollkommener Wiederherstellung, sich noch erhält. Wenn mit dem Eintritt des Fettwerdens dagegen die Seelenstörung nicht weicht, so dauert diese so lange, als jenes sich erhält. Was der Verf. von der kritischen Bedeutung der moralischen Erschütterungen sagt, ist sehr wichtig. Am Schlusse dieses Kapitels werden die gewöhnlichsten Krankheiten, an welchen die Gestörten sterben, und die Resultate der anatomischen Untersuchungen angegeben.

Viertes Kapitel. Prognose. Im Allgemeinen wird der dritte Theil geheilt, in der Salpetrière die Hälfte. In Paris sind die Heilungen zahlreicher, als in London [1]). Nach dem dritten Jahre verhält die Wahrscheinlichkeit der Heilung sich wie 1 zu 30; doch giebt es auch nach der längsten Dauer keine gewissen Zeichen der Unheilbarkeit. Das günstigste Alter für die Heilung ist zwischen dem 20sten und 30sten Lebensjahre; nach dem 50sten ist sie selten und unsicher. Die Mehrzahl der Gestörten behält noch eine Zeitlang nach der Herstellung ein peinliches Gefühl des eben verlassenen Zustandes, und ist für die Sorgfalt,

---

1) Der Engländer Abraham findet indefs selbst in diesem günstigen Resultat eine neue Quelle des Unsegens für Frankreich. Sonst blieben, sagt er, die meisten Irren bis an ihr Lebensende in Verwahrung; jetzt wird ein grofser Theil geheilt und ihren Familien zurückgegeben. Aber ihre Prädisposition zur Narrheit behalten sie, und vererben dieselbe auf ihre Nachkommen. Aus dem Grunde müsse die Zahl der Gestörten mit jedem Jahre wachsen. Armes Frankreich!

die man ihnen gewidmet hat, undankbar: sie glauben, der Arzt habe sich hinsichtlich ihrer Krankheit geirrt, sie aus ihren Verhältnissen gebracht, sie unzweckmäfsig und zur Unzeit behandelt.

Fünftes Kapitel. Allgemeine Therapie. Sie hat drei Hauptgesichtspunkte, nämlich 1) die Störungen des Geistes, 2) die des Gemüths und 3) die Unordnungen und Störungen des Körpers zu beseitigen. Sehr bestimmt und mit Hinweisung auf eigene Beobachtungen, die der Verf. erzählt, thut er die Nothwendigkeit der Isolirung für die meisten Fälle dar. Jedoch hebt er auch die Fälle heraus, in denen dieselbe nicht nur unnütz, sondern selbst schädlich ist. Viele Gestörte genesen in den ersten Monaten ihrer Krankheit, selbst unter offenbar ungünstigen Verhältnissen: daher übereile man im Allgemeinen die Absonderung nicht, um den Gestörten nicht in der Idee zu bekräftigen, dafs man ihn für geisteskrank halte. Wenn die Krankheit mit den Gewohnheiten und häuslichen Verhältnissen des Kranken nicht in Verbindung steht, und das Delirium nur partiell ist, sich auf gleichgültige Dinge erstreckt und nicht von heftigen Leidenschaften unterhalten wird, wenn der Gestörte keinen Widerwillen gegen seinen Wohnort und seine Verwandten zeigt, und keine verkehrten Dinge gemacht hat, deren Erinnerung ihn kränken oder entmuthigen könnte, dann ist die Isolirung unnöthig. Schädlich ist sie sogar, wenn der Kranke sehr reizbar ist, wenn ihm noch ein grofser Theil seines Bewufstseins blieb, oder er lange lichte Zwischenräume hat und sich in seinem Hause gefällt. — Dieser ganze Abschnitt bekundet die Meisterschaft Esquirol's: was er insbesondere von den Irrenanstalten als Mittel zur Heilung und von dem Benehmen des Arztes sagt, zeugt von langer Erfahrung und ächt praktischem Scharfblick. Der Reichthum seiner Bemerkungen mufs jedem Irrenarzte von Wichtigkeit sein, und eine Irrenanstalt, nach den hier vorgetragenen Regeln organisirt und geleitet, wird sich gewifs günstiger Erfolge zu erfreuen haben.

Wir

Wir können nur Einzelnes berühren, was uns das Eigenthümliche der französischen Irrenanstalten zu bezeichnen scheint. So viel möglich, wird äufserer gewaltsamer Zwang vermieden. Binden und Einschnüren der Rasenden vermehrt ihre Wuth, und hindert die Heilung: zweckmäfsigere Vorrichtungen, eingeübte Dienerschaft, passende Behältnisse, erleichtern die Heilung im Irrenhause. Unglücklicherweise ist es ausgemacht, dafs es Gestörte giebt, die man verhindern mufs, sich und andern zu schaden; doch ist deren Zahl bei weitem kleiner, als man gewöhnlich glaubt: die Zahl der eingesperrten und festgehaltenen Individuen einer Anstalt kann in gewisser Rücksicht den Maafsstab der Achtung abgeben, die sie verdient. Am wichtigsten ist die Persönlichkeit des Arztes und seine Fähigkeit, mit Benutzung der äufseren Hülfsmittel, im rechten Momente zu imponiren. Manche Kranke mufs man mit der Miene des Wohlwollens und dem Eifer der innigsten Theilnahme empfangen; nichts aber flöfst ihnen mehr Ehrfurcht ein, als sie lange Zeit anzusehen, zu fixiren: es scheint, als suchten sie das zu errathen, was sie zu erwarten, ob sie zu hoffen, oder zu fürchten haben. Dieser Moment ist für den Einfluss höchst wichtig, den man auf sie auszuüben wünschen mufs. Der Wärter mufs die Geschicklichkeit besitzen, dem Gestörten weder offenbar zu widersprechen, noch seinen irrigen Ideen zu schmeicheln: indem er des Kranken Noth, Unruhe und Kummer zu theilen scheint, wird er nicht blofs der Gefährte seiner Zerstreuungen und Uebungen, sondern sein Vertrauter und Freund. Er darf sich niemals die geringste Unterdrückung und Bändigung erlauben, und mufs eine Bändigung oder Bestrafung des Kranken statt finden, so sollte sein Wärter vorher entfernt werden, um das Recht zu behalten, ihn zu trösten. Der Verf. hat mehrere Kranke gehabt, die aus Furcht ihrem Wärter Verdrufs zu machen, verkehrte Handlungen vermieden, und ihre Wuth bezähmten. Einer unter andern zerrifs alles: E. liefs seinem Wärter die Zwangsjacke anziehen, und schalt ihn derb in Gegen-

wart des Kranken; dieser bat nun um die Erlassung der Strafe, versprach nichts mehr zu zerreifsen, und hielt Wort.

In hartnäckigen Fällen der Schlaflosigkeit bringt die Gestörten manchmal ein monotoner Anschlag an die Thür oder die Mauer des Zimmers zur Ruhe; oder indem man Wasser tropfenweise von der Decke des Zimmers in ein Bassin fallen läfst. Vergebens ist meistens der Gebrauch der kräftigsten narcotischen Arzneimittel; das beste Mittel: Körperbewegung bis zur Ermüdung. In den Anstalten Frankreichs ist das Wort Arbeit immer im Munde der Aerzte, es ertönt immer vor den Ohren der Gestörten, die sich einander dazu aufmuntern. Die Wahl der Arbeit mufs den Neigungen und Gewohnheiten der Individuen angemessen sein. Bei der Behandlung der Kranken aus der reichern und höhern Klasse fehlt diese schätzbare Hülfsquelle, die nur schlecht durch Spaziergänge, Musik, Lectüre u. s. w. erśetzt wird; indefs kommt ihnen die schon früher erworbene Gewohnheit des Nichtsthuns eher zu statten. Das Schauspiel ist Gestörten schädlich. Den auf den Kopf angewandten, Schmerz erregenden Mitteln erklärt sich E. im Allgemeinen nicht günstig: sie helfen sehr selten, vermehren dagegen den Erethismus, und quälen die Kranken, die dadurch gereizt werden, und glauben, man wolle sie bestrafen. Am Schlusse dieses Kapitels erhalten wir die Ansichten des Verf. über die zweckmäfsigste Einrichtung und Leitung einer Irrenanstalt mit den dazu gehörenden Apparaten.

Zweiter Abschnitt. Specielle Pathologie und Therapie. Erstes Kapitel. Der fixe Wahn oder die Monomanie, d. i. dasjenige fieberlose Delirium, welches blofs partiell oder nur auf einen Gegenstand gerichtet ist, und seine Quelle in moralischen Affectionen hat, die auf den Geist rückwirken. (Dafs diese Definition theils nicht erschöpfend, theils sogar unrichtig ist, bedarf keines weitläuftigen Beweises. Indefs hat die zu enge Bestimmung, dafs der fixe Wahn seinen Sitz in den Affectionen des

Gemüths habe, keinen Einfluſs auf die Darstellung dieser Krankheit nach dem herrschenden Begriffe, weshalb wir bei der übrigen Trefflichkeit, mit welcher vorzugsweise diese Krankheit abgehandelt ist, eine nosologische Unvollkommenheit leicht zu übersehen im Stande sind. Deshalb wollen wir auch mit dem Verf. nicht rechten, daſs er manches als Unterart des fixen Wahns abhandelt, was wohl füglich eine andere Stellung und Betrachtungsweise verdient hätte, z. B. den Selbstmord, oder vielmehr den Hang dazu, der, wo er wirklich seinen Grund in Seelenstörung hat, dennoch keine bestimmte, für sich begränzte Art derselben ausmacht, sondern bei verschiedenen psychischen Krankheitszuständen angetroffen wird. Auch von der Melancholie dürfte es zweifelhaft sein, ob der fixe Wahn das Wesentlichste ihrer Begründung ausmache, da man selbst Bedenken getragen hat, denselben als nothwendig zur Melancholie gehörend zu betrachten. Ref.) Der fixe Wahnsinn zeigt sich unter zwei entgegengesetzten Formen, je nachdem er von einer excitirenden, lebhaften, muntern, oder von einer deprimirenden, traurigen Leidenschaft charakterisirt wird, und theilt sich daher in die Monomanie im engeren Sinne (Verrücktheit nach dem Uebersetzer), und in die Melancholie.

Zuerst die Melancholie. Von der meisterhaften Schilderung, welche mit der anschaulichsten Lebendigkeit bis in die feinsten Züge dieser Krankheit eindringt, wagt es Ref. nicht, Einzelnes herauszuheben, ohne das wahrhaft künstlerische Ganze zu zerstören. Doch sei ihm erlaubt, einen Punkt zu berühren, der vielleicht zu wenig, namentlich bei der forensischen Beurtheilung, bisher beachtet wurde, nämlich die Verschiedenheit der Erscheinungen nach den Graden der Melancholie. E. bezeichnet deren zwei. In dem ersten sind die Kranken von einer auſserordentlichen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit; alles macht auf sie lebhaften Eindruck, die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge scheinen ihnen besondere und neue Phänomene, die bloſs bereitet sind, um sie zu quälen. Kälte und Wärme,

Regen und Wind machen sie vor Schmerz und Schreck schaudern; Geräusch bringt sie zum Zittern, Stille ergreift und erschreckt sie; mifsfällt ihnen eine Sache, so stofsen sie solche mit Heftigkeit von sich; wenn ihnen die Speisen nicht behagen, so bekommen sie Ekel bis zum Erbrechen. Ihr Urtheil ist noch nicht verwirrt, aber ihre ganze Art zu empfinden, zu denken, zu handeln, ist überspannt und übertrieben, u. s. w. (Was der Verf. hier den ersten Grad der Melancholie nennt, sind streng genommen nur die Vorboten derselben, nicht die Krankheit selbst, die erst mit der Verwirrung des Urtheils gesetzt ist. Da sich indefs nicht bestimmen läfst, wann die letztere in jedem einzelnen Falle eintreten müsse, so war es von Wichtigkeit, die Aufmerksamkeit der Aerzte auf Erscheinungen hinzuleiten, die der Krankheit, welcher sie voranlaufen, völlig zu widersprechen scheinen. Ref.) Wichtig ist die Bemerkung, dafs bei einigen Melancholischen, obgleich sie in die tiefste Traurigkeit versenkt sind, andere Affecte übermäfsig gesteigert erscheinen. Die kindliche Anhänglichkeit, die Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit sind übertrieben, und vermehren noch die Unruhe und Furcht. — Einige Melancholische haben ein Gefühl ihres Zustandes, sehen es ein, wenn sie falsch geurtheilt und gesprochen haben, und räumen es oft mit Verdrufs und Verzweiflung ein; immer werden sie aber durch die sie beherrschende Leidenschaft zu denselben Ideen und Aengsten unwiderstehlich zurückgeführt, und mehrere versichern, dafs eine unüberwindliche Macht sich ihrer Vernunft bemächtige. Der Genufs der Milch macht Personen mit dem melancholischen Temperamente Kopfschmerzen.

Nachdem der Verf. die Symptome und Ursachen der Melancholie angegeben hat, kommt er zu dem Typus, dem Verlauf und den Ausgängen, wobei wir besonders auf dasjenige aufmerksam machen, was er über die Krisen sagt. Unter den Ergebnissen der Leichenöffnung wird die, wahrscheinlich auf Erschlaffung beruhende, Verschiebung des

queren Grimmdarms hervorgehoben, die zuweilen fast senkrecht ist, in andern Fällen von der Mitte wie ein Oehr herabsteigt. — Die Behandlung wird nach den Heilmitteln in die diätetische, moralische und pharmaceutische eingetheilt. Die Verschiedenheiten der Melancholie sind vielfältig; indefs kann man die hervorstechendsten Formen auf eine kleine Anzahl von Varietäten zurückbringen, als: die religiöse Melancholie oder die Dämonomanie, die Erotomanie, Pantophobie, Misanthropie, das Heimweh, den Selbstmord oder Spleen (von dem indefs der Verf. selbst eingesteht, dafs er sich auch als Symptom der übrigen Formen der Seelenstörungen findet), und die Lykanthropie oder Zoanthropie. Von diesen werden im Werke selbst nur folgende einzeln durchgegangen.

1. Die religiöse Melancholie oder Dämonomanie. Nach einer interessanten historischen Entwickelung dieser jetzt seltneren Krankheit, theilt E. fünf eigene Beobachtungen mit. Im vierten Falle war die Dämonomanie mit Wuth und Démence, im fünften mit Démence und Lähmung complicirt. Der Verf. überzeugte sich, dafs die in neuer Zeit beobachteten Beispiele dieser Krankheit dieselben Symptome zeigen, welche von den Schriftstellern der Vorzeit von den Teufelsbesessenen, Bezauberten, in Hexenprozesse verwickelten Personen angemerkt werden. So z. B. gaben diese Kranken einen sehr starken Geruch von sich, was man sonst für ein den Teufel verrathendes Zeichen hielt. Die Vernachlässigung der Verwandten, Freunde und des eigenen Interesse, daher Elend und Dürftigkeit; das hartnäckige Festhalten an der einmal gefafsten Meinung trotz aller Ueberredung, Entbehrungen und Schmerzen; das thränenlose Auge bei den durch die raffinirteste Barbarei erfundenen Martern; die Geständnisse bei der ersten plötzlichen Ueberraschung; der Wunsch zu sterben, der heitere Gang zum Scheiterhaufen, zuweilen in Folge der Sicherheit, nicht sterben zu können; die Convulsionen, das epidemische Auftreten, Erblichkeit, Alter (am häufigsten

zwischen dem 40sten und 50sten Jahre), Geschlecht, mangelhafte Erziehung und mehreres andere beweist die Identität der Bezauberten und Teufelsbesessenen mit den an Dämonomanie leidenden Kranken unserer Zeit.

2. Die Erotomanie, erotische Melancholie, — eine ausschweifende übermäfsige Liebe sowohl für einen wirklichen, als eingebildeten Gegenstand: bei verletzter Einbildungskraft und irrigem Urtheil sind die Ideen über die Liebe eben so fix und vorherrschend, wie es in der religiösen Melancholie die religiösen Ideen sind. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Nymphomanie und Satyriasis, bei denen das Leiden seinen Grund im Geschlechtssystem hat, dessen Reizung und Erregung auf das Gehirn reagirt. Die an der letztgenannten Krankheit Leidenden sind Opfer physischer Störungen, die in das erotische Delirium Verfallenen dagegen das Spiel ihrer Einbildungskraft. (Ref zweifelt, dafs dieser Unterschied sich in jedem Falle als wesentlich festhalten lasse, da Geschlechtsreizung und Einbildungskraft sich gegenseitig erregen.) Die Erotomanie führt, wie alle Melancholien, die nur das Extrem einer heftigen Leidenschaft zu sein scheinen, zum Selbstmord; oft verursacht sie Bleichsucht, Onanie, Hysterie, Satyriasis und Nymphomanie. (Schon dieser Uebergang rechtfertigt des Ref. obige Bemerkung.) Zuweilen verbindet sie sich mit Manie: diese Complication darf man nicht mit der hysterischen Manie verwechseln, in der sich die verliebten Ideen auf alle Gegenstände erstrecken, während in der erotischen Manie diese Ideen fix sind, und nur von einem einzigen Gegenstande bestimmt werden. (Im Verfolg des Werkes ist von einer hysterischen Manie die Rede, unter der wahrscheinlich nichts anders als Nymphomanie, Manie mit krankhafter Geschlechtsgier verstanden wird. Ref.)

3. Der Selbstmord, oder die Melancholie mit Neigung zum Selbstmord. Diese Abhandlung ist die umfassendste im ganzen Werke, es ist ihr der fünfte Theil desselben, 100 Seiten, gewidmet. Dies Mifsverhältnifs, das

nicht auf E's Rechnung kömmt, der diesen Abschnitt, wie alle übrigen, als isolirte Arbeit herausgab, wird indefs den Leser eben so wenig verhindern, den reichen Schatz von Beobachtungen und sinnvollen Bemerkungen mit Vergnügen und Dank aufzunehmen, als die Betrachtung, dafs ein grofser Theil der mitgetheilten Materien, streng genommen, nicht der Lehre von den Seelenstörungen angehört, und dafs der Verf. manches als Wirkung eines unfreien Zustandes anzusehen scheint, was vielmehr der freien Selbstbestimmung zugeschrieben werden mufs. — Alle Veranlassungen, welche den Menschen bestimmen, sein Leben zu vernichten, vereinigen sich darin, dafs sie die Einbildungskraft entweder durch ein viel kostbareres Gut, als das Leben ist, oder durch ein weit furchtbareres Uebel, als der Tod ist, exaltiren. Indem der Verf. die aus erhabenen Gefühlen hervorgehende Aufopferung des Lebens von dem Begriff des Selbstmordes ausschliefst, betrachtet er zunächst den aus dem Delirium der Leidenschaften entspringenden. (Ref. bemerkt hier beiläufig, dafs er es nicht billigen kann, wenn man die höchste Effervescenz einer Leidenschaft als Delirium, daher als Seelenstörung ansieht: dadurch sind so manche Irrthümer und schiefe Urtheile, namentlich in foro, herbeigeführt. E. scheint sogar eine Vorliebe für diese Verschmelzung der Leidenschaft mit der Geisteskrankheit zu haben, weshalb seine Lehren in gewissen Beziehungen nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind.) Diesen unwillkührlichen, unfreiwilligen Selbstmord nennt der Verf. den acuten, im Gegensatz des chronischen, der mit Ueberlegung und Bedacht ausgeführt wird. Bei ersterem ist ein erfolgloser Versuch meist die Krise dieser moralischen Affection. — Man findet bei Selbstmördern oft die scrofulöse Constitution, die zur Muthlosigkeit und Apathie geneigt zu machen und zum Lebensüberdrufs zu führen scheint. Unter den Leichenöffnungen ist eine Beobachtung verzeichnet, welche einen Beitrag zur Lehre von der Strangulationsrinne bei Erhängten liefert. Ein 33jähriges gemüthskrankes Mädchen

erhing sich an einer sehr dünnen Schnur. Man fand die Leiche mit schwarzblauem Gesicht, violetten Händen und Füfsen: der Eindruck der Schnur ging rings um den Hals schräg gegen die Ohren zu, und bildete einen weifsen glänzenden Streifen von der Breite einer Linie, ohne irgend eine Blutergiefsung, weder oberhalb, noch unterhalb der Zusammenschnürung. In einem anderen Falle war die Haut des Eindrucks braungelb, verhärtet und wie verbrannt, unter derselben nur geringe Blutergiefsung. — Die zum Selbstmord geneigten Individuen erfordern in den Irrenanstalten die gröfste Wachsamkeit. Sie dürfen nicht einzeln in Zellen, sondern müssen in gemeinschaftlichen Sälen wohnen, damit sie durch ihre Nachbarn und durch die Beamten besser beobachtet werden können. Bei dieser Aufmerksamkeit und indem man ihnen Wohnungen zur ebenen Erde gab, wurden in der Salpetrière in 10 Jahren nur vier Selbstmorde ausgeführt. Diese Anstalt hat eine stete Bevölkerung von 11 bis 1200 Gestörten, worunter immer wenigstens 100 mit Neigung zum Selbstmord zu finden sind. Auenbrugger's Methode gegen die Neigung zum Selbstmord, welche in einem künstlichen Geschwür (Haarseil) in der Lebergegend und dem reichlichen inneren Gebrauche des Wassers besteht, leistete dem Verf. keine Dienste.

Die zweite Form des fixen Wahnes ist die Verrücktheit oder Monomanie im engeren Sinne, die Melancholia moria des Sauvages: partielles Irresein, von aufregenden, reizenden Leidenschaften abhängig. Sie steht zwischen der Melancholie und Manie mitten inne, indem sie mit ersterer wegen der fixen Ideen und dem Insichgezogensein, mit letzterer aber wegen der Aufregung der Ideen und der physischen und moralischen Activität Aehnlichkeit hat, daher sie von manchen Schriftstellern mit beiden verwechselt wird. (Ref. gesteht, dafs ihm diese Species der Seelenstörungen nicht bestimmt und begränzt genug erscheint: das Insichversunkensein der Melancholie gehört der Narrheit nicht an, wir zweifeln, ob auch die fixe Idee ihr nothwendig sei.

Manches hier Aufgenommene deutet offenbar auf allgemeine Verkehrtheit, und wurde wahrscheinlich deswegen mit hierhergezogen, weil es nicht unter Manie passen wollte, womit der Verf. das allgemeine Irresein mit Aufregung der vitalen Kräfte bezeichnet. Manches ferner zeugt unbezweifelt von Schwäche der Seelenkräfte und würde nach des Verf. Schema unter Démence gehören: andere Beispiele wiederum dürften als Tobsucht erkannt werden. Die vom Uebersetzer für diese Form gewählte Benennung «Verrücktheit» kann nur durch Convention zu einer allgemeinverständlichen werden, da sie eben so gut auf jeden andern fixen Wahn pafst, und mufs so lange unvermeidlich zu Irrungen Anlafs geben. Statt sich indefs hierüber weiter auszulassen, zieht Ref. vor, zu den Naturzeichnungen Esquirol's zurückzukehren.) Schon die äufsere Erscheinung dieser Krankheitsform unterscheidet sie deutlich von der Melancholie: die Physiognomie ist ausdrucksvoll und sehr beweglich, die Augen lebhaft, glänzend und bisweilen wie injicirt, das Gesicht roth; die Kranken sind lebhaft, ausgelassen, muthwillig, dreist und thöricht, machen sich viel zu thun, sind lärmend und plauderhaft. Der Verlauf dieser Störung ist viel acuter und heftiger, ihre Dauer kürzer, ihr Ausgang öfter günstig, als in der Melancholie. Die Leidenschaften, unter deren Herrschaft diese Gestörten stehen, sind indefs nicht immer lustig: durch Täuschungen gestört, durch heftige, selbst wilde Leidenschaften fortgerissen überlassen sie sich den gröfsten Excessen und werden durch eine Wuth fortgerissen, die den Schein der Ueberlegung und des Urtheils an sich trägt. Zu dieser Art mufs man die verschiedenen Beobachtungen rechnen, die unter dem Namen Manie ohne Irrwahn bekannt gemacht sind. (Die letztgedachte Form ist von den übrigen unter diese Species gebrachten Fällen unleugbar sehr verschieden, und gehört einer anderen Seelenstörung an, welche E. indefs nicht als gesonderte Form abgehandelt hat, nämlich der Tobsucht, Raserei, welche eben das Eigenthümliche hat,

dafs die verkehrten Handlungen nicht durch Vorstellungen, fixe Ideen, bestimmt werden, sondern in Folge eines blinden Dranges entstehen. Ref.) Bei der Behandlung dieser Art des fixen Wahns kann man mit mehr Hoffnung des Erfolgs, als bei den andern Seelenstörungen, den Verstand und die Leidenschaften (das Gemüth) des Kranken zu seiber Genesung in Anspruch nehmen; hier sind Ausflüchte, Wendungen, geistreiche Erfindungen und Ueberraschungen, die die Umstände ergeben, und das Genie des Arztes auffassen und anwenden mufs, ganz besonders anwendbar.

Zweites Kapitel. Die Manie; allgemeines, chronisches und fieberloses Delirium mit Aufregung der vitalen Kräfte. (Sie begreift nach dem Verf. den allgemeinen Wahnsinn und die Raserei, Formen, welche nothwendig gesondert werden müssen. Nicht jeder allgemeine Wahnsinn verbindet sich mit Raserei, und umgekehrt ist letztere nicht selten Begleiterin des fixen Irrwahns. Offenbar giebt die der Manie hier untergelegte Bedeutung Anlafs zu den unangenehmsten Sprachverwirrungen. Die Wuth betrachtet der Verf. als ein Symptom verschiedener Seelenstörungen und selbst Leidenschaften: seine Erklärung derselben widerstreitet dem allgemein angenommenen Begriffe. «Wuth,» sagt er, «ist, wie alle andère Entschliefsungen des Deliriums, niemals automatisch: die Wüthenden werden nicht ohne Grund zu ihrer Aufbrausung geführt, sondern immer dadurch erregt, dafs sie z. B. einer drohenden Gefahr entgehen wollen u. s. w.» Diese Begriffbestimmung scheint Ref. durchaus verfehlt, indem nach seiner Ueberzeugung zur Charakteristik derjenigen Wuth, die als reine Tobsucht erscheint, gerade jener wilde blinde Impuls gehört, der seinen Grund weder in Vorstellungen, noch in Gefühlen hat, die sich auf ein bestimmtes Object beziehen. Diese Tobsucht kann sich freilich mit anderen Seelenstörungen compliciren, ist aber dann immer nicht Symptom derselben. Ref.) Hat der Gestörte in der Wuth irgend ein Verbrechen begangen, so ist seine Unheilbarkeit sehr

zu befürchten; der Verf. hat niemals Gestörte genesen sehen, die ihre Kinder, Verwandte oder Freunde ermordet hatten. Wenn in der Melancholie die primitive Störung vom Gemüth, den Leidenschaften ausgeht, so liegt sie in der Manie (im Sinne Esquirol's) dagegen im Geiste, der auf das Gemüth zurückwirkt. (Auch dieser Satz dürfte manchem Widerspruch bloßgestellt sein. Ref.) Im Allgemeinen magern die an Manie Leidenden ab, die Physiognomie nimmt einen besonderen Charakter an, der von dem früheren sehr absticht: der Kopf ist gewöhnlich hoch, die Haare sträuben sich empor, das Gesicht ist geröthet, besonders die Wangen, zugleich sind dann die Augen roth, funkelnd, feurig und, dem Glanze der Sonne Trotz bietend, gen Himmel gerichtet; manche aber haben ein blasses Gesicht, ihre Züge sind kraus, und oft gegen die Nasenwurzel zusammengezogen, ihr Blick ist unstät und wild herumfahrend. In den Wuthanfällen werden alle Züge belebt, der Hals schwillt an, das Gesicht röthet sich, die Augen werden funkelnd, und alle Bewegungen lebhaft und drohend. Die Epileptischen sind unter allen Maniacis diejenigen, deren Wuth am stärksten ist, da sie, aller Intelligenz beraubt, sich durch nichts imponiren lassen, während die Mehrzahl der übrigen furchtsam und mißtrauisch ist und sich bändigen läßt, sobald man ihnen einen großen Apparat von Kraft zeigt. — Gewöhnlich sind die Maniaci hartnäckig verstopft; einige aber haben reichliche und flüssige Stühle, was eine weniger günstige Erscheinung als die Verstopfung ist, vorzüglich wenn sie sich gleich von dem ersten Zeitraume der Seelenstörung an zeigt und sich oft wiederholt.

Hier spricht der Verf. noch einmal von Pinel's Manie sans délire, die er früher unter die zweite Form der Monomanie, die Verrücktheit, gestellt hatte; was wohl dadurch veranlaßt sein mag, daß E. seine einzelnen Aufsätze zu verschiedener Zeit herausgab. Eine Manie ohne Irrwahn ist er nicht geneigt anzunehmen, spricht sich indeß nicht

mit Klarheit über diesen so höchst wichtigen Gegenstand aus, von dessen gründlicher Erörterung im eigentlichsten Verstande so manches Menschen Leben abhängt. — Die Prognose der Manie ist günstiger im Allgemeinen, als bei den übrigen Seelenstörungen; doch ist fast nur im ersten Jahre Genesung zu hoffen. — Die Cur, besonders so weit sie die moralische Einwirkung betrifft, ist von Esquirol trefflich abgehandelt: als Probe will Ref. nur eine Bemerkung hierher setzen, welche bei der Leitung einer Irrenanstalt besondere Berücksichtigung zu verdienen scheint. «In einer Irrenanstalt,» heifst es S. 459, «darf der Arzt nicht der sein, welcher Furcht einflöfst, sondern er mufs unter seinen Befehlen ein Individuum haben, das mit diesem beschwerlichen Geschäft beauftragt ist, aber nur nach dem Willen des Arztes handelt. Dieser mufs bei den Gestörten nur ihr Freund und Tröster sein, sein Ton mufs eben sowohl liebevoll und theilnehmend, als ernst und würdevoll sein, er mufs Festigkeit mit Güte verbinden, da es nöthig ist, dafs er für seine Person Achtung gebietet.»

Drittes Kapitel. Die Verwirrtheit, Démence: das Delirium erstreckt sich auf alle Gegenstände, ist aber mit Schwäche und Depression begleitet. E. unterscheidet den erworbenen von dem angebornen Blödsinn: unter der obigen Bezeichnung begreift er den erworbenen. Unfähigkeit die Gegenstände angemessen aufzufassen, die Verhältnisse derselben einzusehen, sie zu vergleichen, sich ihrer vollkommen zu erinnern, woraus die Unmöglichkeit richtig zu urtheilen entspringt. In Folge davon ist auch das Gefühlsvermögen und die Thätigkeit der Leidenschaften erloschen oder verkehrt: die Verwirrten haben weder Neigungen, noch Abneigungen, empfinden weder Liebe noch Hafs (doch wohl nur in den seltenen höchsten Graden. Ref.) Die Trennung dieses Zustandes (dessen Semiotik E. übrigens mit gewohnter Schärfe und Lebendigkeit entwirft) von dem angebornen Blödsinn und Stumpfsinn, scheint Ref. nicht befriedigend motivirt. — Diese Seelenstörung ist vor dem

vierzigsten Jahre seltener, als nachher; moralische Ursachen liegen bei ihr seltener, als bei andern zum Grunde. E. sah sie ausbrechen durch das Wohnen in einem neugebauten Hause, durch kalte Waschungen des Kopfes, durch den Rücktritt von Gicht, Rheumatismen, Catarrhen, Flechten u. s. w., ferner im Beginnen der Manie und Melancholie, wenn diese Krankheiten zu schwächend behandelt wurden. Die Hirnschale zeigt zuweilen unregelmäfsige Dimensionen; oft ist die Stirn abgeplattet, oft auch die Mittellinie so verschoben und zur Seite gedrückt, dafs dadurch die Höhlungen des Grundes der Hirnschale unter sich ungleich werden. Fafst immer findet man zwischen der Arachnoidea und Pia mater seröse und eiweifsstoffige Ergiefsungen, die fast die Hirnwindungen bedecken und ausfüllen. Die Verwachsungen der Membran, welche die Seitenventrikeln auskleidet, sind constant, seltener sind sie in den andern Ventrikeln; sie obliteriren den Anhang, der unter dem Namen Calcar avis bekannt ist, und fast immer ist dieser Anhang von dem übrigen Ventrikel durch Verwachsungen getrennt, die zur Communication bald eine, bald zwei Oeffnungen lassen. Doch scheinen diese und andere organische Veränderungen des Gehirns mehr den Complicationen mit andern somatischen Krankheiten, als der Seelenstörung selbst anzugehören.

Viertes Kapitel. Der angeborne Blödsinn. Hierher gehören auch die sogenannten Wilden, die man einzeln in Wäldern gefunden, und über die man noch im vorigen Jahrhundert so mancherlei geschrieben hat. Es waren Blödsinnige, die man entweder verlassen hatte, oder die flüchtig geworden waren, die der Instinkt der Selbsterhaltung mit andern zufälligen Umständen erhielt, und in denen dieser Instinkt selbst manche Fertigkeit, gleichwie in den Thieren, entwickelt hatte. Der Verf. unterscheidet zwei Grade des Blödsinns, den eigentlichen und den Cretinismus; und zeichnet beide Formen mit ihren Nüancen in seiner geistreichen Manier. Da dieser Abschnitt indefs weniger Eigenthüm-

liches und Neues enthält, als die vorigen, so glauben wir uns einer näheren Inhaltsanzeige überheben zu dürfen.

Es folgt nun die Erklärung der auf neun Tafeln gegebenen Contouren von verschiedenen Seelengestörten. Der Hr. Uebersetzer hat diese Zeichnungen in scharfem, reinlichem Steindruck wiedergeben lassen, und durch die gewifs sehr charaktervollen Physiognomien die Verpflanzung des französischen Werkes auf deutschen Boden vollständig gemacht. Den Beschlufs (von Seite 533 bis 647) machen kritische und erläuternde Zusätze von Heinroth.

Rühmend mufs Ref. schliefslich erwähnen, dafs Esquirol in diesem wichtigen Werke, ohne mit Belesenheit zu prunken, eine vertraute Bekanntschaft mit den Leistungen des Auslandes, Anerkennung fremden Verdienstes und mildes Urtheil an den Tag legt, Eigenschaften, die ihn vor vielen seiner Landsleute vortheilhaft auszeichnen. Von der Darstellungsweise dürfen wir, um sie vollständig zu bezeichnen, nur sagen, dafs sie ganz das Colorit des lebhaften, geistreichen Franzosen an sich trägt. Doch ist der Ausdruck zuweilen nicht bestimmt genug, ja an einigen Stellen die Wortfügungen dunkel, ob durch Fehler des Textes oder der Uebersetzung, kann Ref., dem nur die letztere zur Hand ist, nicht angeben. Die Uebersetzung liest sich übrigens fliefsend, obgleich sie ihre Abstammung nicht verhehlen kann.

Andreä.

III.

Schriften über die Vorbauungskur des Scharlachfiebers.

---

1. Die Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber; zu fernerer Prüfung auf-

gestellt von C. W. Hufeland, Königl. Preufs. Staatsrath und Leibart u. s. w. Berlin, bei Dümmler. 1826. 8. VI u. 226 S. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der würdige Verf., der in seiner langen einflufsreichen Wirksamkeit immer thätig war, zur Förderung unserer Kunst und Wissenschaft, und der das grofse Verdienst hat, alles, was das Wohl der Menschheit betrifft, mit wahrer Liebe zu umfassen, und dem ärztlichen Publikum ans Herz zu legen, hat durch diese Schrift einen neuen Beweis dieser Behauptung gegeben.

Die bisherigen Erfahrungen für und gegen die Schutzkraft der Belladonna sind in diesem Buche gesammelt, und es ist so der jetzige Standpunkt dieser wichtigen Sache festgesetzt, damit recht klar werde, was in dieser Angelegenheit noch zu thun ist.

Der Verf. theilt die bisherigen Beobachtungen in der Zeitfolge mit, wie sie gemacht sind, und beginnt Seite 1 mit den ersten Hahnemannschen Beobachtungen.

Verwahrung gegen Scharlachfieber, von Hahnemann (Gotha 1801). Unansteckbarmachung. Hahnem. hält die Krankheit für sehr bösartig und ansteckend, und demnach setzt er das Verdienst sehr hoch, ein Mittel zu erfinden, Gesunde gegen das Scharlachfieber zu schützen; welches Mittel nach seinen Erfahrungen auch noch die Wirkung hat, dafs es, in den Stunden der ersten Ausbruchssymptome gegeben, das Fieber sogar in der Geburt erstickt, und die meisten oft sehr schlimmen Nachwehen des Scharlachfiebers wirksam hebt. — Er erzählt nun, wann er zuerst auf die Belladonna als ein Mittel gegen das Scharlachfieber gekommen sei, was Ref. der Wichtigkeit dieser Sache wegen kürzlich mittheilen mufs. — Eine Mutter mehrerer Kinder hatte im Juli 1799 eine neue Bettdecke von einer Nähfrau anfertigen lassen, in deren enger Stube ein eben vom Scharlachfieber genesener Knabe sich befand. Die Mutter, nicht ahnend, dafs in der Wohnung der Nähfrau eine an-

steckende Krankheit ist, legt die Decke neben sich auf das Kissen eines Sophas, auf dem sie nach einigen Stunden Nachmittagsruhe hält. — Eine Woche nachher erkrankt sie an einer schlimmen Bräune, die nach einigen Tagen bezwungen wurde. Einige Tage nachher wird ihre zehnjährige Tochter krank. Hahnem. findet sie am andern Morgen «mit drückendem Kopfschmerz, Dunkelheit vor den Augen, schleimiger Zunge, einigem Speichelflusse, hart geschwollenen, bei der Berührung schmerzenden Unterkieferdrüsen, stechenden Schmerzen im Halse beim Niederschlingen, und auch aufserdem. Sie war ganz ohne Durst, hatte einen geschwinden kleinen Puls, kurzen ängstlichen Athem, war zwar sehr blafs, aber schon etwas heifs anzufühlen, und klagte gleichwohl über Frost im Gesichte und am Haarkopfe; sie safs etwas vorwärts gekrümmt, die Stiche im Unterleibe zu vermeiden, die sie beim Ausstrecken und Zurückbeugen des Rumpfes am empfindlichsten fühlte, — klagte über eine lähmige Steifigkeit der Glieder mit der Miene der niedergeschlagensten Zaghaftigkeit, und vermied alles Reden. «es wäre,» sagte sie, «als wenn sie nur heimlich reden könne.» Ihr Blick war matt und doch stier, mit übermäfsig geöffneten Augenliedern, ihr Gesicht blafs und eingefallen.»

Hahnem. beschlofs bei diesem eben zum Ausbruche eilenden Scharlachfieber, nach seinem neuen synthetischen Prinzipe ein Heilmittel aufzusuchen, dessen besondere Wirkungsart die meisten krankhaften Symptome im gesunden Körper zu erregen geeignet wäre, die er bei dieser Krankheit vereinigt antraf; und es schien ihm kein Mittel passender als die Belladonna, die in ihrer ersten Wirkung die beschriebenen Symptome im gesunden Körper erzeugt, und in ihren späteren Wirkungen Synochus mit rothlaufartigen Hautflecken, Schlaftrunkenheit, geschwollenes heifses Gesicht u. s. w. zu erregen im Stande ist; mithin die meisten Symptome der Scharlachkrankheit.

Er gab nun dem Mädchen $\frac{1}{432000}$ eines Grans Dicksaft

saft der Belladonna, eine Gabe, die nach seinen späteren Erfahrungen zu grofs war. (!) Zwanzig Stunden nach dem Einnehmen, am andern Morgen, waren ohne Krisis die meisten Zufälle verschwunden, nur das Halsweh blieb bis zum Abend, wo auch dieses verschwand. Das Mädchen blieb munter, und erhielt alle zwei bis drei Tage eine kleine Gabe Belladonna fort. Zwei andere Kinder der Familie erkrankten aber am bösartigen Scharlachfieber. — Hahnemann wollte nun die fünf andern Geschwister jenes Mädchens vor Ansteckung bewahren, und er schlofs, dafs ein Mittel, welches den Anfang einer Krankheit schleunig heben kann, auch ihr bestes Vorbauungsmittel sein müsse; in diesem Schlusse wurde er noch durch einen Vorfall bestärkt, dafs einige Wochen vorher drei Kinder einer andern Familie an einem sehr schlimmen Scharlachfieber darnieder lagen, nur die älteste Tochter, die wegen eines anderen Uebels innerlich Belladonna brauchte, an dem Scharlachfieber nicht erkrankte, obgleich sie andere epidemische Krankheiten sonst leicht auffing. — Er gab nun den fünf Kindern dieses Mittel zur Verwahrung in sehr kleiner Gabe, und da die auffallende Wirkung dieser Pflanze nicht über drei Tage anhält, so wurde alle 72 Stunden jene Gabe wiederholt; und alle fünf Kinder blieben während der ganzen bösartigen Epidemie gesund. — Durch diese Erfahrung belehrt, gab er nun die Belladonna auf gleiche Weise in vielen Fällen als Schutzmittel mit immer glücklichem Erfolge.

Seite 9 giebt Hahnem. an, wie er seinen Belladonnasaft bereitet, von welchem er eine starke, eine mittlere und eine schwache Belladonnaauflösung bekommt, welche letztere als Vorbauungsarznei von ihm benutzt wird, und in jedem Tropfen $\frac{1}{24000000}$ eines Granes getrockneten Belladonnasaftes enthält.

Von dieser Auflösung giebt er, um gegen das Scharlachfieber zu schützen, einem jährigen Kinde 2 Tropfen, einem zweijährigen 3, einem dreijährigen 4, einem vierjäh-

rigen (je nach der stärkeren Constitution) 5 bis 6, einem fünfjährigen 6 bis 7, einem sechsjährigen 7 bis 8, einem siebenjährigen 9 bis 10, einem achtjährigen 11 bis 13, einem neunjährigen 14 bis 16 Tropfen, und dann bei jedem steigenden Jahre bis in das zwanzigste zwei Tropfen mehr, vom zwanzigsten bis dreifsigsten Jahre nicht über 40 Tropfen, alle 72 Stunden einmal (eine Minute hindurch in irgend ein Getränk stark mit dem Theelöffel eingerührt), so lange die Epidemie dauert, und noch 4 bis 5 Wochen nachher. — Wenn die Epidemie heftiger ist, sollen die ersten Dosen schneller hintereinander gegeben werden. — Besondere Cautelen beim Gebrauch giebt Hahnem. nicht an, es soll nur in allen Genüssen das Uebermaafs vermieden werden. Blofs Pflanzensäure untersagt er, die nach seiner Erfahrung (gegen die Behauptung der Alten) die Wirkung der Belladonna verstärkt. — Als Gegenmittel gegen die Belladonna, wo sie zu heftig wirken sollte, giebt er auf seine Weise kleine Gaben Mohnsaft, welches nach seinen Erfahrungen das specifische Gegenmittel ist.

Seite 15. Unterdrückung des Scharlachfiebers in seinen ersten Keimen. — Auch wenn schon die Prodromen des Scharlachfiebers da sind, hat Hahnem. noch die Krankheit unterdrückt dadurch, dafs er die Hälfte einer der zur Verhütung angezeigten Gabe alle drei Stunden nehmen liefs, bis alle Zufälle verschwunden waren, und dann liefs er wieder alle 72 Stunden die ganze Gabe reichen. — Wenn der Hautausschlag schon wirklich ausgebrochen ist, so räth er aber von der Anwendung der Belladonna ab.

Seite 17 wird von Hahnem. angegeben, wodurch das Mittel seine Kraft verliert. 1) Wenn der Belladonnasaft nichts taugt, entweder nicht gut bereitet oder schon zu alt ist. 2) Wenn die angegebenen Tropfen nicht gehörig mit einer Menge Flüssigkeit gemischt werden. 3) Durch eine sehr rauhe Luft. Erkältung verhindert die Kraft der Belladonna, daher die Kinder bei dem Gebrauche des Mittels davor zu schützen sind. — Auf diese sehr wichtigen Punkte

ist bei der Anwendung des Mittels noch nicht genug Rücksicht genommen worden.

S. 20. S. Hahnemann über die Kraft kleiner Gaben der Arzneien überhaupt, und der Belladonna insbesondere; ein Schreiben an Hufeland. (Journal der prakt. Heilk. XIII. Bd. 2. St. 1809.)

Obgleich dieses Schreiben eigentlich nicht hierher gehört, so ist es doch interessant wegen mancher sinnreichen Bemerkung. Er zeigt auf seine bekannte Weise, für deren Beurtheilung hier nicht der Ort ist, dafs eine sehr kleine Dosis im kranken Zustande grofse Wirkungen hervorzubringen im Stande ist, wenn das Mittel nur in der rechten Form gegeben wird, in welcher das Mittel genugsam aufgelöst ist, und viele Punkte des lebenden Organismus berührt. Eine Granpille Belladonna wird wenig wirken, während eine innige Auflösung dieses Grans, und zwar mit einem spirituösen Vehikel, nach Hahnem. die schrecklichsten Folgen hervorbringen soll. — Hierin liegt bei allen Uebertreibungen Hahnem. unbedingt eine grofse Wahrheit, die freilich schon längst gekannt, aber nicht genug berücksichtigt ist. Eine Guajakemulsion wirkt bei weitem kräftiger, als Guajakpillen, und in der Emulsion brauchen wir eine kleinere Dosis, freilich immer keine homöopathische, zur Erreichung der Wirkung, als es bei den Pillen der Fall ist. — Ref. geht gleich nach diesen ausführlichen Mittheilungen der Beobachtungen des ersten Entdeckers dieses Schutzmittels zu Puchelt's Urtheil über diesen Gegenstand mit des Herausgebers Bemerkungen (S. 217) über.

Puchelt (Belladonna, als Schutzmittel gegen das Scharlach gewürdigt, von Puchelt. Heidelberger klinische Annalen, 1. Bd. 2. St.) stellt folgende Bedenken bei der Anwendung dieses Schutzmittels auf: 1) Die Anlage zum Scharlach ist nicht so allgemein, die Kraft des Contagiums nicht so grofs, dafs man berechtigt wäre, die Nichtbefallenen immer auf Rechnung der Schutzkraft der Belladonna zu bringen. Die am meisten empfänglichen werden zuerst,

angesteckt; es bleiben also nur solche übrig, die keine Anlage haben, und der nun gemachte Gebrauch der Belladonna beweist nichts. (Mit Recht bemerkt Hufeland dagegen, wie sich auch Ref. in seinem Wirkungskreise überzeugt hat, dafs die Belladonna oft gleich im Anfange der Epidemie ihre Schutzkraft beweist, so dafs diejenigen, welche sie brauchen, frei vom Scharlach bleiben, und andere, die sie nicht brauchen, es bekommen.) Es müssen also noch mehr Versuche gemacht werden, jedoch sind die vorhandenen schon zahlreich genug, und die Erfolge von der Art, dafs sie zur Fortsetzung einladen, womit auch Hufeland und jeder Menschenfreund einstimmt.

2) Da das Stadium der Ansteckung ungewifs ist, so kann das Subject schon angesteckt sein, ehe es die Belladonna nimmt, und dann kann die Belladonna nicht schützen. (Dieses Argument dient zum Vortheil der Belladonna, wo sie nicht schützt. Hufel.) Die meisten Beobachter (auch Ref. hat eine Erfahrung der Art) stimmen darin überein, dafs, wenn die Belladonna gegeben wird, wenn das Scharlach schon im Körper ist, dann die Krankheit ganz leicht verläuft, und gar nicht alle Stadien des Scharlachs durchmacht.

3) Die Dauer der Schutzkraft ist noch nicht bestimmt, ob für's ganze Leben, oder nur für die gegenwärtige Epidemie. Die meisten Beobachter stimmen für letzteres. Aber auch dann wäre es nach Puchelt und Hufeland schon eine grofse Wohlthat.

4) Da der Gang der Scharlachepidemien gewöhnlich so ist, dafs sie anfangs sich schnell verbreiten, dann aber bald wieder nachlassen, und sich selten über die dritte, vierte Generation erstrecken, so ist beim Gebrauche der Belladonna leicht ein Irrthum möglich, wenn man sie bald nach der ersten Verbreitung giebt; denn wenn dann die Epidemie aufhört, so ist das nicht Folge der Belladonna, da dies auch so erfolgt wäre. (Mit Recht bemerkt Hufeland dagegen, dafs viele Fälle bekannt sind, wie die Ver-

suche von Berndt, Schenk u. a. beweisen, wo nach der allgemeinen Anwendung der Belladonna das Scharlachfieber aufhörte, bei denen aber, die das Mittel nicht nahmen, fortdauerte.

Puchelt fordert nun auf, noch mehr Erfahrungen im Grofsen zu sammeln, und zwar auf folgende Weise die Versuche bei Kindern anzustellen:

1) Tabellarische Form. 2) Wie viele, namentlich angeführte, haben Belladonna bekommen, wie viele nicht? 3) Welche Dosis? 4) Welche bekamen das Scharlach am ersten und später? 5) Wie lange vor- und nachher? 6) Welche Form hatte das Scharlach, die glatte oder die frieselartige? 7) Wie lange nach der letzten Dosis der Belladonna brach das Scharlach aus? 8) Welche Beschaffenheit hatte das nun ausbrechende Scharlach? War es gelinder, oder entstanden andere Nachkrankheiten? 9) Sind in einzelnen Häusern Subjekte, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken kamen, geschützt worden oder nicht? 10) Wie lange dauerten die Epidemien nach der Anwendung der Belladonna, bei denen, die sie nicht genommen? Alle diese Punkte unterschreibt Hufeland, und fordert alle Aerzte auf, ihre künftigen Beobachtungen danach einzurichten.

Ref. hat nach dieser Anordnung, zu der noch die Form der Anwendung (ob in Pulver, oder Solution, mit Wasser, oder Spiritus?) und einiges andere ihm wichtig scheinende hinzugesetzt ist, die bisherigen, in diesem Werke gesammelten Erfahrungen tabellarisch geordnet, so dafs aus dieser Tabelle hervorgeht, was schon geschehen, und was noch zu thun ist.? Die nicht günstigen Erfahrungen über die Schutzkraft der Belladonna sind in der Tabelle mit * bezeichnet. (Siehe die Beilage.)

Aus den bisherigen Beobachtungen, wie sie aus beifolgender Tabelle zu ersehen sind, zieht Hr. Staatsrath Hufeland folgende sehr begründete Resultate:

1) In den bei weitem meisten Fällen bekamen die, welche das Mittel gehörig gebraucht hatten, das Scharlachfieber nicht.
2) Es wurden die schon ausgebrochenen Scharlachepidemien in ihrer ferneren Verbreitung dadurch gehindert.
3) Die nach dem Gebrauche entstandene Scharlachkrankheit war in der Regel gelinder und gefahrloser.
4) Es sind auch Erfahrungen vom Gegentheil vorhanden, aber in unendlich geringerer Anzahl.
5 und 6) In allen Erfahrungswissenschaften giebt es Regeln und Ausnahmen, besonders in der Erfahrungswissenschaft, die es mit dem Lebenden zu thun hat, der Medicin. Kein Mittel wirkt absolut und permanent auf gleiche Weise; selbst Brech- und Purgirmittel versagen oft ihre Dienste.
7) Das Schlufsresultat für die Belladonna ist also folgendes:

Die Belladonna besitzt die Kraft, den Organismus gegen das Scharlachfieber zu schützen, aber freilich nicht absolut, sondern bedingungsweise und mit Ausnahmen. Die Ursachen des Nichterfolges können sein:

a) Die Bereitung und Frischheit des Mittels.
b) Die Dosis. Eine zu schwache Dosis wirkt offenbar zu schwach. Drei Gran Extrakt auf 1 Unze mit etwas Weingeist versetztem Wasser, so viel Tropfen als Jahre, zweimal täglich, scheint die beste. (Ref. zieht es noch vor, täglich dreimal so viel Tropfen als Jahre zu geben von einer ähnlichen Auflösung von zwei Gran Extrakt, wobei die Kinder eben so viel Belladonna bekommen, aber öfter am Tage, um öfter die Empfänglichkeit für das Contagium abzustumpfen, besonders am Tage, wo leicht Ansteckung möglich ist durch

(Zu Seite 309)

Tabellarische Uebersicht

der bisherigen Beobachtungen über die Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber.

Nummer.	Namen der Beobachter.	Ort der Beobachtung.	Wie viele Individuen haben Belladonna bekommen?	Wie viele Individuen haben Belladonna wie viele nicht?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen ohne den Gebrauch der Belladonna?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen beim Gebrauch der Belladonna, und wie lange ist sie gebraucht worden?	Welche Form hatte das Scharlach?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt worden?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt oder nicht?	Hat die Epidemie nach der Anwendung der Belladonna bei denen welche sie nicht genommen, fortgedauert? und wie lange?	Entstanden Nachkrankheiten nach dem Gebrauch der Belladonna, oder andere üble Folgen, die man ihrer Anwendung zuschreiben konnte?	War das nach dem Gebrauch der Belladonna entstandene Scharlachfieber gelinder und gefahrloser, oder nicht?	Bestimmung der Form des Gebrauchs des Schutzmittels.	Bestimmung der Dosis des Schutzmittels.	Bestimmung der Zeit des Schutzmittels.	Bemerkungen.
1.	Dr. Sam. Hahnemann.	—	—	—	—	—	Die glatte.	Alle.	—	Sie dauerte fort.	Nachkrankheiten sind niemals beobachtet worden.	—	Extractum Belladonnae, in gewässertem Weingeist aufgelöst.	Zwischen $\frac{1}{2400000}$ bis $\frac{1}{2400000000}$ Gran, dem Alter nach alle 12 Stunden.	Während der ganzen Epidemie, und noch vier bis fünf Wochen nachher.	Hahnemann verbietet beim Gebrauch des Schutzmittels das Uebermaafs in allen Genüssen, die Pflanzensäuren, und läfst die das Mittel Brauchenden vor Erkältung hüten; bei schon beginnenden Vorboten des Scharlachfiebers hat er auch noch die Krankheit dadurch verhütet, dafs er alle drei Stunden die Hälfte der zur Verhütung angezeigten Dosis gab.
2.	Regier. Med. Rath Gumpert	Posen.	Die Kinder in zwanzig Familien.	—	Sehr viele.	Wenige, in der ersten oder zweiten Woche des Gebrauchs.	Nicht angegeben.	Mehrere, vorzüglich die Kinder des Beobachters.	—	Sie dauerte fort.	Kein Nachtheil beobachtet worden.	Es war gelinder.	Extractum Bellad. Gr. j. Aq. Flor. Aurant. ℥ iv. Spirit. vini ʒ j. M.	Je nach dem Alter, einen halben bis ganzen Theelöffel voll, Morgens und Abends.	Während der ganzen Epidemie.	
3.	Dr. Berndt, damals Kreisphysicus zu Cüstrin, jetzt Professor in Greifswalde.	Dörfer des Cüstriner Kreises.	195.	—	Sehr viele.	Vierzehn, die jedoch niemals über den sechsten Tag das Mittel brauchten.	—	181.	—	In einzelnen Fällen hat sie fortgedauert, und in andern ist sie abgeschnitten worden.	Desgleichen.	Sehr gelinde.	Extract. Bellad. Gr. ij. Aqua Cinnamomi vinosa ℥j. Bei den bedenklicheren Fällen Gr. iij. Aqua Cinnamomi vinosa ℥ j.	Einjährigen Kindern 2 bis 3 Tropfen, und älteren Kindern mit jedem Jahre 1 Tropfen mehr, doch nie über 12 Tropfen, Morgens und Abends, später nur einmal, und auch in kleinerer Dosis.	Vier Wochen und darüber.	Aufser den 195 brauchten das Mittel noch mehrere hundert, die nicht der Ansteckung ausgesetzt waren, und blieben frei. Die 14 Erkrankten nahmen die schwächere Dosis; von denen welche die stärkere Dosis nahmen, ist keines erkrankt. B. meint, dafs zur Entwickelung des Scharlachfiebers die Vermittelung des Gangliensystems eintrete, und dafs die Belladonna jenes System specifisch errege, um es für das Contagium unempfänglich zu machen.
4.	Dr. Rauschenbusch.	Elberfeld.	—	—	—	Wenige.	—	Ja.	—	—	Nein.	Sehr gelinde.	Extract. Bellad. Gr. j. Aq. font. ℥ iij.	Morgens und Abends 25 Tropfen.		
5.	Dr. Spiritus.	Solingen.	30.	—	—	3.	—	Mehrere.	—	—	—	2 sehr gelinde; ein Kind von sehr schwacher Constitution litt mehr und erholte sich langsam.	Extr. R. Bellad. Gr. ß. Aqua Flor. Aurant. ℥iv. Spirit. vini ʒ j. M.	Für ein zweijähriges Kind Morgens und Abends einen Theelöffel voll; ältere und jüngere nach Verhältnifs mehr oder weniger.		
6.	Dr. Muhrbeck.	Demmin.	—	—	Unbestimmt.	Keine.	—	Mehrere.	—	Sie dauerte fort.	Keine.	—	Extr. Bellad. Gr. j. Aq. Foeniculi. ℥j. M. Oder: Pulv. R. Bell. Gr. ij. Sacch. alb. q. s. M. Divide in 60 part. aeq. d.	Von 1 bis 10 Jahren 1 bis bis 5 Tropfen, täglich viermal; ältere Kinder täglich viermal 6 bis 10 Tropfen. Täglich viermal, nach Beschaffenheit des Alters, von einem halben bis zu fünf Pulver.	Während der Epidemie und noch einige Zeit nachher.	Die Belladonna hebt die Reizfähigkeit für das Miasma des Scharlachs auf.
7.	Dr. Meglin.	Colmar.	—	—	Mehrere.	—	—	Mehrere.	—	Sie dauerte fort.	—	—	Die Berndtsche Auflösung, oder die Wurzel der Belladonna.			
8.	Geh. Rath Formey.	Berlin.	6.	—	—	—	—	6.	—	—	—	—	Die schwache Berndtsche Auflösung.			
9.	Dr. Düsterberg.	Warburger Kreis.	Mehrere.	Mehrere.	Mehrere.	Einige nach vier- bis fünftägigen Gebrauch.	—	Sind mehrere geschützt worden.	—	Sie dauerte fort.	Es entstand ein unbedeutender frieselartiger Ausschlag über den ganzen Körper.	Sehr gelinde.	Extr. Bellad. Gr. iij. Aqu. Cinnamomi. ʒ iij.	Täglich zweimal nach Verhältnifs des Alters 10 bis 20 Tropfen.	8 Tage und darüber.	D. liefs mehrmals bei einem Kinde in der Familie eine Ausnahme machen, und die Belladonna nicht gebrauchen; aber alle diese wurden nicht von der Krankheit verschont.
10.	Hofrath Schenk.	Zeppenfeld.	120.	—	—	53.	Frieselartige.	—	—	—	—	50 überstanden die Krankheit leicht; 3 aber, die jedoch in den ersten Tagen schon erkrankten, starben.	Extract. fol. Bellad. fr. pp. Gr. iv. Aq. destill. ʒ ij. Spirit. vini. ʒ ij. M.	Vormittags einmal so viel Tropfen, als die Kinder Jahre hatten; aber nicht über 12.	—	Diese Erfahrung beweist, dafs die Belladonna gegen den frieselartigen Ausschlag die schützende Kraft nicht in vollem Grade besitzt. — Würde ein mehrmaliges Einnehmen täglich nicht vielleicht besser geschützt haben? (Ref.)
		Wilgersdorf.	Alle Scharlachfähigen.	—	24.	4.	Die glatte.	—	—	Sie hörte auf.	Keine.	Sehr gelinde.				
		Anzhausen.	Desgleichen.	—	—	2.	Desgleichen.	—	—	Sie hörte nach drei Wochen auf.	—	Desgleichen.				
		Eisern.	Desgleichen.	—	—	15.	Ein Theil hatte die glatte, ein Theil die frieselartige.	—	—	Hörte auf nach sechs Wochen.	Keine.	14 überstanden die Krankheit ziemlich leicht; eines aber starb.				
		Siegen.	Mehrere.	Mehrere.	60 bis 70, wovon 10 gestorben.	Keines.	Die glatte.	Mehrere.	—	Sie dauerte ein Jahr.						
11.	Dr. Behr.	Bernburg.	47.	Sehr viele.	Sehr viele.	6.	—	Es sind viele mit Scharlachkranken in Berührung gekommen, und geschützt worden.	—	Sie dauerte vom September 1820 bis März 1821.	Von der Belladonna selbst sind keine Nachtheile bemerkt worden; doch entstanden bei denen, die sie genommen und doch das Scharlachfieber bekamen, leicht Nachkrankheiten: da die Krankheit sehr gelind war, und daher die kleinen Kranken sich zu früh der Aufsicht der Eltern entzogen.	Sehr gelinde.	Extr. Bellad. Gr. iij. Aq. Cinnamomi. ʒj. M.	2 bis 15 Tropfen nach Maafsgabe des Alters, Morgens und Abends, wo Ansteckung zu besorgen war; sonst nur Morgens.	Höchstens 48 Tage.	
12.	Dr. Benedix.	Insel Rügen.	29.	Sehr viele.	Viele, von denen mehrere starben.	Eins, welches starb; aber wahrscheinlich das Mittel nicht gehörig gebraucht hatte.	—	—	—	—	—	—	Die Muhrbecksche.	Vorschrift (ad 6.).		

Tabellarische Uebersicht der bisherigen Beobachtungen über die Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber.

Nummer.	Namen der Beobachter.	Ort der Beobachtung.	Wie viele Individuen haben Belladonna bekommen?	Wie viele Individuen haben Belladonna wie viele nicht?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen ohne den Gebrauch der Belladonna?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen beim Gebrauch der Belladonna, und wie lange ist sie gebraucht worden?	Welche Form hatte das Scharlach?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt worden?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt oder nicht?	Hat die Epidemie nach der Anwendung der Belladonna bei denen welche sie nicht genommen, fortgedauert? und wie lange?	Entstanden Nachkrankheiten nach dem Gebrauch der Belladonna, oder andere üble Folgen, die man ihrer Anwendung zuschreiben konnte?	War das nach dem Gebrauch der Belladonna entstandene Scharlachfieber gelinder und gefahrloser, oder nicht?	Bestimmung der Form des Gebrauchs des Schutzmittels.	Bestimmung der Dosis des Gebrauchs des Schutzmittels.	Bestimmung der Zeit des Gebrauchs des Schutzmittels.	Bemerkungen.
13.	Dr. Zeuch.	In einer Anstalt in Tyrol.	61.	Viele.	Viele.	1 nach 15tägigen Gebrauch. 1 nachdem es 17 Tage nicht mehr eingenommen. 2	—	Nachdem das Mittel acht Tage gebraucht war, wurden die gesunden Knaben zu den Kranken gelassen.	—	—	Keine Nachtheile.	—	Extr. Bellad. Gr. iv. Aq. Cinnam. vin. ℥ iij. M.	Einen Tropfen mehr als Jahre, eine Stunde vor dem Frühstück genommen.	24 Tage.	Z. will durch die Belladonna das Nervensystem in eine solche Stimmung versetzen, und darin erhalten, dafs es für die Scharlachkrankheit nicht empfänglich ist.
14.	Dr. Wesener, Kreisphysicus.	Dülmen.	Viele.	Viele.	Viele.	Keins.	—	Mehrere.	—	—	—	—	Extr. Bell. Gr. iij — iv. Aq. Cinnamomi ℥ ß.	Morgens und Abends 12 bis 20 Tropfen.	Anhaltend.	
15.	Dr. Theer, Kreisphysicus.	Kreis Nauen.	81.	—	Mehrere.	3.	—	—	—	Noch kurze Zeit.	Keine.	Sehr gelinde.	Extr. Bellad. Gr. iij. Aq. Cinnam. ℥ j. M.	Einem einjährigen Kinde 3 Tropfen, und mit jedem Jahre einen Tropfen mehr.	11 Tage.	Diese Beobachtungen, und noch einige andere weniger ausführlich angeführte vom Dr. Samel in Conitz, Dr. Marcuse zu Filehne, Kreisphysicus Dr. Suttinger, Kreisphysicus Dr. Müller, Medicinalrath Gumpert, Dr. Hasse in Stargard, Kreisphysicus Dr. Köhler, sind vom Herrn Staatsrath Hufeland aus den Sanitätsberichten entlehnt. Vom Dr. Kauser ist die Beobachtung mitgetheilt, dafs diejenigen Kinder, welche ein Jahr zuvor Extractum Belladonnae gegen den Keichhusten gebraucht hatten, in dem gegenwärtigen Jahre von den herrschenden Masern und Rötheln verschont geblieben sind, dagegen wieder einen Krampfhusten bekamen, der abermals nach kleinen Gaben Extract. Bellad. verschwand. Hufeland setzt die Kraft der Belladonna darein: dafs sie dem Organismus (wahrscheinlich dem Nervensystem) wenigstens zeitlich eine solche Stimmung giebt, dafs dadurch die Empfänglichkeit desselben gegen die Aufnahme des Scharlachcontagiums aufgehoben wird.
16.	Dr. Gumpert, Kreisphysicus.	—	156.	—	—	25.	—	—	—	—	—	Sehr milde.	—	—	6 bis 8 Tage.	
17.	Dr. Bloch.	Dennenburg. (Kreis Osterwieck.)	270.	—	Mehrere.	Wenige.	—	Mehrere.	—	Noch $1\frac{1}{2}$ Monat.	Keine.	Sehr gelinde.	Extract. Bellad. Gr. iij. in ℥ j. Wasser aufgelöst.	Einjährigen Kindern 2 Tropfen Morgens und Abends, bis zum 12ten Jahre immer einen Tropfen mehr als Jahre; Kinder über 12 Jahre bekamen 16 Tropfen Morgens und Abends.	4 bis 6 Wochen.	
18.	Hofrath Dr. Kunzmann.	Friedrichsstift zu Berlin.	70.	1.	1.	1.	—	—	—	Die Krankheit dauerte noch vier Wochen und darüber, nachdem zuerst mit dem Gebrauch der Belladonna angefangen wurde.	Keine.	Sehr leicht.	Die schwache Berndtsche Auflösung zweimal täglich.	—	(ad 3.) So lange die Epidemie dauerte, hier sechs Wochen.	
19.	Dr. Gelnecki, Kreisphysicus.	Glasow. (Randower Kreis.)	78.	16.	16, von denen 4 starben.	1 bekam die Krankheit sehr leicht. 1, 18 Jahr alt, starb, hat nur 1 Gran gebraucht. 1, $2\frac{1}{2}$ Jahr alt, hatte 12 Dosen genommen, starb unter epileptischen Anfällen. Ausschlag war nicht bemerkt worden. 1, 2 Jahr alt, starb an Krämpfen und Gehirnentzündung. Ausschlag ist nicht bemerkt worden. 4	—	Mehrere.	Wenige.	—	—	—	Nicht angegeben.			
20.	Dr. Maizier, Kreisphysicus.	Dorf Nigripp. (Kreis Burg.)	170.	—	—	1.	—	—	—	Die Epidemie hörte auf.	Keine.	—	Extract. Bellad. Gr. xv. Aq. Foeniculi. ℥ v. Spir. vin. rect. ℥ j. M.	Morgens und Abends so viel Tropfen, als Jahre.	14 Tage.	
21.	Dr. F. A. Wagner, Physicus des Schweinitzer Kreises.	Stadt Schlieben.	—	Mehrere.	Mehrere.	Keine.	—	Einige.	—	—	—	—	Das Pulver nach	Muhrbecks Vor	schrift (ad 6.).	
22.	Dr. Peters.	Dorf Leopoldshagen.	63.	—	66, von denen 24 starben.	6 erkrankten leicht, 2 schwer, 2 starben. 10. Die letzten viere hatten das Mittel nicht gehörig gebraucht.	—	Sehr viele; einige schliefen sogar mit den Erkrankten in einem Bette.	—	—	—	—	Die schwache	Berndtsche Auflö	sung (ad 3.).	Nachdem mit der Belladonna aufgehört wurde, brach bei einigen (6), die früher die Belladonna gebraucht hatten, das Scharlachfieber wieder aus. Es scheint dem Dr. P. also, dafs das Mittel nur so lange schützt, als es gebraucht wird.
		Stadt Anclam.	70.	—	—	1 erkrankte schwer, 3 leicht. 4	—	—	—	—	—	—				
23.	Dr. Lemercier.	Paris.	—	—	—	—	—	—	—	—	Es entstanden narcotische Erscheinungen; aber diejenigen, die das Mittel brauchten, blieben vom Scharlach frei.	—	Extract. Bellad. Gr. xij. aufgelöst in einer Chopine (℥ xvj.) Wasser.	Drei bis vier Eslöffel voll täglich.	14 Tage.	Diese Dosis ist unstreitig zu stark, da drei- bis viermal täglich $\frac{1}{2}$ Gran Extractum Belladonnae genommen werden, weshalb auch narcotische Wirkungen wahrgenommen sind.
24.	Dr. Randhan, Kreisphysicus.	Langendorfer Waisenhaus.	160.	—	2.	—	—	2.	—	—	—	—	Die stärkere Berndt	sche Auflösung (ad 3.).	1 Monat, so lange die Ansteckungsfähigkeit dauerte.	Diese Beobachtungen sind vom Herrn Staatsrath Hufeland aus den Sanitätsberichten entlehnt.
25.	Dr. Reuscher, Kreisphysicus.	Stendal.	Ueber 100.	—	—	3 brauchten es unregelmäfsig; 2 brauchten es regelmäfsig, waren auch vor jeder Ansteckung geschützt, und bekamen es dennoch. 5	—	Sehr viele.	—	—	—	—	—	—	—	

Nummer.	Namen der Beobachter.	Ort der Beobachtung.	Wie viele Individuen haben Belladonna bekommen?	Wie viele nicht?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen: ohne den Gebrauch der Belladonna?	beim Gebrauch der Belladonna, und wie lange ist sie gebraucht worden?	Welche Form hatte das Scharlach?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt worden?	oder nicht?	Hat die Epidemie nach der Anwendung der Belladonna bei denen welche sie nicht genommen, fortgedauert? und wie lange?	Entstanden Nachkrankheiten nach dem Gebrauch der Belladonna, oder andere üble Folgen, die man ihrer Anwendung zuschreiben konnte?	War das nach dem Gebrauch der Belladonna entstandene Scharlachfieber gelinder und gefahrloser, oder nicht?	Bestimmung der: Form des Gebrauchs des Schutzmittels	Dosis	Zeit	Bemerkungen.
26.	Dr. Keutel, Kreisphysicus.	Dorf im Schlawer Kreise.	39.	—	—	—	—	—	—	Sie hörte auf, 15 Tage nach dem Einnehmen des Schutzmittels.	—	—	Extr. Bellad. Gr. iv. Aq. destill. ℥ iij. M.	1 Tropfen mehr als Jahre.	—	Diese Beobachtungen sind vom Herrn Staatsrath Hufeland aus den Sanitätsberichten entlehnt.
27.	Dr. Krummacher, Kreisphysicus.	Cappeln.	53.	Mehrere.	Mehrere.	1 sehr leicht, nach achttägigem Gebrauche des Mittels. 1 nach achttägigem, aber unregelmäfsigen Gebrauche, welches starb. 2	—	Mehrere.	—	—	—	—	Die starke Berndtsche Auflösung (ad 3.). Oder: Pulv. R. Bellad. Gr. x. Elaeosach. Citri. ℥ ij. ß. Magnes. carbon. ℥ ß. M.	So viel Tropfen, als Jahre. Kinder von 4 bis 12 Jahren täglich eine Messerspitze voll; Erwachsene täglich einen Theelöffel voll; bei näherer Gefahr wurde Morgens und Abends genommen. — Für Säuglinge nahmen die Mütter das Mittel.	1 Monat.	In einem Hause bekamen die Kinder, welche Belladonna brauchten, die Krankheit nicht; die Aeltern aber, welche das Mittel nicht brauchten, bekamen das Scharlach. Die beiden Erkrankten haben die Tropfen genommen; von denen, welche die Pulver nahmen, erkrankte keines.	
28.	* Dr. Ridder.	Nienborg. (Kreis Ahaus.)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Hat keine Wirkung von der Belladonna gesehen, ohne jedoch die näheren Umstände anzugeben.	
29.	Dr. Krickow, Kreisphysicus.	Dorf Racendow. (Pleschener Kreis.)	80.	—	—	4.	—	—	—	—	—	—	Das Extract. Belladon	nac in Auflösung.	4 Wochen.		
30.	Dr. Ideler.	Genthin.	Viele.	—	Mehrere.	Sehr wenige.	—	Mehrere.	—	—	—	Sehr leicht.	Extract. Bellad. Gr. j. Aq. Flor. Tiliae ℥ iv. Syrup. simpl. ℥ ß. M.	Morgens und Abends Kinder unter 5 Jahren 1 bis 2 Theelöffel voll ($\frac{1}{40}$ bis $\frac{2}{40}$ Gran), Kindern über 5 Jahre 3 bis 4 Theelöffel voll ($\frac{1}{13}$ bis $\frac{1}{10}$ Gran.)	14 Tage.		
31.	Dr. Brosius, Kreisphysicus.	Ochtrup. (Städtchen.)	102.	—	Mehrere.	1 nach 2tägigem Gebrauche. 1 nach 24tägigem Gebrauche. 2	—	—	—	—	—	—	Pulv. R. Bellad.	1jährige Kinder 4mal täglich $\frac{1}{60}$ Gran. 2 bis 3jährige $\frac{1}{30}$ — 4 — 5 — $\frac{2}{30}$ — 6 — 7 — $\frac{3}{30}$ — 8 — 9 — $\frac{4}{30}$ — 10 — 12 — $\frac{5}{30}$ — 13 — 15 — $\frac{2}{15}$ — u. Erwachsene $\frac{1}{6}$ —	—	Hr. B. liefs eine Eichelcapsel als Pulvermaafs gebrauchen auf folgende Weise: Er suchte das Gewicht des fein pulverisirten Zuckers, welches eine solche Eichelcapsel dreifsigmal fafst, und mischte sehr sorgfältig ein Gran Belladonnapulver dazu, so dafs ein solches Mäfschen $\frac{1}{30}$ Gran Pulver enthielt, und liefs nun viermal täglich, nach Maafsgabe des Alters, $\frac{1}{4}$ bis 5 Mäfschen nehmen.	
32.	Dr. Kanzler, Hofmedicus und Kreisphysicus zu Coswig.	Dorf Kliecken.	120.	—	Mehrere.	1, nach einmaligem Einnehmen.	—	15 in Häusern, wo das Scharlachfieber selbst war; 20 die neben solchen Häusern wohnten.	—	Am 21. November wurde mit dem Gebrauche der Belladonna angefangen, und am 6. December existirte kein Scharlachkranker mehr.	—	—	Extract. Bellad. Gr. iv. Aq. Cinnamomi. ℥ j. M.	1 Tropfen mehr, als das Kind Jahre zählte, doch nicht mehr als 11 Tropfen; in den ersten acht Tagen Morgens und Abends, dann acht Tage einmal täglich, und noch acht Tage lang einen Tag um den andern.		
33.	Professor Dr. Berndt zu Greifswald. (ad 3.)	In einem Dorfe des Cüstriner Kreises.	8.	1.	1.	Keines.	—	8.	—	—	—	—	Extract. Bellad. Gr. iv. Aq. Cinnam. vin. ℥ j. M.	2 Tropfen mehr, als Jahre.	—	Nachtheile hat B. nie gesehen, selbst bei der stärksten Gabe (Gr. vj. auf ℥ j. Wasser) nicht. Säuglingen hat er das Mittel nie gegeben, da diese wenig Empfänglichkeit für die Krankheit zu haben scheinen. — Zweckmäfsiger ist es, Morgens und Abends eine kleinere, als blofs des Morgens eine gröfsere Gabe zu reichen.	
		In einem dergl.	3.	1.	1.	—	—	3.	—	—	—	—	—	—	—		
		Kienitz.	Einige 50.	Mehrere.	Mehrere.	8.	—	Mehrere.	—	Mitte Februar wurde mit dem Mittel der Anfang gemacht, und im März gab es keinen Scharlachkranken mehr.	—	Sehr gelinde.	—	—	—		
		Dorf Golzow.	109.	—	Sehr viele.	5.	—	—	—	—	—	—	—	—	—		
		Flecken Fürstenfelde.	134.	—	—	4.	—	—	—	Das Scharlachfieber hörte auf, nachdem das Mittel drei Wochen gebraucht war.	—	—	—	—	—		
		Vorstadt zu Cüstrin.	Einige Kinder aus Familien, in denen das Scharlachfieber sich zeigte.	—	—	—	—	—	—	Die Krankheit verbreitete sich dadurch nicht weiter.	—	—	—	—	—		
		Greifswald.	68.	—	Mehrere.	10 zwischen dem zweiten und vierten Tage des Gebrauches. 8 zwischen dem 12ten und 25sten Tage. 18	—	—	—	—	—	—	R. Bellad.	$\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran täglich.	—	Es bleibt unsicher, ob das Mittel in mehreren Familien gehörig gebraucht worden ist. Da das Extract oft unwirksam wird, so würde B. das Pulver vorziehen.	
		Daselbst.	Die eigenen drei Kinder des Beobachters.	—	—	Keines.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Dieselben Kinder hat B. schon in der Cüstriner Epidemie durch Belladonna geschützt.	

Tabellarische Uebersicht der bisherigen Beobachtungen über die Schutzkraft der Belladonna gegen das Scharlachfieber.

Nummer.	Namen der Beobachter.	Ort der Beobachtung.	Wie viele Individuen haben Belladonna bekommen?	Wie viele nicht?	Wie viele haben das Scharlachfieber bekommen ohne den Gebrauch der Belladonna?	beim Gebrauch der Belladonna, und wie lange ist sie gebraucht worden?	Welche Form hatte das Scharlach?	Sind in einzelnen Häusern Individuen, die in nahe Berührung mit Scharlachkranken gekommen, durch das Mittel geschützt worden?	oder nicht?	Hat die Epidemie nach der Anwendung der Belladonna bei denen welche sie nicht genommen, fortgedauert? und wie lange?	Entstanden Nachkrankheiten nach dem Gebrauch der Belladonna, oder andere üble Folgen, die man ihrer Anwendung zuschreiben konnte?	War das nach dem Gebrauch der Belladonna entstandene Scharlachfieber gelinder und gefahrloser, oder nicht?	Bestimmung der Form des Gebrauchs des Schutzmittels.	Dosis	Zeit	Bemerkungen.
ad 33.	a) Stadtchir. Michaelis.	Neudamm.	46.	—	—	2.	—	Sehr viele.								
	b) Medic. R. Dr. Gumpert.	Meseritz.	Sehr viele.	—	—	Keins.	—	Desgleichen.	—	—	Niemals.					
	c) Kr. Phys. Dr. Schüler.	Königsberg in der Neumark.	3.	1.	1.	Keins.	—	3.	—	—	—	—	R. Bellad.	2mal täglich $\frac{1}{2}$ Gran.	8 Tage.	
		Blankenfelde.	7.	—	Mehrere.	Keins.	—	—	—	—	—	—	R. Bellad.	Von 2 bis 8 Jahren 2mal täglich $\frac{1}{4}$ Gran; die älteren Kinder 2mal täglich $\frac{1}{2}$ Gran.	—	S. zieht das Pulver vor, weil die Dosis besser bestimmt werden kann, und das Extract oft schlecht bereitet ist.
	d) Reg. R. Dr. Hartmann.	Frankfurt a. d. O.	Einige.	—	—	—	—	Die sie brauchten.	—	—	—	—	—	—	—	H. gab die Belladonna, um gegen Masern zu schützen, wo es aber nichts leistete.
	* e) Dr. v. Haselberg.	Stralsund.	Einige neunzig.	Mehrere.	Mehrere.	23, wovon einer starb, einige schwer erkrankten, und einige bedeutende Nachkrankheiten hatten.	—	Einige sind geschützt worden; einige wurden sorgfältig vor Ansteckung gehütet; und noch andere setzten sich der Ansteckung aus, und blieben, ohne den Gebrauch der Belladonna, dennoch frei.	—	Sie dauerte fort.	Die Kinder wurden etwas blass.	—	Extract. Bellad. Gr. iv. Aq. Cinnam. vin. $\frac{3}{3}$j. M.	1 bis 2 Tropfen mehr als Jahre, einige Tage Morgens und Abends, und dann vier bis sechs Wochen lang alle Morgen.	—	Das Extract ward aus Spandau über Berlin bezogen.
34.	Dr. Serlo.	Crossen.	Ueber 200.	Mehrere.	Einige zwanzig, von denen der dritte Theil starb.	2.	Die glatte.	Mehrere, unter diesen auch die vier Kinder des Beobachters.	—	Sie dauerte $\frac{3}{4}$ Jahr.	Keine.	1 sehr gelinde. 1 erkrankte etwas schwerer. 2	Extract. Bellad. Gr. ij. Aq. Cinnam. vin. $\frac{3}{3}$j. M.	Morgens, Mittags und Abends so viel Tropfen, als Jahre; später wurde seltener gegeben; wenn aber die Krankheit dem Hause näherte, wurde wieder täglich dreimal gegeben.	Während der ganzen Epidemie.	Das eine Kind, welches trotz dem regelmäfsigen Einnehmen das Scharlachfieber ziemlich heftig bekam, schien eine besondere Dispnsition für die Krankheit zu haben; da die übrigen zwei Geschwister, welche an andern Orten schon das Scharlachfieber überstanden haben sollten, abermals, ohne den Gebrauch der Belladonna, am Scharlachfieber erkrankten. Gleichzeitig herrschten Rötheln, auf welche die Belladonna keinen Einfluss zu äufsern schien.
35.	* Dr. Lehmann, Garnison-Staabsarzt.	Torgau.	Mehrere.	Mehrere.	Mehrere.	Mehrere; wovon einige schwer erkrankten, und einige starben.	—	—	Mehrere.	—	Es entstanden bei einigen schon nach 8 Tropfen narcotische Erscheinungen der Belladonna.	—	Extract. Bellad. Gr. ij. Aq. dest. $\frac{3}{3}$j.	Morgens und Abends so viel Tropfen, als Jahre; doch nie über 12 Tropfen. Schwächlichen Kindern über vier Jahre wurden 1 bis 3 Tropfen weniger gereicht, als sie Jahre hatten.	—	Das Extractum Belladonnae hatte der Apotheker kürzlich frisch, und gut zubereitet, vom Professor Dr. Ficinus zu Dresden erhalten. Gegen diese sehr sorgfältig gemachten Beobachtungen läfst sich nur bemerken, dafs 1) es auffallend ist, dafs schon nach 8 Tropfen ($\frac{1}{3\,5}$ Gran) sich doch narcotische Erscheinungen einstellten; 2) und das Extractum Belladonnae nicht nach Hahnemann's Vorschrift, in einem spirituösen Vehikel, aufgelöst war. (Ref.)
36.	* Hofrath Teufel v. Birkensee in Carlsruhe.	Carlsruhe.	15.	—	—	Viere ziemlich schwer, welche es 4 bis 5 Wochen gebraucht hatten.	Die glatte.	—	—	—	—	—	Extract. Bellad. Gr. iij. Aq. dest. $\frac{3}{3}$j.	1 Tropfen mehr als Jahre, Morgens und Abends, in einem Kaffeelöffel voll Zuckerwasser.	—	Alle diese Beobachtungen sind aus Baden. Wenn alle diese Versuche in derselben Form und Dosis angestellt sind, wie die angegebene vom Herrn Hofrath Teufel v. Birkensee; so mufs Ref. dagegen einwenden, dafs die Dosis zu schwach, und die Form (da das Extract in blofsem Brunnenwasser, ohne geistigen Zusatz, aufgelöst ist) nicht zu empfehlen ist.
	a) Assistenzrath Dr. Axmann.	Werthheim.	10.	—	—	6.	—	—	—	—	Diejenigen, welche das Scharlachfieber nach dem Gebrauche der Belladonna bekamen, waren sehr krank.	—	In der vorgeschriebenen Form und Dosis, die jedoch nicht angegeben ist.	—	Mehrere Wochen.	
	b) Dr. Wenneis.	Daselbst.	} Haben keine günstigen Erfahrungen über die Belladonna gemacht.													
	c) Dr. Haug.	Rastadt.														
	d) Dr. Krauth.	Walldürrn.														
	e) Dr. Helbing, Physicus.	Buchen.	} Haben mehrere günstige Erfahrungen über die Belladonna gemacht.													
	f) Dr. Weeh, Physicus.	Bretten.														
	g) Dr. Waldmann, Physicus.	Carlsruhe.														
	h) Kreis-Medic. Rath Dr. Heimmig.	Werthheim.	} Erklären, die Belladonna, welche dem kindlichen Organismus besonders gefährlich sei, als Schutzmittel nicht anwenden zu können.													
	i) Assistenzarzt Dr. Wedekind.	Mannheim.														

den Umgang mit solchen Menschen, die eben bei Scharlachkranken waren.)

c) Die Zeit des Gebrauchs. Wenigstens acht Tage lang mufs der Gebrauch gemacht sein, um dem Organismus die Immunität gegen die Ansteckung zu geben; und dann mufs das Mittel fortgesetzt werden, so lange eine Ansteckung möglich ist.

d) Die individuelle Disposition. — Entweder Mangel an Empfänglichkeit für die Schutzkraft der Belladonna, oder eine zu grofse Geneigtheit für die Aufnahme des Scharlachcontagiums.

e) Die epidemische Constitution. — Bei mancher Epidemie schützt die Belladonna mehr als bei anderen.

f) Die Scharlachkrankheit selbst macht Modificationen, die mehr oder weniger für die Wirkung der Belladonna empfänglich machen, wie Hahnemann selbst schon durch die Absonderung des Scharlachfriesels angedeutet hat.

8) Die Nutzanwendung für die Praxis. — Bei den bisherigen Erfahrungen ist es eines jeden Arztes Pflicht das Mittel, über welches so viele günstige Beobachtungen vorhanden sind, und welches niemals Schaden bringt, anzuwenden; besonders bei gefährlichen bösartigen Epidemien. In unglücklichen Fällen müfste sich sonst der gewissenhafte Arzt den Vorwurf machen, nicht alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand.

Wahrscheinlich in Folge dieser zeitgemäfsen und trefflichen Bemerkungen des Herausgebers, ist von der Regierung, in deren Bezirk Ref. lebt (vermuthlich haben alle Regierungen eine gleiche Aufforderung ergehen lassen), die Aufforderung an alle Physiker ergangen, die Belladonna als Schutzmittel bei vorkommenden Epidemien anzuordnen, darüber Tabellen anzufertigen und sie jährlich einzureichen. —

So lobenswerth die Rücksicht der Regierung bei dieser Anordnung ist, so will Ref. nur darauf aufmerksam machen, dafs dadurch leicht manche falsche Beobachtung in dieser Angelegenheit entstehen könnte. — Wer da weifs, wie viele Schwierigkeiten noch jetzt das Impfgeschäft für den Impfarzt hat; wie oft noch Kinder auf dem Lande der Impfung, wie oft, selbst in Städten, der Abimpfung entzogen werden; obgleich die Leute nur zweimal zum Arzte zu gehen brauchen, und der Nutzen dieser herrlichen Einrichtung jedem klar einleuchtet: der wird mit Ref. einsehen, dafs es zu den gröfsten Schwierigkeiten gehört, es durchzusetzen, das Schutzmittel auf dem Lande wochenlang, täglich mehreremale, fortbrauchen zu lassen. Die Landleute, welche überdies keine sichtbare, baldige Wirkung von dem Mittel wahrnehmen, werden vom Physicus das Mittel bekommen, werden es einigemale oder gar nicht nehmen lassen, das Scharlachfieber wird sich bei ihnen einfinden, und das Mittel wird dadurch unverdienter Weise in seinem Rufe verlieren. — Besser scheint es Ref., wenn angeordnet würde, dafs bei vorkommenden Epidemien ein jeder, der das Schutzmittel nach Vorschrift brauchen wollte, dasselbe vom Arzte unentgeltlich holen könnte. Wer es nun holt, wird es auch gehörig brauchen, und wenn die Seinigen damit geschützt werden, und andere, die es nicht nehmen, das Scharlachfieber bekommen; so werden bald mehrere und zuletzt alle Bewohner des Ortes sich das Schutzmittel ausbitten, und die Erfahrungen darüber werden dann mit Genauigkeit angegeben werden können.

Serlo.

---

2. Einige Worte über das Scharlachfieber, und den Gebrauch der Belladonna als Schutzmittel gegen dasselbe; von dem O.

M. R. Dr. C. F. L. Wildberg zu Neustrelitz. Leipzig, bei Cnobloch. 1826. 8. 24 S. (4 Gr.)

Nur durch Rede und Gegenrede kann die Wahrheit ermittelt werden; und in dieser Rücksicht verdient der Verf. Dank, dafs er seine Ueberzeugungen gegen den Gebrauch der Belladonna als Schutzmittel wider das Scharlachfieber ausgesprochen hat; nur möchte es nicht zu billigen sein, dafs der Verf., wie er in der Vorrede bemerkt, es wünscht, dafs diese kleine Schrift in die Hände der Laien gelangen möchte. Eine Sache von so grofser Wichtigkeit, bei der es sich um das Wohl der Menschheit handelt, bei der die Vertheidiger dieses Schutzmittels nur die edelsten Absichten haben können, eine solche Sache den Laien verdächtig machen, die bei dem Treiben der Aerzte immer Argwohn hegen, ist doch wahrlich auf dem wissenschaftlichen Standpunkte des Verf. kaum zu begreifen. — Glaubt der Verf. die Aerzte zu überzeugen, dafs der Gebrauch der Belladonna als Schutzmittel gegen das Scharlachfieber unnütz, ja schädlich sei, so ist sein Zweck erreicht: und glaubt er diesen nicht zu erreichen, so hat er dadurch, dafs er den Laien das Mittel verdächtig macht, nur geschadet. Ein Theil, der das Scharlachfieber fürchtet und zu seinem Arzte Vertrauen hat, wird das Mittel dennoch ordentlich brauchen; ein anderer Theil wird das Mittel zwar vom Arzte nehmen, es gar nicht oder nur unordentlich brauchen; und dadurch können leicht falsche Erfahrungen bei dieser wichtigen Angelegenheit gemacht werden. — Wünscht der Verf. aber besonders, dafs die andern in der Schrift abgehandelten Gegenstände den Laien bekannt werden möchten; so ist dagegen zu bemerken, dafs diejenigen Laien, welche die Schrift verstehen und sie zu beherzigen wissen, gewöhnlich ihren Hausarzt haben, der zur Zeit von Scharlachfieberepidemien wohl das Nöthige anordnen wird. Der ungebildetere Theil des Publikums versteht die Schrift nicht, und ist noch weniger geneigt, die empfohlenen Re-

geln in Acht zu nehmen. Mit einem Worte, glaubte der Verf. mit seiner Schrift zu nutzen, so hätte er besser gethan, sie blofs den Aerzten in einem medicinischen Journale oder in lateinischer Sprache zu übergeben, da durch die Empfehlung derselben an die Laien gar kein Nutzen, wohl aber mancher Nachtheil abzusehen ist.

Wir wollen nun den Inhalt der kleinen Schrift selbst mittheilen.

Der Verf. beginnt damit, zu zeigen, dafs das Scharlachfieber eine epidemische Krankheit sei, und nur erst, wenn der Charakter der Krankheit bösartig zu werden anfängt, contagiös werde; eine Meinung, der die besseren Schriftsteller widersprechen. Allerdings sind es epidemische Einflüsse, welche diesen Ausschlag vorzüglich hervorrufen; aber einmal erzeugt, läfst sich auch die Fortpflanzung von einem Körper zum andern nicht bezweifeln; es ist also eine secundär-contagiöse Krankheit.

Der Verf. fährt fort, durch die Erfahrung zu beweisen, dafs zur Hervorbringung des Scharlachfiebers, aufser jenen epidemischen Einflüssen, eine besondere Receptivität des Körpers nöthig ist; daher viele das Scharlachfieber nicht bekommen, während andere, die in demselben Verhältnisse zu leben scheinen, es haben. Einmal im Leben aber bekommt der Mensch diese Krankheit gewöhnlich; wenn er daher in der einen Epidemie verschont bleibt, so wird er in den folgenden davon befallen. — Dafs man öfter diesen Ausschlag bekommen kann, ist der Verf. nicht geneigt zu glauben; er meint vielmehr, dafs, wo dieses beobachtet worden sei, es auf Irrthümern in der Diagnose beruhe. —

Das Scharlachfieber wird seit der Einführung der Kuhpocken häufiger, verbreiteter und bösartiger beobachtet, als früher; was der Verf. sehr richtig daher leitet, dafs durch die Kuhpocken mehr Kinder erhalten werden, dafs also immer mehr empfängliche Subjekte vorhanden sind; und dadurch, dafs mehr Candidaten des Scharlachs da sind,

dauert die Zeit der Epidemie länger, und je länger eine Epidemie dauert, desto bösartiger wird sie.

Die Ursachen, dafs die Krankheit bösartig wird, leitet der Verf. ab: 1) von Fehlern im Verhalten vor, bei und nach dem Scharlachfieber, und 2) von den zur Zeit des Eintretens der Ausschlagskrankheit im Körper vorhanden gewesenen Störungen und Unordnungen.

Der Verf. ist im Behandeln des Scharlachfiebers sehr glücklich gewesen, und empfiehlt besonders mit Recht folgende zwei Punkte während Scharlachfieberepidemien zu berücksichtigen: 1) Dafs den Leuten die Furcht vor dieser Ausschlagskrankheit benommen werde, da diejenigen Menschen, welche mit einer Aengstlichkeit in diese Krankheit gehen, gewöhnlich gefährlicher erkranken, als solche, die guten Muthes sind. Der Verf. glaubt nun, dafs durch die Empfehlung eines Schutzmittels die Furcht vor dieser Krankheit bedeutend vermehrt worden sei; aber dem ist nicht so: jeder praktische Arzt weifs, dafs das Scharlachfieber schon früher, als ein Schutzmittel zu geben üblich wurde (1820), eine sehr gefürchtete Krankheit war, aus dem einfachen Grunde, weil die Krankheit sehr viele Opfer forderte; überdies kennen ja die Kinder, welche es gröfstentheils sind, die das Schutzmittel nehmen, keine Aengstlichkeit vor dieser Krankheit. Ref. glaubt vielmehr, dafs denen, welche das Schutzmittel mit Vertrauen nehmen, die Furcht vor dem Scharlachfieber benommen werde; man sagt ihnen nämlich: wenn ihr das Mittel ordentlich braucht, so bekommt ihr diese Krankheit gar nicht, und wenn ihr sie bekommt, so ist der Charakter derselben viel gelinder; ihr übersteht die Krankheit viel leichter, als diejenigen, welche das Mittel nicht nehmen. Es wäre also gerade schon in dieser Rücksicht zu empfehlen, um die Furcht vor der gefährlichen Krankheit zu benehmen, vorausgesetzt, dafs das Mittel wirklich als ein Schutzmittel, oder doch Erleichterungsmittel sich bewährte, wovon weiter unten.

Oder glaubt der Verf., dafs diejenigen, welche die Belladonna nicht nehmen, jetzt die Krankheit mehr fürchten, als früher? etwa, weil sie glauben, dafs sie durch die Belladonna geschützt werden, oder eine leichtere Krankheit haben könnten; glauben sie aber dies, so werden sie sich auch das Mittel zu verschaffen wissen; und haben sie kein Vertrauen zu dem Mittel, vertrauen sie vielmehr ihrem Arzte, der es nicht für gut hält, das Mittel zu reichen; so ist doch nicht einzusehen, wie die Empfehlung eines Schutzmittels, dem sie kein Vertrauen schenken, die Furcht vor dem Scharlachfieber bei ihnen vermehren kann.

2) Der zweite Punkt, damit die Krankheit ohne Gefahr für Leben und Gesundheit verlaufe, ist ein zweckmäfsiges Verhalten vor, bei und nach dem Scharlachfieber.

Diese beiden Punkte, meint der Verf., wären blofs zu berücksichtigen; sonst müsse man die Kinder nicht zu sorgfältig vor Ansteckung schützen, damit die Krankheit nicht in spätere Jahre verschleppt werde, wo sie gefährlicher ist; — sehr wahr, wenn es gewifs ist, dafs man vor der Krankheit nicht geschützt werden kann.

Der Verf. geht nun zu der Belladonna über, welche zuerst von Hahnemann als Schutzmittel gegen das Scharlachfieber empfohlen ist, und vergleicht dieses Mittel mit der Kuhpockenimpfung, die, wenn auch die Belladonna schützen sollte, doch viel höher steht, weil sie 1) einen wirklichen Krankheitsstoff mittheilt, durch welchen die Fähigkeit, die Menschenpocken aufzunehmen, zerstört wird, und 2) nur einmal im Leben zu geschehen braucht. — Aber, wenn auch jeder Arzt eingestehen wird, dafs die Kuhpockenimpfung aus mehr als aus einer Rücksicht höher steht, als das Schutzmittel gegen das Scharlach; so kann doch damit nicht gesagt werden, dafs dieses Mittel nicht auch seinen Werth hat. — Als gröfsten Nachtheil gegen das Mittel führt der Verf. an, dafs es nicht für immer schützt, wie alle Beobachter angeben; dafs man also die Krankheit in späteren Jahren bekommen könnte, wo sie

viel gefährlicher ist. Aber, wenn es nur erwiesen ist, dafs dies Mittel in jeder Epidemie als ein wirkliches Schutzmittel sich bewährt, so ist jener Einwurf ganz ungegründet; denn es werden nur immer Wenige sein, die das Scharlachfieber später durch rein epidemische Einflüsse bekamen, da die Uebrigen sogleich wieder durch den Gebrauch der Belladonna geschützt werden können; und sollten die Wenigen vielleicht auch bedeutender erkranken, so wird das doch gewifs bei weitem nicht so viele Opfer kosten, als wenn die Epidemie längere Zeit dauerte, wodurch nach dem eigenen Geständnifs des Verf. die Krankheit bösartig wird. — Und dafs man öfter im Leben dieses Mittel nehmen mufs, kann doch wahrlich kein Hindernifs sein, da es sehr leicht zu nehmen, und nach den bisher gemachten Erfahrungen keine Nachtheile bringt. Wenn es sich darthun sollte, dafs, um gänzlich vor der Pockenkrankheit geschützt zu sein, man von Zeit zu Zeit die Impfung wiederholen müfste, würde der Verf. denn deshalb gegen das Impfen sein? —

Der Verf. fährt fort über die Kleinheit der Dosis des Schutzmittels zu sprechen, die entweder nicht schützen kann; oder, wenn sie wirklich die Empfänglichkeit für das Scharlachfieber im Organismus aufheben sollte, also wirklich wirkte, auch jene Nachtheile bringen müfste, welche die Belladonna mit sich bringt; und schliefst weiter: sollte aber diese kleine Dosis nicht schädlich sein, also eigentlich nicht als Belladonna wirken, so begreife er nicht, wie sie schützen könne. Das Mittel sei also in der kleinen Gabe entweder unschädlich, dann kann es nicht schützen, oder es schütze, und dann kann es nicht unschädlich sein. — Diesen Schlufs kann Ref. nicht machen. — Es ist ja bekannt, dafs, während die stärksten Mittel gegen bestimmte Krankheiten gegeben werden, gegen welche diese Mittel passen, alle ihre nachtheiligen Wirkungen wegfallen. Bewirkt denn der Merkur alle seine nachtheiligen Einflüsse während der Encephalitis der Kinder; bringt denn das Opium seine nach-

theiligen Wirkungen hervor in der Bleikolik? Keinesweges. Diese sonst im gesunden Körper so sehr nachtheiligen Mittel, wirken hier, oft in sehr starken Gaben, nur gegen die Krankheit: eben so hebt die Belladonna die Empfänglichkeit für das Scharlachfieber, so lange die epidemischen und contagiösen Einflüsse dauern, ohne jene nachtheiligen Wirkungen hervorzubringen, welche die Belladonna sonst wohl, wenn jene Einflüsse nicht vorhanden sind, hervorbringt. In solchen Körpern aber, die überdies schon keine Empfänglichkeit für das Scharlachfieber haben, wird sie allerdings ihre eigenthümlichen narkotischen Wirkungen hervorbringen, die der Arzt jedoch sogleich bemerken wird, um das Mittel entweder ganz auszusetzen, oder sie in noch kleinerer Dosis zu reichen. Von der andern Seite ist die Dosis der Belladonna als Schutzmittel auch nicht so klein, wie der Verf. zu glauben scheint. Ref. hat in der Epidemie, in welcher er mehrere hundert Kinder geschützt hat, von der Berndtschen Auflösung (zwei Gran Extractum Belladonnae in einer Unze Aqua Cinnamomi vinosa) dreimal täglich so viel Tropfen gegeben, als die Kinder Jahre zählten, wonach ein siebenjähriges Kind eine Vierteldrachme der Auflösung, also ein Sechzehntelgran Extractum Belladonnae täglich bekam, was zum Fortgebrauche allerdings für ein solches Kind eine Dosis ist, von der man wohl einige Wirkung erwarten darf, und doch sind nie bedeutende narkotische Wirkungen bemerkt worden; und in den wenigen Fällen, wo die ersten Zeichen jener Wirkungen sich zeigten, als: Funkeln vor den Augen, wurde das Mittel einige Tage ausgesetzt, und dann täglich nur einmal, ohne fernere Nachtheile zu bemerken, fortgegeben.

Uebrigens bleibt blofs die Frage, ohne dafs wir uns in theoretische Erklärungen einlassen: Was lehrt die Erfahrung, schützt das Mittel, oder nicht? Und schützt es wirklich gegen das Scharlachfieber, ohne dafs es andere Nachtheile bringt (ein Punkt, der allerdings bei den vorhandenen Beobachtungen noch nicht genug erwogen ist: wie

nämlich der Gesundheitszustand im Allgemeinen während des Gebrauches der Belladonna war, ob viele andere bedenkliche Krankheiten zu jener Zeit herrschten, oder nicht), dann hält Ref. es für Pflicht eines jeden Arztes, das Mittel anzuwenden. Anstatt also von dem Schutzmittel abzurathen, möchte es vielmehr gerathener sein, so oft sich Gelegenheit bietet, es anzuwenden, um von allen Seiten über diese so wichtige Angelegenheit ins Klare zu kommen.

Der Verf. giebt nun noch ein Präservationsmittel bei allen hitzigen Ausschlagskrankheiten an, bei dessen Gebrauche die Ausschläge sehr gutartig verliefen. Es besteht in gleichen Theilen Vinum Antimonii Huxhami und Oxymel squilliticum, wovon Kinder von einem Jahre Morgens und Abends zehn Tropfen, und ältere Kinder mit jedem Jahre fünf Tropfen mehr nehmen. Dieses Mittel, welches auf alle Colatorien wirkt, ohne den Körper sehr anzugreifen, ist in jener Rücksicht gewifs sehr zu empfehlen, und der Verf. versichert, dafs er sich keines Falles erinnere, bei dem nach der Anwendung dieses Mittels die Krankheit nicht gutartig verlaufen wäre.

Serlo.

IV.

J. L. Doussin-Dubreuil, praktischer Arzt zu Paris, über die Lungensucht, ihre gewöhnlichsten Veranlassungen, und was man zu thun habe, um ihr im Entstehen vorzubeugen, ihren gefahrdrohenden Ausbruch zu verhüten, und sie richtig zu behandeln. Für Aerzte und Nichtärzte. Deutsch herausgegeben von Dr. Carl Fitzler, Physicus

und praktischem Arzte zu Ilmenau. Ilmenau, bei Bernh. Friedr. Voigt. 1826. 8. 166 S. (18 Gr.)

Der Verf. geht bei dem Entwurfe dieses Werkes von dem gewifs unbestreitbaren Erfahrungssatze aus, dafs es eher möglich sei, durch Vermeidung positiver Schädlichkeiten dem Entstehen der Lungensucht zuvorzukommen, oder die beginnende in der Geburt zu ersticken, als die ausgebildete zu heilen. Ganz passend wendet er sich daher zur Erreichung dieses Zweckes nicht blofs an die Aerzte, sondern hauptsächlich an das nichtärztliche Publikum, indem es ausgemacht ist (wie der Uebersetzer in der Vorrede bemerkt), dafs gerade bei dieser, noch immer so verheerenden Krankheit, weit mehr durch ein zweckdienliches Verhalten von Seiten des Leidenden, als durch die gewähltesten Mittel eines Arztes ausgerichtet werden könne. Um jedermann verständlich zu sein, hat der Verf. eine populäre Schreibart gewählt, und will, nach seiner eigenen Bemerkung, weniger eine wissenschaftliche Darstellung der Lungensucht liefern, als vielmehr allen denjenigen, die dessen bedürfen, den Weg zeigen, wie sie sich eines später unüberwindlichen Feindes zur rechten Zeit erwehren können. Der Zweck des Verf. ist gewifs lobenswürdig; indessen möchte sein Werk demselben mehr entsprochen haben, wenn er sich lieber aller Erklärungen hätte enthalten wollen, als solche aufzustellen, welche mit den Grundsätzen einer geläuterten Pathologie im Widerspruche stehen, und Hypothesen vorzubringen, welche auf ganz seichtem Grunde beruhen. Das ärztliche Publikum würde dabei wenigstens nichts verloren, das nichtärztliche aber etwas gewonnen haben, indem es weniger wäre der Gefahr ausgesetzt gewesen, irre geleitet zu werden. Ueberdies ist alles höchst verworren abgehandelt, und die häufig vorkommenden, unnöthigen Wiederholungen sind sehr ermüdend. Seine Behauptungen sucht der Verf. durch Mittheilung von Krankheitsfällen zu bekräftigen, die theils aus anderen Schriftstel-

stellern, theils aus seiner eigenen Praxis entlehnt sind. Bei den letzteren führt er öfters die Briefe von Kranken an, die er selbst gar nicht gesehen hat; und nie, obgleich doch nicht alle genäsen, ist ein Sectionsbefund mitgetheilt worden. Wir wenden uns nun zu dem specielleren Inhalte des Werkes, um unser Urtheil gehörig zu rechtfertigen.

Nachdem der Verf. im ersten Kapitel mit kurzen Worten den Bau, die Verrichtung, den Zweck und die Wichtigkeit der Lungen dargestellt hat, definirt er die Lungensucht als «eine Krankheit, die zunächst auf eine verbor-«gene, langsam fortschreitende Entzündung sich gründet, «welche gröfstentheils Blutauswurf und steten Andrang der «Säfte nach den Lungen zur Folge hat, womit die Erzeu-«gung von Tuberkeln — die allmählig, einer nach dem an-«dern, in Eiterung übergehen — und Vereiterung der «Lungensubstanz selbst sich verbinden.» Hierauf werden die gewöhnlichen Symptome der Krankheit aufgezählt. Im zweiten Kapitel ist von den Ursachen der Lungensucht im Allgemeinen die Rede. Sie werden in physische und moralische eingetheilt, und werden, nach des Verf. Meinung, ohne Ausnahme nur dadurch nachtheilig, dafs sie eine Störung oder Verminderung der Hautthätigkeit herbeiführen, und die saure oder scharfe transpirable Materie nöthigen, sich auf die Lungen abzulagern. Indem der Verf. in den folgenden Kapiteln die Ursachen einzeln abhandelt, spricht er zuerst vom Kummer, und hält diesen für ganz besonders geeignet, seine Meinung von der Unterdrückung der Hautfunction und der daraus entstehenden materiellen Anhäufung von fremden Stoffen in den Lungen zu beweisen; indem Personen, welche von Kummer und ähnlichen Gemüthsaffecten heimgesucht werden, stets eine trockene, dürre Haut haben sollen. — Furcht und Schrecken wirken dem Kummer ganz ähnlich. Wenn aber zufällig nach der Einwirkung dieser Gemüthsaffecte irgend eine natürliche Ausleerung eintritt, z. B. Erbrechen, Durchfall u. s. w., so

ist, nach des Verf. Bemerkung, kein Nachtheil für die Lungen zu besorgen, weil die zurückgetretene transpirable Materie durch diese Ausleerungen fortgeschafft wird. Das Angstgefühl in der Brust soll durch Anhäufung und Gerinnung jener auf die Lungen geworfenen Stoffe entstehen. Schon die alltägliche Erfahrung, dafs bei den genannten Affekten eine vermehrte Ausdünstung, sogar Schweifs zu entstehen pflegt, widerlegt des Verf. Meinung; wie sollte aber vollends das Angstgefühl in der Brust so schnell entstehen können, wenn erst auszuleerende Stoffe nach den Lungen wandern, und hier gerinnen müfsten? Im folgenden Kapitel läfst sich der Verf. ziemlich weitläuftig über die Onanie aus, obgleich er hierbei auf sein über diesen Gegenstand verfafstes Werk verweiset. Bei der Aufzählung mehrerer Krankheitsfälle warnt er mit Recht vor zu häufigen Blutentziehungen in Lungenübeln, die in Folge der Onanie entstanden sind. Hieranf folgt eine kurze und gute Schilderung der Zeichen, an denen man diesem Laster ergebene Individuen erkennen soll. Es ist hierbei von dem Zittern der Glieder, das bei sonst gesunden jungen Leuten stets verdächtig ist, und bei Onanisten wohl nie fehlen möchte, gar nicht die Rede. Passend werden zur Schwindsucht disponirte Individuen zur Enthaltsamkeit von der Geschlechtsliebe ermahnt. In dem Folgenden eifert der Verf. gegen die schnelle Vertreibung von Flechten, Krätze, Finnen und Pusteln, und führt zur Warnung mehrere Beispiele an, welche die übeln Folgen eines solchen Verfahrens bestätigen. Es wird nach der materiellen Ansicht des Verf. hierbei nicht nur die diesen Uebeln zum Grunde liegende Schärfe auf die Lungen geworfen, sondern diese zieht auch zugleich noch die transpirabeln Feuchtigkeiten hierher, wodurch sich unausbleiblich die Schwindsucht ausbilden mufs. Die Aerzte werden bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, dafs es unrecht sei, dergleichen Brustübel mit erschlaffenden Ptisanen zu behandeln, statt ernstlich daran zu denken, die unterdrückte Hautkrankheit wie-

der hervorzurufen. (Eine Bemerkung, die für Hrn. D.'s französische Collegen sehr heilsam sein mag.) Dafs plötzlich unterdrückte Hautausdünstung leicht acute Brustleiden erregen könne, ist allgemein bekannt, und die Krankheitsfälle, die der Verf. bei Betrachtung dieser Schädlichkeit erzählt, waren, obgleich sie nicht so genannt werden, Lungenentzündungen und fieberhafte Catarrhe, welche wegen Vernachlässigrng in Lungensucht übezugehen drohten. Es wird hierbei bemerkt, dafs im gesunden Zustande gleichzeitig mit der Hautausdünstung auch durch die Lungen ein perspirabler Stoff entleert werde; dieser soll bei Unregelmäfsigkeiten im Athmungsprozesse sich in den Lungen anhäufen, und verdichten. Desgleichen soll der zurückgetretene Schweifs in den Lungen durch seine eigene Säure zu Gallerte gerinnen, aus der nach Morton die Lungensucht entsteht. (?) Die durch unterdrückte Menstruation und Hämorrhoiden entstehende Schwindsucht wird von der Schärfe des Blutes und Störung der Hautfunction hergeleitet. Der weifse Flufs und gutartige Tripper sollen durch Schärfen, die sich auf die Geschlechtstheile geworfen haben, entstehen, besonders aber durch die perspirable Materie, wenn sie sich hierher verirrt. Bei Brustkrankheiten die nach zu schneller Hemmung dieser Secretionen entstehen, nimmt der Verf. ebenfalls eine materielle Uebertragung an, und eben so einseitig erklärt er das Entstehen der Schwindsucht nach Unterdrückung der Lochien, Hemmung langwieriger Diarrhöen und nach dem Mifsbrauche des Essigs. Einen Platz hätte unter den Ursachen der Lungensucht auch wohl der Mifsbrauch spirituöser Getränke verdient. Bei der Betrachtung der Scropheln, die er mit mehreren Schriftstellern für eine veränderte Syphilis hält, als häufiger Veranlassung zur Lungensucht, erklärt der Verf. die Tuberkeln für eine durch Sauerstoff erhärtete, schleimige oder leimartige Masse, durch deren Vereiterung theilweise oder gänzliche Zerstörung der Lungensubstanz erfolge. Jetzt schildert er erst in einem eigenen Kapitel die Gefahr, welche

aus vernachlässigten Catarrhen entstehen kann, und kommt dann auf die knotige Lungensucht zurück, wobei mehrere bekannte Meinungen über die Entstehung und Erweichung der Tuberkeln angegeben werden. Unter der Benennung der Kinderkrätze scheint der Verf., wie Autenrieth, die Crusta serpiginosa zu verstehen. Indem er von dieser spricht, fühlt er sich veranlafst einen Krankheitsfall von einem eigenthümlichen Exantheme, welches Dr. v. Colleville bei einem Kinde beobachtet hat, mitzutheilen. Es wurde von Einigen für Menschenblattern, von Andern für Krätze gehalten, und endete mit dem Tode. Da das Kind vor dem Tode mehreremale durch Erbrechen Würmer entleerte, so hält diese der Verf. für die Todesursache, und versichert häufig beobachtet zu haben, dafs dieselben nicht nur die Eingeweide durchfressen, sondern auch ihr Parenchym zernagen. «Kinder,» fährt er fort, «die auf dem Kopfe eine eiternde Kruste haben, pflegen auch zugleich Würmer bei sich zu führen, die man nur durch die Entfernung jenes gallertartigen, stets mehr oder weniger scharfen Unrathes zu zernichten und wegzuschaffen hoffen darf, in dem sie sich entwickeln. Da aber der Grundstoff jener Krusten gleichbedeutend mit demjenigen ist, der in gleicher Weise die Erzeugung der Würmer bedingt, welche man in den auf der Oberfläche des Körpers sich zeigenden Pusteln oder Wasserbläschen anzutreffen pflegt, so ist das versüfste Quecksilber in Verbindung mit bittern Mitteln hier vorzüglich als Heilmittel angezeigt.» Dieser Satz ist so verworren, dafs wohl schwer zu enträthseln ist, wo nach des Verf. Meinung das versüfste Quecksilber vorzüglich angezeigt sei. Uebrigens ist wohl der gleichzeitig mit Eingeweidewürmern im Darmkanale vorkommende Schleim schwerlich ihre Quelle, und hat gewifs mit dem Contentum in den Wasserbläschen und Pusteln so wenig Aehnlichkeit, als die in ihnen zuweilen befindlichen Milben und Infusorien mit den Eingeweidewürmern. Die richtige Bemerkung, dafs eine weifse zarte Haut besonders zu Flechtenausschlägen

geneigt sei, veranlafst den Verf. zu der unphysiologischen Annahme, dafs dies daher rühre, weil in einer solchen Haut sich die transpirable Materie ohne grofsen Widerstand fixiren, in derselben verharren, sich entzünden, und so Excoriationen erregen könne. Es ist indessen allgemein bekannt, dafs eine so beschaffene Haut sehr zur Ausdünstung geneigt sei, und daher viel wahrscheinlicher, dafs eben ihre erhöhte Thätigkeit sie zur Entwickelung von Exanthemen disponire. Vielleicht, sagt der Verf., gelangt man einmal zu der Entdeckung, dafs Insekten (wahrscheinlich Infusorien?), für deren Dasein er viele vollwichtige Autoritäten anführen könne, die Ursach jener Excoriationen sind. Ja er findet es sogar wahrscheinlich, dafs der Husten, den Herr v. Colleville bei dem oben erwähnten Kinde wahrnahm, durch solche Insekten (?) sei veranlafst worden. Diese nämlich können sich nach seiner Meinung durch alle Eingeweide verbreiten, und sind keinesweges, wie man gewöhnlich glaubt, blofs auf den Darmkanal und Unterleib beschränkt. (!!) Zur Bekräftigung seiner Annahme führt der Verf. mehrere Schriftsteller, welche der Hautwürmer, die nach seiner Meinung zwischen Fell und Fleisch sitzen, gedacht haben, an. Es giebt davon nach unserm Verf. mehrere Gattungen, z. B. Mitesser, Haarwürmer, Dürrmaden, Fleisch- und Krätzmilben. Aufserdem werden noch einige fabelhaft klingende Erzählungen aus älteren Schriftstellern mitgetheilt, um darzuthun, dafs in allen Körpertheilen Würmer vorkommen können. Von diesen Nachrichten wollen wir blofs die von Andry wiedergeben, der im Herzbeutel eines 40 Jahre alten Mannes einen lebenden, schwarzen, rauhen, $8\frac{1}{2}$ Zoll langen Wurm gefunden haben soll. — Dafs Eingeweidewürmer hartnäckigen Husten erregen können, und dafs öfters Brustbeschwerden nur dem Gebrauche von wurmwidrigen Mitteln weichen, gestehen wir dem Verf. völlig zu; indessen folgert hieraus derselbe gewifs mit Unrecht, dafs die Würmer in diesen Fällen sich in den Lungen befanden, wo man nach den neueren Na-

turforschern blofs den Cysticercus, und zwar sehr selten, findet. Da der Verf. bewiesen zu haben glaubt, dafs in allen Körpertheilen, und also auch in den Lungen, Wurmerzeugung statt haben könne, so fühlt er sich zu der Frage berechtigt, ob nicht vielleicht in der ausgebildeten Lungensucht Würmer, denen die zurückgetretene perspirable Materie zur Nahrung diene, das Parenchym der Lungen zerfressen, und dadurch die Unheilbarkeit der Krankheit veranlassen? (Si tacuisses!) Wenn, setzt der Verf. hinzu, jene Vermuthung erst durch Beobachtungen wird erwiesen sein (was er ziemlich sicher zu erwarten scheint), so wird man blofs nöthig haben die Würmer zu tödten, um die ausgebildete Schwindsucht zu heilen.

Nach dieser Abschweifung wendet sich der Verf. zu der Frage: ob die Lungensucht erblich sei? und entscheidet sich dahin, dafs zwar eine Anlage zu diesem Uebel von den Aeltern auf die Kinder übergehen könne, dafs es aber hier, wie bei allen Krankheitsanlagen, in der Gewalt der Individuen stehe, die Ausbildung des Uebels für ihr ganzes Leben zu verhüten (?); denn, setzt er hinzu, es kann keine Lungensucht entstehen, ohne dafs sich vorher ein Heerd bildet, aus dem sich die Krankheit verbreitet. Hierin stimmt Ref. dem Verf. bei, nicht aber darin, dafs dieser Krankheitsheerd sich nicht anders bilden könne, als wenn die Hautfunction ganz oder theilweise unterdrückt wird. So grofs auch die Wichtigkeit der Hautfunction in Bezug auf die Lungen sein mag, so ist doch auch ausgemacht, dafs es Einflüsse giebt, welche für Personen, die zur Schwindsucht geneigt sind, sehr nachtheilig werden können, ohne im mindesten die Hautfunction zu stören. Den Grund der Disposition zur Schwindsucht findet der Verf. in der Verschleimung des Blutes, oder einer abnormen Reizbarkeit der Gallenorgane. Passend hätte hier der Verf. der wichtigen Frage: ob die Lungensucht ansteckend sei? gedenken können. Sie kann es nach zuverlässigen Beobachtungen gewifs unter Umständen werden, wo es dann doch

unerläfsliche Pflicht des Arztes ist, hierauf aufmerksam zu machen. Im dreiundzwanzigsten Kapitel kommt nun der wichtige Gegenstand zur Sprache, was man zu thun habe, um der Schwindsucht entgegen zu wirken. Dem Verf. genügt es, die stets unterdrückte Hautfunction wieder in Ordnung zu bringen, wozu, wenn das Perspirabile retentum noch keinen Krankheitsheerd in den Lungen bildete, ein warmes Verhalten und der Gebrauch eines Thees aus Flieder- und Melilothenblumen, von jedem ein Händchen voll, und 6 Stück (!) Chamillenblumen hinreicht. Ist aber bereits ein Krankheitsheerd gebildet, so mufs ein Arzt zu Rathe gezogen werden, um die Verhältnisse gehörig zu würdigen. Die Mittel, welche der Verf. noch empfiehlt, sind sehr einfach, und können da, wo sie nicht helfen, wenigstens nicht schaden. Indem er die einzelnen Ursachen der Lungensucht wiederum durchgeht, hält er sich vorzüglich bei der Onanie auf, und verwirft, auch wenn entzündliche Brustübel in Folge dieser Schädlichkeit auftreten sollten, sowohl die Blutentziehungen, als auch den Gebrauch von sauren Mitteln ganz. Man soll vielmehr sich bemühen, das Gefäfs- und Nervensystem zu beruhigen. Diese Heilidee ist allerdings richtig; allein dafs es zu ihrer Ausführung bessere Mittel gebe, als allgemeine oder partielle warme Bäder, Hühnerbrühe, Molken, Gersten-, Althäe- und Schleimsyrup, die der Verf. empfiehlt, bedarf wohl weiter keines Beweises. Bei Gelegenheit der Flechtenschärfe hält es der Verf. für zweckmäfsig, eine Beschreibung der verschiedenen Flechtenspecies zu geben, bei der wir ihm nicht folgen wollen. Am Ende derselben wird bemerkt, dafs die Flechtenschärfe wenig Schaden thue, wenn sie sich in der Haut fixire, und selbst wenn sie sich in das Blut absetze; denn aus diesem könne sie durch die Excretionsorgane ausgeschieden werden. Bei Gelegenheit der Krätze, die man durch das Tragen eines mit Krätzcontagium verunreinigten Hemdes, wenn sie unterdrückt wurde, wieder hervorrufen soll, kommt der Verf. noch einmal auf seine Hypothese von

den Würmern bei der Lungensucht zurück, und beruft sich auf die Autorität von Morel de Vindé, der solche bei lungensüchtigen Thieren gefunden haben soll. Endlich spricht er seine Meinung dahin aus, dafs die hypothetischen Würmer in den Lungen wohl eine Art Krätzmilben sein möchten. Auch stimmt er der Meinung von Deydier in Montpellier bei, dafs die schnelle Zerstörung der organischen Substanz bei syphilitischen Geschwüren durch Würmer erregt werde, und dafs das Quecksilber blofs dadurch die Syphilis heile, weil es wurmtödtend sei. Im neunundzwanzigsten Kapitel handelt er von einer eigenen Species der Lungensucht, welche vorzugsweise zu Anfange des Sommers zarte junge Leute befallen, und von Sydenham beschrieben sein soll. Es sollen von derselben vorzüglich Individuen ergriffen werden, welche in ihrer Jugend keinen Ausschlag der behaarten Theile des Kopfes oder im Gesichte hatten, und deren Blut daher, nach seiner Meinung, sehr verunreinigt ist. Aus diesem Grunde räth er den Aeltern, alle Kinder, die solche Ausschläge nicht hatten, um ihnen die Disposition sowohl zu dieser Sommer- als auch zur tuberculösen und scrophulösen Lungensucht zu nehmen, mehrere Jahre hindurch antiscorbutische Kräutersäfte brauchen zu lassen. Diesen Rath möchte Ref. nicht, wie der Uebersetzer, billigen, da es wohl weit wahrscheinlicher ist, dafs die zu Anfange des Sommers bei zarten, schwächen jungen Leuten entstehende Schwindsucht, unabhängig von aller Schärfe, durch den um diese Jahreszeit gewöhnlich vermehrten Blutandrang nach den Lungen, und die hieraus entstehende Ueberfüllung derselben, welche wiederum Bluthusten erregen können, erzeugt werde. Daher die Vermeidung aller Einflüsse, welche die Circulation beschleunigen, Ableitungen, und Mittel die das Gefäfssystem beruhigen, gewifs nützlicher sein werden, als antiscorbutische Kräutersäfte. Ueberdies ist es widersinnig, dafs gesunde Kinder erst krank werden sollen (denn Kopfaus-

schläge können doch wohl für eine Krankheit gelten?), um gegen Lungensucht sicher zu sein.

Als Zugabe giebt uns der Verf. noch eine Schilderung der Kehlkopf-, Luftröhren-, Schlund- und Leberschwindsucht, und der Rückendarre, welche letztere er Phthisis dorsalis nennt. Er versäumt nicht, auch hierbei Fingerzeige zu geben, wie man diese Uebel vermeiden solle. Dann folgt eine Schilderung der Temperamente, wobei der Verf. der Galenschen Eintheilung folgt, und Bemerkungen über die bei einem jeden zuträglichen oder nachtheiligen Arzneien und Nahrungsmittel macht. Hierauf kommen zwei Verzeichnisse von Nahrungsmitteln, von denen eins für Individuen bestimmt ist, deren Blut mit scrophulösem, Krätz- und Flechtengift verunreinigt sein sollte, das andere aber für solche, die wegen einer gallichten oder sanguinischen Constitution Nachtheil für ihre Lungen zu besorgen haben. Den Beschluſs macht eine weitläuftige Aufzählung der Momente, welche Leidende zu berücksichtigen haben, wenn sie schriftlich einen Arzt von ihrem Zustande in Kenntniſs setzen wollen.

Aus dem Angeführten scheint zur Genüge hervorzugehen, daſs das Werk des Hrn. Doussin-Dubreuil besser unübersetzt geblieben wäre, indem das wenige Gute, was es enthält, in einem Ballaste von Unbrauchbarem versteckt liegt, wodurch der niedere, ganz unwissenschaftliche Standpunkt des Verf. hinreichend beurkundet wird.

B—k.

V.

Algemeen Overzigt der epidemische Ziekte, welke en het Jaar 1826 te Groningen geheerscht heeft. Door E. J. Thomassen a

Thuessink, A. L. M. Med. et Philos. Dr. Hoogleeraar in de geneesk. Facult. etc. Groningen, 1827. 8. 84 S.

Wenn schon die Geschichte jeder Epidemie sehr interessant ist, so wird jeder Beitrag zu der des vorigen Sommers, welche alle Küstenländer der Nord- und Ostsee überzog, und wenigstens an Ausdehnung in neuern Zeiten nicht ihres Gleichen hat, gewifs jedem Arzte willkommen sein. In dieser Hinsicht wird eine ausführliche Anzeige des obigen Werkes gerechtfertigt erscheinen, zumal da es von einem so berühmten Verf. herrührt, den zwar, wie er in der Einleitung bemerkt, Alter und Kränklichkeit an einer täglichen und regelmäfsigen Beobachtung der Seuche hinderten, der aber doch viele Kranke selbst behandelte und nicht allein als Präsident der geneesk. Commiss. täglich Nachrichten von dem Fortgange der Seuche erhielt, sondern auch durch die Erfahrungen anderer Aerzte unterstützt wurde.

Erste Abtheilung. Ursprung und Fortgang der Epidemie. Auf die Sturmfluthen des Februars 1825 folgte ein angenehmer Sommer und Herbst, und ein gelinder Winter; es zeigten sich keine Herbst- oder Gallenfieber, sondern blofs einige kalte Fieber, die ziemlich hartnäckig waren und öftere Recidive machten, und unter diesen auch bösartige Fälle mit soporösen und apoplektischen Zufällen. Der Verf. beschreibt hierauf die bekannte Witterung des vorigen Sommers; in der ersten Hälfte des Juli kamen noch keine Gallenfieber vor, aber in der zweiten verbreiteten sie sich mit grofser Schnelligkeit durch alle Kleydistrikte der Provinz. Besonders herrschte die Krankheit in und um Appingadam, zu Slochteren und Nieuwolde, so dafs sich schon mehr als 5000 Kranke fanden. Ende Juli wurde dem Verf. berichtet, dafs auch in Gröningen unter der ärmeren Klasse viele Kranke gefunden würden, und obgleich die Sterblichkeit nicht grofs sein sollte, so ergaben doch die Todtenlisten, dafs im Juni bereits 37 Menschen mehr ge-

storben waren, als im vorigen Jahre; die Krankheit wurde als Feb. catarrhal. oder gastrico-catarrh. bezeichnet. Von der Beschreibung, welche der Verf. von der Ausbreitung der Krankheit in Gröningen selbst giebt, will Ref. nur ausheben, dafs sie in dem niedrigsten und den Ueberströmungen ausgesetzten Theile der Stadt, wo viele Arme in kleinen Hütten wohnen, anfing — dafs sie in der Gegend des Boterdiep, eines Kanals der durch die Hitze und Dürre, durch das Hineinfliefsen der Abzugskanäle der Stadt in denselben, durch das Hineinwerfen von Aas in eine Schlammpfütze verwandelt war und einen unerträglichen Gestank verbreitete, am stärksten herrschte, so dafs fast niemand daselbst verschont blieb — dafs sie erst im October durch die ganze Stadt und die Vorstädte verbreitet war, doch weniger allgemein und gefährlich in den höheren Theilen. Zuerst wurde fast nur die geringere Klasse der Einwohner befallen, nachher auch die bemittelten Bürger, und endlich auch die angesehensten Häuser; gewöhnlich fing sie hier unter den Domestiken an. Im September zählte man mehr als 9000 Kranke, und der Verf. glaubt, dafs sich diese Zahl wohl verdoppelt haben möge (?). Im August starben 449, im September 667, im October 592, im November 416, im December 226, im Januar 187.

Zweite Abtheilung. Die zur Unterdrückung der Seuche angewandten Mittel. Sie bestanden in Vermehrung der Zahl der Aerzte, Einrichtung von Apotheken, Verpflegung der armen Kranken, Einrichtung eines Hospitals u. s. w. Dafs dennoch die Krankheit anhielt und sich selbst noch weiter verbreitete, davon giebt der Verf. folgende Gründe an:

1) Aller Mühe ungeachtet, blieben noch viele arme Kranke ohne alle Hülfe.
2) Viele erhielten die Arzneien entweder gar nicht, oder nicht zeitig genug, oder verkehrte, für andere Kranke bestimmte; andere nahmen sie nicht, beobachteten eine schlechte Diät u. s. w.

3) Als auch die wohlhabendere Klasse von der Krankheit ergriffen wurde, fand sich, dafs die Aerzte nicht im Stande waren die Kranken gehörig zu besuchen und mit der nöthigen Sorgfalt zu behandeln, dafs die Medicamente nicht zeitig genug, selbst erst nach 2 — 3 Tagen, konnten besorgt werden.

4) Vielleicht mögen auch anfänglich viele durch Fehler in der Behandlung, durch das Verkennen der entzündlichen Zufälle u. s. w. umgekommen sein, oder durch zu frühen und starken Gebrauch der China oder Chinasalze, Verstopfungen der Unterleibseingeweide oder Wassersuchten bekommen haben. (Die hier angeführten Ursachen können wohl die häufige Tödtlichkeit der Krankheit, doch nicht das Anhalten oder die weitere Verbreitung derselben erklären, die wohl einzig in der anhaltenden endemisch-epidemischen Constitution begründet waren.)

Dritte Abtheilung. Allgemeiner Verlauf und die Erscheinungen der Krankheit.

1) Im Anfange des Sommers gab es wenige Kranke; überall aber sah man einen rothen juckenden Ausschlag, ferner Cholera, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen, welche sonst erst im August zu kommen pflegte, und wässerig-gallichte Diarrhöen.

2) Viel früher als gewöhnlich, schon im Juni, kamen die gewöhnlichen Gallenfieber vor, welche von den gewöhnlichen gastrischen Zufällen begleitet und mit grofser Empfindlichkeit und Schmerz im Unterleibe verbunden waren, welche auf eine erysipelatöse Entzündung der Eingeweide schliefsen liefs. Deswegen mufste man mit Brech- und Laxirmitteln sehr vorsichtig sein, die gewöhnlichen Mittel dieser Art, Senna, Mittelsalze u. s. w. wurden gar nicht vertragen, vielmehr bekamen allgemeine oder örtliche Blutentleerungen, und hierauf besänftigende und er-

öffnende Mittel, sehr gut. Einzeln gesellte sich zu diesen Fiebern eine rheumatische Complication.

3) Als die Krankheit sich im August sehr ausbreitete, veränderte sie auch ihre Natur, die gastrischen Zufälle machten den catarrhalischen Platz, und diese gaben Gelegenheit zu nervösen. Selten sah man dabei einen regelmäfsigen Verlauf oder Crises benignae, sondern sie waren langwierig und oft mit Schwämmchen u. s. w. verbunden; zuweilen gingen sie in intermittirende oder Nervenfieber über. Gelinde Nervina und Resolventia, vorzüglich Kampher mit oder ohne Nitrum, Sinapismen und Vesicatorien, waren hier angezeigt. Bei Vernachlässigung der Krankheit in der ersten Zeit, bei Unreinlichkeit u. s. w. ging sie zu Zeiten in einen Typhus über, mit allen Zeichen von Auflösung der Säfte, örtlichem Brande u. s. w., in welchen Fällen Wein, China, Kampher, mineralische Säuren nöthig waren, doch meistens hatten sie einen tödtlichen Ausgang.

4) Zu den Fiebern, entweder Remittentes oder Intermittentes subcontinuae, gesellten sich auf der Höhe der Epidemie oft örtliche Congestionen zum Kopfe, mit Klopfen der Carotiden, Phantasiren u. s. w., welche Aderlässe, Blutegel, kalte Umschläge, ableitende Mittel und innerlich Nitrum, Sal. ammoniac. zuweilen mit Kampher oder Extract. hyosc. erforderten.

5) Bei Complication mit heftigen Schmerzen im Unterleibe, Erbrechen u. s. w., welche Zufälle nicht selten von einer leichten Leber- oder Milzentzündung abhingen, ebenfalls Blutentleerungen, warme Umschläge und innerlich Oleosa u. s. w.

6) Im August, September und späterhin, im Anfange der Epidemie, war dies nicht der Fall, sondern es verbanden sich die hier seit vorigem Jahre häufigen intermittirenden Fieber mit den remittirenden gastrischen und

Gallenfiebern; erstere erforderten nach Umständen Resolventia, Resolventia antiphlogistica und häufig den Gebrauch der China oder des Chinins. Sehr gefährlich waren die Febres soporosae und apoplecticae, welche zu Zeiten die Kranken sehr unerwartet befielen und im ersten, oder dem darauf schnell folgenden zweiten Anfalle tödtlich wurden. Zuweilen war der Anfall mit heftigen Convulsionen, Klopfen der Carotiden, rothem und aufgetriebenem Gesichte, hartem Pulse u. s. w. verbunden, und erforderte dann augenblickliche Hülfe durch Aderlafs, Blutegel, kalte Umschläge; liefs der Anfall nach, sogleich starke Gaben von Chinin. Folgte der zweite Anfall nicht gar zu schnell, so dafs man 20 bis 25 Gran Chinin geben konnte, so war der Kranke gerettet, oft aber vereitelte die Schnelligkeit des zweiten Anfalls alle Hülfe. Doch waren diese Feb. soporosae nicht alle von gleicher Art, zuweilen verdankten sie ihren Ursprung einer Ueberladung des Magens, wovon der Verf. ein Beispiel erzählt.

7) Bei der Verbindung des intermittirenden Typus mit dem remittirenden, bei dem Hemitritaeus, gab der Verfasser in der Remission alle Stunden einen Gran Chinin, und nach Unterdrückung des Fiebers Klystiere und resolvirende Mittel, die sehr günstig wirkten.

8) So wie alle frühere Epidemien, liefs auch diese nicht allein eine ungewöhnliche Schwäche, sondern auch eine grofse Neigung zu Rückfällen zurück, die selbst bei dem sorgfältigsten Verhalten nicht zu vermeiden waren. Auch der eingetretene Frost hat diese Neigung zu Recidiven nicht geändert. Der Verf. giebt hierauf das bekannte Verfahren zur Verhütung derselben an, bemerkt aber, dafs es nicht immer glückte, da die Recidive oft an unbestimmten Tagen kamen und nicht selten erst unter der Gestalt einer Feb.

remitt., nervosa oder catarrhal. auftraten. Bei andern, vorzüglich wenn das Fieber zu schnell durch Chinin unterdrückt war, ohne zuvor auf die Entfernung der materiellen Ursachen im Unterleibe zu denken, entstanden heftige Fieber mit Diarrhöe, Dysenterie, Hepatitis, Splenitis von bösartiger asthenischer Natur. Die mehresten Recidive hatten aber offenbare Veranlassungen, als schlechtes Verhalten, Versäumnifs der nöthigen Reinigung der ersten Wege, Infarcten der Unterleibseingeweide; bei letzteren entstanden nicht selten Feb. soporos., enteric. und dysenteric., wovon andere, die auflösende Mittel gebraucht hatten, frei blieben.

9) Als Folgen der Krankheit werden, aufser der bereits erwähnten Schwachheit und Kraftlosigkeit, noch angeführt: grofse Empfindlichkeit des Nervensystems und Neigung desselben zu Krämpfen, in einigen Fällen selbst Melancholie und Manie, allgemeine Cachexie, Spannung und Druck in der epigastrischen Gegend, in hydropische Affectionen aller Art übergehend. Letztere wurden, wenn ihnen Schwäche zum Grunde lag, durch China mit Diuretic., von welchen das Diosma crenatum besonders gerühmt wird, bei Obstructionen mit Resolv. amar., und endlich wenn sie, wegen einer catarrhalischen Complication oder übler Beschaffenheit der Säfte, mit Schmerz, Hitze, Fieber und entzündlichen Zuständen der Leber, Milz u. s. w. verbunden waren, durch örtliche Blutentleerungen, Nitrum, Crem. tart. glücklich behandelt.

10) Endlich beobachtete der Verf. auch noch bei und nach dem Fieber einen sehr lästigen herpetischen Ausschlag.

Vierte Abtheilung. Die Natur der Krankheit.

Alle Kranke, die im Arsenal starben, sind von dem Herrn

Professor Hendrikz und Chir. Maj. Cornelisse geöffnet, welche dem Verf. die Resultate davon mittheilten. Bemerkt wird hierbei, dafs die mehresten Leichenöffnungen, 106 an der Zahl, an Personen angestellt wurden, die erst gegen das Ende der Krankheit und oft sterbend aufgenommen wurden, und dafs deswegen keine Krankengeschichte und selbst nicht die Namen der Krankheit geliefert werden konnten. So weit dies möglich, sind sie unter folgende Rubriken gebracht:

1) Nervenfieber, 23 Leichenöffnungen. Gewöhnlich waren die Sinus und Gefäfse des Gehirns mit venösem Blute überfüllt, bei allen Hydrops arachnoideae und bei den meisten auch ventriculorum. In der Brust zuweilen Wasser, sonst alles im normalen Zustande. Im Unterleibe die Leber bleich, grau oder aschfarbig, schwammig und vergröfsert, die Tunica mucosa ganz roth oder mit rothen Stippen als Zeichen der Entzündung, die Nieren oben bleifarbig, oft Wasser.

2) Typhus, Febris putrida maligna, 11 Oeffnungen. Noch stärkere Zeichen von Congestion und Entzündung im Gehirn, so dafs die Substanz desselben selbst roth und voller Blutpunkte war, Hyd. arachnoideae und ventriculorum. Auch im Unterleibe mehrere Zeichen von Entzündung, die Tunica mucosa zeigte überall rothe Flecken, die Gallenblase war mit gelber Galle gefüllt und enthielt zuweilen auch Gallensteine; Leber und Milz waren durch eine dicke Membran mit dem Bauchfelle verwachsen, letztere inwendig weich und mit einem aufgelösten Blute angefüllt, die Nieren wie vorher.

3) Febris hectica, wo innere Vereiterungen bei an der herrschenden Krankheit Gestorbenen gefunden wurden.

4) Febris soporosa, 3 Oeffnungen. Grofse Ueberfüllung der Gefäfse des Gehirns, viel Wasser unter der Arachnoidea und in den Ventrikeln, die Gallenblase voller

voller Galle, Magen und Gedärme roth und entzündet, die Milz weich.

5) Diarrhöe und Dysenterie; 35 Leichenöffnungen. Magen und Gedärme von Luft aufgetrieben, die Mesenterialdrüsen angeschwollen, die Tunica mucosa roth und entzündet, zuweilen braun und bleifarbig, die Leber vergröfsert, schwammig und weich, die Gallenblase mit gelber oder schwarzer Galle gefüllt, oft Gallensteine; die Milz weich und fast flüssig, bei einigen Volvuli intestin., und bei den meisten Wassersucht.

6) Hydrops, gewöhnlich nach langwierigen und verwahrlosten Fiebern; 13 Leichenöffnungen. Die Leber gewöhnlich aschfarbig, die Milz weich, die äufsere Membran verdickt, die Gedärme von Luft aufgetrieben und hin und wieder entzündet, fast bei allen Wasser im Kopfe.

7) Bei zwei Gelbsüchtigen fand man Gallensteine, eine erweichte Leber und Milz, und viel Galle in der Gallenblase. (Ref. sah nach Beendigung der Epidemie bei mehreren Kindern, die nicht an der Krankheit gelitten hatten, Gelbsucht, und fand in einem tödtlich gewordenen Falle eine durchaus verhärtete und verkleinerte Leber.)

Der Verf. bemerkt noch, dafs die Leichenöffnungen von Thyssen und Vrolik zu Amsterdam, und von Cleghorn, so wie 68 andere, die ihm Hendrikz noch späterhin mittheilte, im Ganzen hiermit übereinstimmen; letztere nur mit der Ausnahme, dafs häufiger Hydrops pectoris mit Erweichung der Lungen und Mürbheit des Herzens, einer starken Affection der Leber, die vergröfsert, livide und mit schwarzem Blute gefüllt war, gröfsere Entartung der Eingeweide, und ein sehr dünnes und mit schwarzen Streifen besetztes Netz gefunden wurde.

Die Leichenöffnungen zeigen nur die Wirkungen der Krankheit, ohne die Natur derselben aufzuklären. Gewifs

existirt eine allgemein wirkende Ursache, welche ein gewisses Gift hervorbrachte, das alle oben beschriebenen Zufälle verursachte. Der Verf. wiederholt hier mehreres aus der Geschichte der Krankheit, woraus hervorgeht, dafs der Grundtypus derselben der intermittirende war, so dafs sie mit allen fremdartigen Zufällen, so wenig sie auch das Ansehn einer Intermittens haben mochte, durch das specifike Fiebermittel, Chinin, konnte bezwungen werden.

Die jetzt folgende Untersuchung über die Contagiosität der Krankheit glaubt Ref. um so eher übergehen zu können, als die Ansicht des Verf., der allein unter allen Aerzten in Gröningen die Krankheit in gewisser Beziehung für ansteckend hält, schon aus dem Berichte des Herrn Doct. Fricke bekannt ist und Ref. sich auch bereits, aus eigener Beobachtung, an einem andern Orte, gegen die Contagiosität erklärt hat.

Fünfte Abtheilung. Ursachen der Krankheit. Um nicht die Anzeige des kleinen Werkes zu sehr auszudehnen, mufs Ref. sich hierbei kürzer fassen, und wird auch noch bei Anzeige eines anderen Werkes über denselben Gegenstand wieder hierauf zurückkommen.

Nachdem der Verf. bemerkt hat, dafs der Erfahrung gemäfs die Herbstgallenfieber immer auf Kleiboden, und nicht auf Sandboden zum Vorschein kommen, nimmt er als allgemeine Ursachen der Seuche die Hitze und Dürre des vorigen Sommers, wodurch der Boden der Gräben und Abzugskanäle nicht genugsam mit Wasser bedeckt blieb, so dafs die animalischen und vegetabilischen Theile in Gährung geriethen und ein stinkendes Gas entwickelten, und die vorhergegangenen Ueberschwemmungen an. (Letzteren kann Ref., wie er schon an einem anderen Orte zu zeigen sich bemüht hat, durchaus keinen wesentlichen Einflufs zur Hervorbringung der Krankheit zuschreiben; man vergleiche auch den Bericht des Hrn. Dr. Fricke S. 15.) Zu diesen allgemeinen Ursachen kommen für Gröningen noch folgende örtliche, als: mangelnde Reinigung der Strafsen,

Rinnen und Abzugskanäle, in welchen sich eine Menge Unrath angehäuft hatte, Armuth mit allen ihren Folgen, und Mangel an gutem trinkbaren Wasser.

Sechste Abtheilung. Mittel zur Verhütung der Krankheit. Sie bestehen in Wegräumung der veranlassenden Ursachen, so weit dies möglich, in Sorge für eine hinlängliche Anzahl von Armenärzten, für ein gut eingerichtetes Krankenhaus, für Begräbnifsplätze aufserhalb der Stadt u. s. w. (Gewifs gehört das Begraben der Leichen in der Stadt, vorzüglich wenn, wie der Verf. angiebt, Särge auf Särge in dieselben Gräber gesetzt und letztere daher immer wieder geöffnet werden, mit zu den örtlichen Ursachen, welche in Gröningen die Krankheit so lange unterhielten und bösartiger machten.)

Vier Tabellen beschliefsen das Werk, deren Resultat kürzlich folgendes ist:

1) Vom Mai bis December 1825 starben in Gröningen 612 Personen, im Jahre 1826 in derselben Zeit 2679.
2) In den Kirchen wurden im Jahre 1826 noch 345 Leichen begraben.
3) Im Krankenhause, dem Arsenal, wurden vom 8. Sept. 1825 bis 18. Januar 1827

aufgenommen		1451
hergestellt entlassen . . .	928	
es starben	211	
		1139
Bestand		312

(Ref. erlaubt sich, am Schlusse dieser Anzeige noch auf Pringle's Beobachtungen über die Krankheiten der Armeen, besonders auf das erste, siebente und achte Kapitel des ersten, und auf das vierte Kapitel des dritten Theiles aufmerksam zu machen, welche über die Natur und die Ursachen der hier abgehandelten Krankheit viele Aufklärung gewähren.)

Toel.

VI.

Discours sur les Améliorations progressives de la Santé publique par l'influence de la civilisation; par F. Bérard, Professeur d'Hygiène à la faculté de médecine de Montpellier. A Paris et Montpellier, chez Gabon et Comp. 1826. 8. 120 S.

Die Civilisation untergräbt nicht die Kraft des Menschen, sondern befördert das physische und geistige Wohl des Individuums und der Gesellschaft. — Dies ist die Wahrheit, welche zu beweisen der Verf. sich vorgenommen hat. Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile, in dem ersten soll auf dem Wege des Raisonnements bewiesen werden, daſs die Civilisation der menschlichen Gesellschaft hat Vortheil bringen müssen, in dem zweiten folgen die Beweise, daſs sie wirklich Vortheil gebracht hat.

Der erste Theil ist reich an Declamationen, und von deutschen Schriftstellern, namentlich von Fichte in seiner Schrift: „Ueber die Bestimmung des Menschen," genügender abgehandelt. Der Verf. zeigt, wie im Laufe der Civilisation eines Volkes so manches entfernt werde, das auf die Gesundheit einen nachtheiligen Einfluſs übe — (die Verbesserung des Clima's durch Austrocknung der Sümpfe, Urbarmachung von Steppen) — wie durch Verbesserung der Wohnungen, Nahrungsmittel, Kleidung, der Mensch in den Stand gesetzt werde, den äuſserlichen Angriffen leichter zu widerstehen. Er führt das Beispiel einiger Gegenden an, die durch die fortschreitende Civilisation wahrlich nicht verloren, sondern unendlich gewonnen haben, wie Deutschland, Nordamerika, und stellt diesen solche Länder gegenüber, die von einem höheren Standpunkte der Cultur zurückgewichen, wie Spanien, Aegypten, der Kirchenstaat, so wie solche, die in der Civilisation zurückge-

blieben sind, wie die Türkei. Er zeigt, wie selten und weniger verheerend dort die contagiösen Krankheiten, wie bösartig und wurzelnd sie dagegen bei den weniger cultivirten oder verwilderten Nationen sind. Endlich macht B. noch auf die Gründung so vieler wohlthätigen Institute, auf die Emancipation der Leibeigenen, als heilbringend für die menschliche Gesellschaft, aufmerksam, welche wir allein der fortschreitenden Civilisation verdanken. In dem zweiten Abschnitte sucht der Verf. zunächst darzuthun, dafs er in dem Grade, in welchem die Civilisation in einem Lande Fortschritte macht, die Sterblichkeit abnimmt — ein Zeichen, dafs die Gesundheit der Menschen durch die Civilisation nicht leidet. Die Beweise, die Bérard hier anbringt, sind die Sterbelisten und das Verhältnifs der Gestorbenen zu der Einwohnerzahl in verschiedenen Ländern. Aus ihnen geht hervor, dafs man 1700 in London auf 25 Menschen einen Gestorbenen, 1800 auf 35 und 1825 nur auf 38 einen zählte, dafs man in England überhaupt 1789 auf 43, 6, 1804 dagegen auf 47, 4 Gestorbene rechnen konnte. In Schweden verhielt sich 1775 die Zahl der Gestorbenen zu den Einwohnern wie 1 zu 35, 1795 wie 1 zu 37. In Frankreich 1780 wie 1 zu 30, 1825 wie 1 zu 39. In Paris war im vierzehnten Jahrhundert das Verhältnifs wie 1 zu 17, im siebzehnten wie 1 zu 26, 1825 wie 1 zu $32\frac{6}{20}$. Eben so zeigt Bérard, dafs fortwährend noch einmal so viel Kinder von armen Aeltern starben, als von wohlhabenden, dafs die Sterblichkeit in den von Reichen bewohnten Stadtvierteln in Paris viel geringer ist, als in denjenigen, wo die Armuth hauset, dafs ansteckende Krankheiten besonders bösartig bei den Armen sind, dafs auf 6 Negersclaven wenigstens ein Sterbefall kommt, dafs auf den Antillen auf 100 Freigelassene 4 Geburten, auf 100 Sclaven dagegen nur 2 Geburten fallen.

Eine zweite Thatsache, die für den wohlthätigen Einfluſs der Civilisation spricht, ist die, dafs in dem Grade, als die Civilisation fortschreitet, die Zahl derjenigen Indi-

viduen zunimmt, welche ein hohes Alter erreichen. B. beweist, daſs hier das Verhältniſs um 5 Grade sich in manchen Ländern verbessert hat. Nach Villermé findet in den von Reichen oder Armen bewohnten Stadtvierteln rücksichtlich dieses Punktes eine auffallende Verschiedenheit statt.

Als dritten Beweis nennt B. die Zunahme der Bevölkerung, welche in Frankreich von 1700 bis auf 1825 um ein Drittel, und in England innerhalb 134 Jahren um das Doppelte gestiegen ist. Am auffallendsten ist dieses Steigen in den nordamerikanischen Freistaaten, wo bisher die Bevölkerung sich alle 25 Jahre verdoppelt hat [1]). Auch auf die Entwickelung der äuſseren Formen, auf die Schönheit, hat die Civilisation einen entschiedenen Einfluſs, wenn wir anders den Aussagen der Reisenden Glauben beimessen dürfen, die das Innere von Amerika besucht haben.

Der zweite Theil dieser Abhandlung enthält eine Reihe interessanter, mit Fleiſs und Umsicht zusammengestellter Thatsachen, und verdient deshalb besonders gelesen und bekannt zu werden. Vollständiger und genügender würde der Verf. die Aufgabe gelöst haben, hätte er die Nachtheile, welche die Civilisation bringen soll, näher geprüft; und, in sofern solche vorhanden sind, untersucht, in welchem Verhältniſs sie zu den unendlichen Vortheilen stehen, die wir der fortschreitenden Verfeinerung und Veredlung der Nationen verdanken.

Heyfelder.

---

1) Im Staate New-York hat die Bevölkerung von 1820 bis 1825 um 243,645 auf nur 1,372,812 zugenommen! (New-York medical and physical Journal 1826. 2.)

VII.

Beiträge zur Gaumennath.

(Fortsetzung.)

Zweiter Fall einer vollkommen gelungenen Vereinigung einer angebornen Spaltung des weichen Gaumens.

Von

Dr. J. F. Dieffenbach,

praktischem Arzte in Berlin.

Während eines kurzen Aufenthaltes in Rostock verschaffte mir mein verehrter Freund der Herr Professor Strempel die Gelegenheit, die Gaumennath an einem jungen Manne, Namens Duggé, zu vollziehen. Das glückliche Resultat dieser Operation muntert mich auf, diesen Fall hier in der Kürze mitzutheilen.

Herr Dugge, einige zwanzig Jahre alt, ein blühender, kräftiger junger Mann, war mit einer vollkommenen Spaltung des weichen Gaumens geboren. In den ersten Tagen nach der Geburt wurde der Fehler übersehen, als aber das Kind fortwährend beschwerlich sog, so veranlafste dies die Hebamme, nachzusehen, und sie fand die Gaumenspalte. Der damalige Arzt des Hauses erklärte der Mutter, dafs dem Uebel nur in den ersten Augenblicken nach der Geburt hätte abgeholfen werden können, wozu es jetzt leider zu spät sei. Dabei mufste sich die Familie beruhigen, und die Mutter ernährte ihr Kind, das sehr gut gedieh, wiewohl mit Mühe.

In dem späteren Lebensalter hatte der junge Dugge keine weiteren Unbequemlichkeiten von seinem Zustande, als dafs in den Mund genommene Flüssigkeiten leicht zur Nase herauskamen; doch bei weitem empfindlicher war ihm

die Beschränktheit seines Sprachtons, dem er für jedes Opfer gern abgeholfen zu sehen wünschte. Mit Freuden willigte er in den ihm vom Herrn Professor Strempel gemachten Vorschlag, an sich die Gaumennath versuchen zu lassen.

Schon am nächsten Tage schritt ich, mit thätiger Unterstützung des Herrn Professor Strempel und der Herren Doctoren Krauel und Lesenberg, welcher letztere sich durch Erfindung einer neuen zweckmäfsigen Gaumennadel und eine Abhandlung über die Staphyloraphie verdient gemacht hat, zur Operation.

Der Kranke mufste sich dem Fenster gegenüber auf einen Stuhl setzen, den Mund weit öffnen, und die Zunge durch den eigenen Willen auf den Boden der Mundhöhle niederlegen. Indem ich mich sehr in Acht nahm, mit meinen Instrumenten irgend eine Stelle der Mundwandungen oder die Zungenwurzel zu berühren, fafste ich mit einem Häkchen den Rand der rechten Hälfte des Velums, stach das Messer über der Commissur durch, und schnitt in sägenden Messerzügen einen strohhalmbreiten Hautstreifen, erst von dieser Seite, dann von dem rechten Spaltenrande ab. Oben berührten sich also beide Schnittlinien in einem spitzigen Winkel, indefs sie unten an den Zapfenhälften am weitesten auseinander wichen.

Nachdem dem Kranken einige Ruhe gegönnt und der Mund vom Blute gereinigt war, legte ich die Ligaturen von Bleidrath nach meiner in einem der früheren Hefte dieser Annalen beschriebenen Methode an. Bei der grofsen Länge der Spalte bedurfte es fünf Näthe, von denen die oberste hart an den knöchernen Gaumen, die unterste in den oberen Theil des Zapfens zu liegen kam. Das Durchführen der Nadeln, welche zur Stärke des Velums unverhältnifsmäfsig kurz und dünn waren, machte indefs einige Schwierigkeit; doch wurde auch dieser Operationsact glücklich überwunden, worauf ich die Dräthe zusammendrehete. Hierauf schnitt ich die aus dem Munde hervorragenden Doppel-

enden einige Linien weit vom Gaumen ab, half hier und da durch stärkeres Anziehen mit der Kornzange etwas nach, und beendigte so die Operation.

Jetzt lag alles in der schönsten Vereinigung, und beide Wundränder berührten sich fest aneinandergepreſst auf das innigste. Der geringen Spannung ungeachtet hielt ich es doch für rathsam, einen langen senkrechten Schnitt durch die rechte Seite des Gaumensegels zu machen, um den Ligaturen allen Halt abzunehmen und der Wunde Ruhe zur Vereinigung zu verschaffen.

In den ersten Tagen nach der Operation zeigte sich der Gaumen und die ganze übrige Rachenhöhle angeschwollen und geröthet. Weder das Sprechen noch der Genuſs irgend einer Flüssigkeit war dem Kranken in den ersten 48 Stunden erlaubt worden, und mit bewunderungswürdigem Muthe ertrug dieser die ihm auferlegten Leiden. Der Mund wurde fortwährend mit lauem Fliederthee ausgespült, und dadurch die Masse des abgesonderten Schleimes entfernt. Am zweiten Tage hielt der Hr. Prof. Strempel und ich, des allgemeinen stärkeren Fiebers wegen, einen Aderlaſs für angezeigt, worauf bedeutende Erleichterung folgte.

So erreichten wir den dritten Tag. Früh Morgens sah ich nach dem Kranken, und erstaunte nicht wenig, als noch alles gut hielt. Keine Ligatur hatte eingeschnitten, und die Hefte lagen, zum Theil von der angeschwollenen und gerötheten Gaumenhaut bedeckt, in der schönsten Ordnung. Das linke Zäpfchen, welches durch das sehr starke Zusammendrehen der untersten Ligatur vor die rechte Uvula gedrängt und hier adhärent geworden war, schien mir unnütz, da es die gute Form des Velums verdarb, und ich schnitt es mit der Schere ab; auch schien es gangränescirend, denn es hatte eine dunkle Farbe. Die darauf folgende geringe Blutung war dem Velum gewiſs zuträglich.

Bis jetzt hatte ich mit dem Hrn. Prof. Strempel die Behandlung des Kranken gemeinschaftlich besorgt; da

ich aber leider noch an diesem Tage von Rostock abreisen mufste, so verliefs ich den Ort in peinlicher Ungewifsheit über den Erfolg dieser trügerischen Operation, indem mein Freund Strempel allein alle Mühwaltung für unsern Patienten übernahm. Wie grofs aber war meine freudige Ueberraschung, als mir Hr. Strempel folgendes in einem Briefe schrieb: «Die Gaumennath ist aufs vollkommenste gelungen. Am Sonntag Abend (die Operation war am Freitag Vormittag gemacht) fand ich Herrn Dugge sehr gut, und fast ohne alle fieberhafte Reizung. Die Hefte lagen gut, und das Schlucken der ihm erlaubten Speisen ging vortrefflich von statten. Am Montag fing die von Ihnen an der Seite gemachte Wunde an, sich zu verkleinern. Am Dienstag Morgen, nach drei Tassen Kaffee, etwas Erhitzung. Von nun an ging es täglich besser. Am Donnerstag Abend 7 Uhr nahm ich die Hefte ohne sonderliche Umstände heraus, und fand überall völlige Vernarbung. Das zweite Heft von oben hatte allmählig durchgeschnitten, und lag ganz auf der linken Seite, mit seinen Knoten im weichen Gaumen eingesenkt; die Vernarbung war aber dem Durchschneiden immer gefolgt, so dafs auch an dieser Stelle alles gut verbunden war. Die Wunde neben der Nath schlofs sich in den letzten Tagen. Die Sprache ist schon etwas besser. Die Wörter mit k können schon sehr gut ausgesprochen werden, und ich hoffe, dafs wenn der Gaumen erst ganz glatt gewachsen ist, Patient sehr deutlich sprechen, auch das Ansehen des weichen Gaumens von dem eines vollkommen gebildeten bald wenig abweichend sein wird.»

In dem nächsten Hefte dieser Annalen werde ich noch einen anderen Fall von einer gelungenen Gaumenspaltenvereinigung mittheilen, der sich gegenwärtig noch in der Nachbehandlung befindet.

VIII.

Mémoire sur les Plaies du Canal intestinal. Par A. Jobert (de Lamballe) Exinterne de première classe des hôpitaux civils de Paris, Aide d'anatomie à la faculté de médecine de Paris. Paris, chez Villeret et Comp., libraires, rue de l'École de médecine No. 13. 1827. 8. 46 S. Mit einem Steindruck. (2 Francs.)

Die günstige Aufnahme, welche des Verf. Untersuchungen über die Behandlung der Darmwunden bei der Pariser medicinischen Academie erhielten, bestimmten ihn, dieselben über diesen für die Chirurgie, wie für die gerichtliche Medicin, höchstwichtigen Gegenstand durch den Druck bekannt zu machen. Wem gröfsere Verletzungen der Gedärme vorgekommen sind, der wird wissen, welche Schwierigkeiten bei der Vereinigung und Heilung derselben sich zeigen, und in sofern können wir dem Verf. für das Licht, das er durch seine Versuche über diesen Gegenstand gebracht, unsern Dank nicht versagen.

Die Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, getrennte Darmstücke miteinander zu vereinigen und ihre Heilung zu bewirken, beruht nach Jobert theils in der Wahl unzureichender Mittel, theils auf dem Versuche, Theile miteinander zu vereinigen, die ihrer Natur nach verschieden sind und in sofern keine Vereinigung gestatten, wie dies bei der Invagination der Fall ist, so wie diese von Thompson, Richerand u. s. w. gemacht worden ist.

Nachdem der Verf. die Anatomie, Physiologie und Pathologie des Darmkanals kurz berührt, geht er zu den Verletzungen der Gedärme über, und handelt hier von ihren Ursachen und Symptomen, welche wir als allgemein bekannt übergehen. Beachtenswerther dagegen erscheint das, was der Verf. über den Mechanismus sagt, unter welchem

die Heilung einer Darmwunde von statten geht. Bei Stichwunden nähern sich die gewaltsam auseinandergetriebenen Längenfasern der Tunica muscularis wieder einander, sobald das stechende Instrument herausgetreten ist, und die Vernarbung gelingt binnen kurzer Zeit. Eben so heilen kleine Schnittwunden bald, indem das Epiploon oder das Peritonäum sich zwischen die Wundränder legt. Bei diesen schlagen die Wundränder sich so um, dafs die Mucosa nach aufsen tritt und von den Muskelfasern der Muscularhaut zusammengeschnürt wird.

Diese Erscheinung ist um so auffallender, wenn der Darm ganz durchschnitten ist; indefs dauert hier die Zusammenschnürung nur eine halbe Stunde, nach welcher Zeit die Contenta des Darmkanals in Folge der eingetretenen Darmerschlaffung durch die Wunde entschlüpfen. Bedeutende Verletzungen durch quetschende Instrumente hervorgebracht, haben immer Tympanitis mit Verengerung des Darms und die Erscheinungen der Peritonitis zur Folge; bei geringeren bildet sich ein Schorf, der nach fünf Tagen unter der Form einer albuminösen Membran abfällt, und die Vernarbung geschieht nicht auf Kosten der Bauchdecken, sondern auf Kosten des Epiploons, wenn das verletzte Darmstück nach vorn liegt, und auf Kosten der Gedärme, wenn es nach hinten liegt. Wiederholte Versuche an Hunden haben bewiesen, dafs immer hier eine albuminöse Lymphe durch das Epiploon oder auch durch ein Darmstück exhalirt wird, die einen harten und Widerstand leistenden Kern bildet.

Bei Wunden der Dickdärme verhindert, wenn sie sich überlassen bleiben, der Austritt der Contenta die Annäherung der Wundränder, welche nicht auf Kosten des Epiploons oder der Organe, die mit der Bauchhaut umkleidet sind, vernarben können, sobald die Verletzung nach aufsen ist. Unter solchen Umständen bilden sie dann einen künstlichen After, oder, in Folge einer albuminösen Ergiefsung, eine Art Sack, in den sich die Darmstoffe ergiefsen, wie

dies der Verf. nach einem Experimente bei einem Hunde beobachtete.

Jobert empfiehlt für alle Darmwunden die bekannten allgemeinen Mittel, besonders aber Ruhe, und eine halbgebogene Lage; statt der Emetica, die er gänzlich verwirft, räth er das Kitzeln der Uvula an, in sofern die Verletzung einen gefüllten Darmkanal traf. In den meisten Fällen mufs man sich auf diese Mittel beschränken, wenn die Bauchdecken durch die verletzende Gewalt nicht geöffnet wurden, obgleich J. einen Einschnitt in dieselben vorschlägt, sobald trotz diesem Verfahren die Erscheinungen nicht ab-, sondern zunehmen. Fallen Eingeweide durch die verletzten Bauchdecken vor, so gelingt die Reposition leicht, sobald die Darmwunde nur eine Gröfse von drei Linien hat. Ist die Darmwunde gröfser, beträgt sie sechs Linien, so soll man nach J. die Zurückbringung nicht versuchen, weil man hier den Ausflufs der Contenta zu besorgen hat, sondern zur Sutur schreiten, was auch Scarpa und Travers dagegen sagen mögen.

Die von Ledran, Pelletier und Bertrandi vorgeschlagenen Methoden haben den Nachtheil, dafs sie die Wundränder nicht unmittelbar vereinigen, und auch nicht ein Extravasat in den Unterleib verhindern. Jobert's Methode ist eine Verbesserung der von Ledran, und besteht darin: 1) die Wundränder mit lauem Wasser zu waschen; 2) sie mit Hülfe einer Nadel nach innen zu kehren, so dafs die seröse äufsere Haut der beiden Darmstücke sich berühre; 3) sie so zusammenzunähen, dafs die zwischen den einzelnen Nadelstichen liegenden Darmpartien sich nicht hervordrängen können, nur dafs die seröse Haut des einen Darmstücks in fortwährender Berührung mit der des andern bleibt. Die hierbei gebrauchten Fäden werden am Ende zusammengedreht, und äufserlich befestigt. —

Der Verf. hat diese Methode dreimal bei künstlich angebrachten Dickdarmwunden, und eben so oft an Dünndarmverletzungen bei Hunden mit Erfolg versucht. Ein

ebenfalls glückliches Resultat sah er von dieser Methode bei einer zwei Zoll langen Magenwunde innerhalb zwölf Tagen. Die Erscheinungen, welche der Verf. kurz nach Anlegung dieser Sutur wahrnahm, schienen fast dieselben, die man nach Unterbindung eines Gefäfses sieht: Entzündung, Ausschwitzung einer plastischen Lymphe, Vernarbung und Abfall der Fäden. — Tödtete J. späterhin die Thiere, an welchen er diese Versuche gemacht hatte, so fand er das Epiploon mit der äufseren Oeffnung verwachsen, auf den Eingeweiden, wie auf dem Magen, eine weifse, eine Linie dicke Narbe, auf der inneren Seite eine Erhöhung von dem Umfange einer Nath, überall mit der Schleimhaut überzogen, was also Travers's Ausspruch widerlegt, nach welchem bei Darmverletzungen immer ein getrennter Zwischenraum zwischen der Schleimhaut bleibe.

Je mehr von einem Dünndarme durchschnitten ist, desto mehr Näthe müssen angelegt und die Wundränder so wenig tief, als möglich, umgeschlagen werden, damit durch den entstehenden inneren erhabenen Rand der Durchgang der Nahrung nicht aufgehalten sei. Kann man in solchem Falle ein Stück vom Epiploon zwischen die Wundränder schieben, so gelingt die Annäherung und Zusammenhaltung leichter und besser. Alles dies wird durch den gelungenen Versuch dieser Methode bei einem jungen Hunde, dem man den Dünndarm beinahe gänzlich durchschnitten, bestätigt, besonders aber durch das günstige Resultat, welches J. Cloquet von der Anwendung derselben bei einem vierzigjährigen Manne sah, welchem er bei der Operation eines eingeklemmten Bruches durch einen unglücklichen Zufall ein Darmstück mit dem Bistouri tief eingeschnitten hatte.

Hat man mit einer totalen Durchschneidung des Darms zu thun, so bleibt nichts übrig, als die Invagination zu machen, welche bisher aus dem Grunde mifslungen ist, dafs man die seröse Fläche des einen Darmstücks mit der Schleimhaut des andern in Berührung brachte, welches stets einen künstlichen After zur Folge hatte.

Jobert schlägt folgendes Verfahren vor, das er bei Thieren mit entschiedenem Erfolge versucht hat: Nachdem er durch einige Gaben Veilchensyrup, oder gefärbtes Mandelöl, dessen Wirkung er abwartet, sich überzeugt hat, welches Darmende das obere ist, räth er, den Kranken in eine solche Lage zu bringen, dafs die Unterleibsmuskeln in einem Zustande von Erschlaffung sind, und die Darmenden mit lauwarmem Wasser zu waschen. Hierauf fafst er das obere Darmstück mit der linken Hand, und stöfst mit der rechten Hand eine gerade Nadel, die mit einem seidenen Faden versehen ist, auf der äufseren Fläche drei Linien von der Mündung von innen nach aufsen durch, was er mit einem zweiten Faden auch auf der hinteren Fläche thut. Hierauf kehrt er das untere Darmende nach innen, so dafs die seröse Haut die innere Fläche des Gefäfses bildet, bringt dann hier den linken Zeigefinger ein, und führt auf diesem die Fäden mit Hülfe der Nadeln auch hier durch die Darmwand. Hierauf versucht er, durch leichte Tractionen, die Darmenden einander zu nähern, und das obere ins untere hineinzuziehen. Nachdem dies geschehen, wird das Darmstück zurückgebracht, die Fäden werden zusammengedreht und auswärts mit einem Heftpflaster befestigt. Nach fünf Tagen ist die Vernarbung geschehen, und die Fäden können herausgenommen werden.

Die Heilung soll nach Jobert's Untersuchungen auf folgende Weise von statten gehen: Schon innerhalb der ersten 15 Stunden fand J. eine Pseudomembran, die weifs, glänzend, und leicht zu zerreifsen war, und erst späterhin fester wurde. Nach 12 Tagen sah er äufserlich nur eine weifse Linie, während er auf der inneren Darmfläche eine harte Klappe an dieser Stelle entdeckte, die den Durchgang der Speise keinesweges hinderte.

Cloquet hat an dem Verfahren Jobert's einige Modificationen angebracht, die Ref. indefs durchaus nicht für zweckmäfsig hält, und deshalb übergeht. Eben so lassen wir diejenigen Cautelen, die der Verf. für Fälle angiebt,

wo andere bedeutende Organe oder Gefäfse mit verletzt sind, unberücksichtigt, weil sie entweder längst bekannt sind, oder nicht anwendbar scheinen.

Ref. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs Aerzte, denen grofse Hospitäler zu Gebote stehen, ihre Aufmerksamkeit auf eine Schrift und ein Verfahren richten mögen, das zwar in einem grellen Widerspruche mit den Ansichten Scarpa's, Hennen's und Cooper's steht, aber zu grofse Vortheile verheifst, um nicht berücksichtigt zu werden.

Heyfelder.

I.

Fragmentarische Bemerkungen

über

die riechbaren Ausdünstungen der Naturkörper überhaupt,

und der Menschen und Thiere insbesondere.

Eine in der Mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft zu Rostock vorgelesene Abhandlung

von

Dr. Samuel Gottlieb Vogel,

Grofsherzogl. Mecklenb. Schwer. Geh. Medicinalrathe, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w.

(Beschlufs.)

Fast jeder Mensch hat einen Widerwillen gegen ein oder das andere Thier, auch gegen einzelne Menschen, abgesehen von irgend andern Ursachen. Dasselbe findet bekanntlich gegen so manche andere Dinge, so wie gegen einzelne Nahrungsmittel, gegen diese oder jene Arzneien statt, in welchem letzteren Falle, beiläufig bemerkt, wenn es fest gegründeter Widerwille, keine Albernheit oder Ziererei ist, man ziemlich sicher annehmen darf, dafs sie ihm dann auch nicht bekommen werden. Ich habe eine Dame oft in der Cur gehabt, die immer richtig urtheilte, dafs sie ein Mittel nicht vertragen werde, wenn ihr dessen Geruch zuwi-

der war. Herr v. Haller war der festen Meinung, dafs eine Sache die (relativ) stinke, nicht gesund sei, und zu Krankheiten Anlafs geben könne, dagegen etwas Wohlriechendes der Gesundheit kaum jemals nachtheilig sein werde, wenn dessen scharfer übler Geschmack nicht davor warne. Einzelne wenige Ausnahmen wird man doch gelten lassen müssen. Wohlriechende Dinge können giftige Wirkungen haben, z. B. die Blausäure. Die Frucht von einer Art Brotbaum (Artocarpus integrifolia) soll einen Excrementengeruch haben, und doch ein gutes Nahrungsmittel sein. Ein Baum in Ostindien (Durio zibethinus) soll ein Fleisch haben, das wie der schönste Milchrahm schmeckt, aber wie eine faule Zwiebel riecht. Das Capsicum annuum, Spilanthus oleraceus, die Wurzel von Arum maculatum, haben keinen Geruch, aber wohl einen scharfen Geschmack; dasselbe gilt von vielen Salzen u. s. w.

Dahin gehören die zum Theil sonderbaren Idiosyncrasien des Geruchs, bis zum Erbrechen, zu Beklemmungen, Krämpfen und Ohnmachten. Der Dr. Wagner in Wien kannte einen sonst starken Mann, dem von den Dämpfen gesottener Krebse übel ward. Hr. v. Haller, selbst alt, konnte die Ausdünstung alter Leute auf 10 — 12 Schritte nicht ertragen. Vor dem Käse entsetzte er sich. Die geringste Fäulnifs an Fleisch, Zwiebeln, war ihm zuwider. Aepfel konnte er in seines Nachbars Hause riechen. Ein Secretär von Franz I. bekam nach dem Geruche von Aepfeln starkes Nasenbluten, wenn er seinen Widerwillen zu überwinden suchte. Er mufste vom Tische aufstehen, sobald er Aepfel roch. Aehnliche Erscheinungen giebt es von Rosen u. s. w. Ein Mann von Gaubius Bekanntschaft konnte in einer Atmosphäre von Kirschen nicht ausdauern. Der Herzog v. Epernon wurde ohnmächtig, wenn er einen Hasen roch. Aus der Mittheilung des Dr. Breschet erzählt Cloquet in seiner Osphresiologie, die viele hierher gehörende interessante Dinge enthält, von einem Manne, dem der Geruch von Blumen so zuwider war, dafs die

Weiber, die damit geschmückt waren, keinen Reiz für ihn hatten. Einen Professor der Botanik, der sich mit der Cultur der Blumen beschäftigt, konnte er darum nicht lieben, ohne ihn doch zu hassen. Vielen Frauenzimmern ist der Geruch von Moschus, Ambra, Rosen u. s. w. unerträglich; dagegen thun Tabaksrauch, Asa foetida, Castoreum, ihnen nichts. Einer nahen Verwandtin von mir, die gern und viel Tabak schnupfte, war er gänzlich zuwider, sobald sie schwanger ward. Whytt erzählt von einem Frauenzimmer, das, sobald sie concipirt hatte, den Tabak verabscheute. Nach der Entbindung verlor sich dieser Abscheu wieder. In dieser Periode kommen überhaupt zum Theil recht wunderbare Erscheinungen dieser Art vor. Dagegen giebt es wieder Menschen, die von einzelnen Gerüchen gar keine Perception haben. Eine Menge ähnlicher Beispiele liest man im Hufelandschen Journal VI. 5. 1811. Nov.

Der Mensch gewöhnt sich auch an gewisse Gerüche, so dafs er immer stumpfer dagegen wird. Der Marschall Richelieu hatte sich zuletzt dergestalt mit Wohlgerüchen umgeben, dafs es niemand in seiner Nähe aushalten konnte. Gleichwohl lehrt die Uebung die feinsten Unterschiede erkennen.

Die mehresten pflanzenfressenden Thiere können keinen Fleisch-, Blut- oder Fettgeruch leiden. Die Rehe sollen kein verwundetes Thier unter sich dulden können. Zum Theil merkwürdige Antipathien finden unter Thieren statt, welche ohne Zweifel, wenigstens allermeistens, in ihren wechselseitigen Effluvien gegründet sind. Ich darf hier vorzüglich einiger grofsen Schlangen, besonders der Klapperschlange (Crotalus horridus) gedenken, die durch ihren Hauch aus dem aufgesperrten Rachen kleine Vögel, Kröten, Mäuse, Eichhörnchen u. s. w. betäubt, so dafs sie ihr in den Rachen stürzen. Ein Naturforscher, der Zeuge einer solchen Scene war, schob seinen Hut zwischen beide Thiere, worauf sich die Kröte entfernte; aber bald nachher, von ihrem Befreier verlassen, ward sie doch noch ein

Opfer. Neale, ein Franzose, der sich in Nordamerica viel mit Klapperschlangen beschäftigt hat, hat dies neuerlich wieder bestätigt. Wie gelähmt fällt der Vogel, das Eichhörnchen u. s. w. von Baum zu Baum, von Felsen zu Felsen herab, bis der Feind sie erreichen kann. Alex. Garden schreibt diese Bezauberungskraft mancher Schlangen einem riechbaren Ausflusse zu, welchen diese Thiere aushauchen, sobald sie Hunger fühlen. Nach mehreren Erfahrungen sollen diese Thiere einen so ekelhaften Geruch von sich geben, dafs auch Menschen davon betäubt und aller ihrer Sinne beraubt werden können. Ein Neger konnte auf 200 Schritte eine Klapperschlange riechen, wenn sie ihre bezaubernde Kraft ausübte. (Aus dem Monthl. Review im Hufelandschen Journ. 1819. Jul.) Man hat die bezaubernde Kraft des Hauches der Schlangen hin und wieder bezweifeln wollen, und die Betäubung mehr vom Schreck abgeleitet. Es ist aber an der Ringelnatter (Coluber Natrix) sogar ganz etwas Aehnliches bemerkt worden. Ein Recensent in der Salzburg. med. chir. Zeit. 1819. I. S. 380 erzählt von sich selbst, dafs, als er eine sehr grofse Ringelnatter (sie können 10 Fufs und länger werden) auf einen Degen gespiefst vor sich hinhielt, sie ihn unaufhörlich mit offenem Rachen anblies, und er die betäubende Wirkung von dem stinkenden Athem derselben fühlte. Folgende merkwürdige Beobachtung verdient hier noch beigebracht zu werden. Sie steht in Martini Delrii disquisit. magicis. Lovanii, 1599. T. II. p. 31. Boerhaave erzählt sie in seinen Praelect. acad. ed. Haller. Vol. IV. p. 77, und Hr. v. Haller erwähnt derselben wieder in seinen Elem. physiol. T. V. p. 161. Sie verhält sich aber nach der ersten Quelle anders, als sie Boerhaave mittheilt, und wirklich wie folgt. Ein Marktschreier und grofser Giftmischer in einer italienischen Stadt, stritt sich mit einem andern über die Wirksamkeit ihrer Gegengifte. Der eine gab dem andern das stärkste flüssige Gift, welches dieser mit seinem Gegengifte sofort besiegte. Dagegen liefs dieser

jenen aus einer halb verschlossenen und öfters schnell halb geöffneten Büchse, worin sich eine lebendige Kröte befand, den giftigen Hauch derselben einziehen, wovon derselbe in kurzem seinen Geist aufgab. Mit andern und näheren Umständen wird diese Geschichte von Boerhaave a. a. O. erzählt. Nach demselben wollte der Magistrat von zwei Marktschreiern, die wegen der Vorzüge ihrer Gegengifte mit einander wetteiferten, demjenigen die Erlaubnifs gewähren, sein Gegengift zu verkaufen, der das beste Probestück damit gemacht haben würde. Nach gut abgelaufenen eigenen Proben von beiden Seiten stellte einer dem andern eine Trommel vor, worauf er tüchtig trommelte, indefs er ihm den daraus aufsteigenden Dunst einathmen liefs, wovon er auf der Stelle starb. Der Sieger hatte Kröten und Vipern in die Trommel eingeschlossen, welche von dem Trommeln in Wuth gesetzt den tödtlichen Dunst von sich gegeben hatten. Hr. v. Haller mifst dieser Erzählung keinen rechten Glauben bei, und sagt in seiner grofsen Physiologie a. a. O. dafs B. die Geschichte aus dem Delrius genommen habe, wo sie aber so lautet, wie sie von mir aus demselben angegeben ist.

Eine grofse Menge Beispiele von Antipathien einzelner Thiere gegen einander giebt es, wodurch hauptsächlich ihre Nahrung, ihre Sicherheit u. s. w. von der Natur bezweckt wird. In weiter Entfernung haben sie schon die Perception von einander, ohne Zweifel durch den Geruch. Auf dem Hofe des Hauses, in dem ich vormals wohnte, waren einst einige Kasten mit wilden Thieren aufgefahren, und so gestellt, dafs meine Pferde, die eine Strecke davon ihren Stall hatten, nichts von ihnen wahrnehmen konnten. Dessenungeachtet waren die Pferde in unaufhörlicher Unruhe und Angst, und auch nur mit grofser Mühe hinter ihnen vorbei zu bringen.

Eben so bemerkenswerth ist der Geruch vieler Thiere, der sie zur Zeit der Brunst zu einander zieht. Täglich vor unsern Augen sehen wir die Beispiele davon an den Hunden.

In weiter Entfernung werden die leisesten Spuren der Schritte und Stellen wahrgenommen und emsigst berochen, wo sich das brünstige weibliche Thier aufgehalten hat und gegangen ist.

Unter den vierfüfsigen Thieren haben viele einen bisamähnlichen Geruch, der aber auch mit noch andern mehr und weniger stinkenden Ausdünstungen vermischt zu sein pflegt. Mehrere Insekten und andere Thiere geben, besonders wenn sie zornig sind oder verfolgt werden, execrable Düinste von sich, die selbst den Jägern und Hunden höchst zuwider sind, und sich so fest an Kleidungsstücke hängen, dafs sie fast nicht wieder zu vertilgen sind. Dahin gehören besonders das Stinkthier (Viverra Putorius), die Genettkatze (Viv. Genetta), die Zibethkatze (Viv. Zibetha, Hyaena odorifera) u. s. w. Einen ähnlichen Gestank haben der Fuchs, der Bock, der Iltis, der Biber. Die fleischfressenden Thiere sind es auch vorzüglich, deren Athem, und zumal Excremente, einen unausstehlichen Geruch haben. Von den Insekten zeichnen sich besonders Staphylinus, Ephemera u. s. w. aus.

Bei den Effluvien und Gerüchen der Pflanzen geht die Verschiedenheit fast ins Unendliche. Schwerlich ist eine Pflanze unter Bedingungen und Umständen ohne allen Geruch. Manche Pflanzen riechen nur des Nachts, andere nur bei Tage, oder bei der Sonnenhitze: Hesperus syriaca (le Cluse), Geranium noctu olens (Jacques Cornut), dessen Moschusgeruch mit dem Aufgehen der Sonne verschwindet, Mirabilis longiflora, und mehrere andere derselben Familie, Oenothera suaveolens und odorata. Die Bosquets von Genista juncea riechen besonders des Abends schön. Zwei Species desselben Genus geben die merkwürdige Eigenschaft, dafs die eine nur bei Tage, die andere nur des Nachts riecht. Ueberhaupt riechen die meisten Pflanzen stärker nach untergegangener Sonne und bei fallendem Thaue, der die Effluvien im Umfange der Pflanze gleichsam festhält, indefs während der Sonnenhitze die riechbaren Theilchen

sich mehr über unsere Atmosphäre erheben. Bei den Thieren ist dies umgekehrt, deren Geruch bei Hitze und verstärkter Ausdünstung am stärksten ist.

Gewisse Pflanzengerüche entwickeln sich erst durch das Trockenwerden. Das ist der Fall bei Herba meliloti, Sem. foenugraeci, Baryosmatongo (Gärtner). Viele andere verlieren ihren Geruch, wenn sie verwelken und trocken werden. Mit dem Verluste ihres Lebens geht auch ihr Geruch verloren, oder sie erhalten einen andern. Der Gestank der Stapelia variegata, Phallus impudicus, verschwindet, sobald sie welk werden.

Auch die Entfernung verändert den Geruch. Die Beeren der Lawsonia inermis, eine Zierde des Orients, sollen von weitem den angenehmsten Geruch haben, in der Nähe aber genau wie Sperma humanum riechen. Derselbe Spermageruch ist auch den Blumen der Berberis vulgaris und des Kastanienbaums (Fagus Castanea) eigen. Der Geruch von Chenopodium Vulvaria soll einem gewissen andern thierischen Geruche sehr ähnlich sein. Das Holz von Anagyris foetida soll wie Menschenkoth stinken. Denselben Geruch haben gewisse Schwämme. Orchis hircina riecht bockartig, der Schierling wie Katzenurin, besonders wenn er zwischen den Fingern zerrieben wird. Andere verlieren vielmehr dadurch ihren Geruch, wie die Violen, Reseda u. s. w. Aber auch die Wärme, die Feuchtigkeit, die Sonne, haben Einfluſs darauf. Zuweilen sind es nur einzelne Theile der Pflanzen, nur die Wurzel, die Blumen, die Blätter, welche besonders riechen.

Bei den Mineralien bedarf es fast immer einer Feuchtigkeit, oder des Reibens, Kratzens, Anschlagens, einer Verbindung mit andern Substanzen, einer Auflösung, um ihren Geruch zu entwickeln und bemerklich zu machen. Der Stinkstein, Saustein (Lapis suillus) giebt, wenn er geschabt oder gekratzt wird, den Geruch von gebranntem Horne von sich. Metalle, Harze, Siegellack, riechen nur, wenn sie gerieben werden. Dies ist selbst bei einzelnen

Vegetabilien der Fall. Büchenholz riecht nach Rosen, wenn es gedrechselt wird.

Den Geruch des Goldes kennen die Juden sehr gut. Gold riecht in gewissen Auflösungen wie Rosmarin und Moschus. Spiefsglas, Wismuth, Arsenik, die an sich nicht zu riechen scheinen, dünsten unter mancherlei Bedingungen specifike starke Gerüche aus. Selbst die härtesten und reinsten Steine, Kiesel, Diamanten, Rubine und Marmor, sprühen riechende Funken, wenn sie gerieben oder zusammengeschlagen werden.

Die Gerüche der Mineralien bleiben sich immer gleich, und sind nur gradweise verschieden. Werden einzelne derselben, als: Metalle, Schwefel, Kalk, mehrere fixe Salze, die an sich wenig oder gar nicht merklich riechen, mit andern Substanzen verbunden, so entstehen mehr und weniger starke Gerüche. Schon blofses Wasser mit einem geruchlosen Körper in Berührung gebracht, entwickelt einen eigenen Geruch. Lebendiger Kalk und Salmiak, oder ein jedes Kali, mit demselben zusammengebracht, entwickeln starke Gerüche. Dasselbe erfolgt, wenn eine Kampherauflösung unter Wasser gegossen, und dann Schwefelsäure zugemischt wird. Eine Menge anderer Beispiele solcher Art liefsen sich sammeln. Auch kann ein böser Geruch von zwei verschiedenen Dingen durch ihre Zusammenmischung angenehm gemacht werden, z. B. Salpetersäure und Alkohol. Der Geruch einer Sache wird zuweilen durch Beimischung einer andern erhöht, als: Ambra und Moschus. Aqua meliloti, an sich wenig riechend, erhöhet den Geruch von mehreren anderen riechenden Wassern.

Man sieht, wie viel in dieser ganzen Sphäre noch zu beobachten und zu erforschen ist.

Die Gerüche hängen sich überhaupt an manche Körper fester an, als an andre; z. B. balsamische Substanzen haften besser in Spirituosis, Alcohol, Lilien, Tuberosen an Oelen und fetten Substanzen (worauf sich die Fabrication der wohlriechenden Wasser, Pasten, Pomaden gründet);

Ambra an Leder, Papier; Moschus an Papier und Baumwolle. In Wolle ziehen sich stinkende Gerüche am liebsten, daher sie so oft das transportirende Vehikel ansteckender Stoffe ist.

So verschieden und lebhaft die Gerüche der Vegetabilien sind, deren Organisation doch viel einfacher als die der Thiere ist, so haben sie gleichwohl nicht das Penetrante und Anhängende der thierischen Körper. Man denke an den Moschus, das Castoreum, die Ambra u. s. w., deren Effluvien selbst in das Innere der Metalle zu dringen scheinen.

Aus der Zersetzung der Vegetabilien, welche vermittelst der Luft, Feuchtigkeit und Wärme bewirkt wird, entstehen die verderblichen Sumpfdünste, so wie sich aus der thierischen Fäulnifs und Wärme die Miasmen und die ansteckenden Stoffe erzeugen, welche so oft die gefährlichsten epidemischen Krankheiten hervorbringen. Diese Effluvien wirken, merkwürdig genug, auf die Menschen stärker und schädlicher, als auf die Thiere, deren ansteckende Krankheiten sich zum Theil doch auf die Menschen verpflanzen. Eine grofse Menge Thiere suchen vielmehr die unreinsten Orte und Gegenden, worin sie prosperiren. Die Büffel-, Pferde- und Schweineheerden gedeihen vortrefflich in den pontinischen Sümpfen, indefs die bleich und siech aussehenden, dickbauchigen, wenigen Menschen daselbst nur auf ein kurzes Leben rechnen dürfen. Doch soll das Uebel dort jetzt nicht mehr so grofs sein, als es vormals war und beschrieben wird. Die Frösche und mehrere Fische leben in stehenden und verdorbenen Wassern und Sümpfen. Das Schwein scheuet keine schädlichen Effluvien, und wälzt sich mit der gröfsten Wollust im Kothe. Das Fleisch derselben scheint selbst durch diese Lebensart schmackhafter zu werden. Die Kröte scheint nicht leben zu können, ohne die dem Menschen tödtlichsten Gasarten zu athmen. Fast allen andern Thieren scheint es gleichgültig, in welcher Luft sie leben, ausgenommen die Vögel, welche Lebensluft

suchen und in einer hohen, sehr dünnen atmosphärischen Luft leben, worin der Mensch nicht athmen könnte. Auch die Blutegel zeichnen sich durch eine grofse Empfindlichkeit gegen das Medium aus, worin sie aufbehalten werden. Die meisten Vegetabilien gedeihen ebenfalls in einer faulen, mephitischen Luft. Die dicksten und schädlichsten Effluvien der Erde umgeben die Vegetabilien, welche jene einschlucken, und dadurch die beständigen Reiniger der Atmosphäre sind.

Die den Menschen so verderblichen Dünste, welche aus Sümpfen, Morästen, Lazarethen, Gefängnissen u. s. w. erzeugt werden, und nicht selten mit Blitzesschnelligkeit ergreifen und Ansteckung verbreiten, sind eine leider genugsam bekannte Quelle der verheerendsten Krankheiten. Die Pest tödtet oft schon nach wenigen Stunden. Auf St. Domingo sterben die dort zu Schiffe ankommenden Europäer nicht selten schon an demselben Tage am gelben Fieber. Ein Arzt erzählte als Augenzeuge, dafs ein Militär es wagte, eine am gelben Fieber kranke Frau zu mifsbrauchen. In demselben Augenblicke ward er von der Krankheit ergriffen, und starb am andern Tage als ein Opfer seiner viehischen Wollust. Unendlich viele Menschen hat der ansteckende Typhus schnell getödtet. J. P. Frank verlor einen seiner studierenden Söhne, der nach einer nächtlichen Fatigue am andern Morgen im Hospitale an das Bett eines Typhuskranken trat, den man in dem Augenblicke aufdeckte. Der Dunst ergriff ihn wie ein Pistolenschufs, er mufste sich auf der Stelle zu Bette legen, und stand nicht wieder auf. Der Professor Leclerc in Paris starb in 24 Stunden am Typhus. Man fand sein Herz zusammengesunken, und gleichsam in einen Teig verwandelt. Wie viele ähnliche Beispiele lieferte die Typhusepidemie, die vor mehreren Jahren auch so vielen Aerzten das Leben kostete! Man denke sich die furchtbare Eindringlichkeit jener ansteckenden Stoffe! So flüchtig sie sich beweisen, so lange

können sie sich an den Substanzen, woran sie hängen, erhalten. Man hat in Marseille Menschen schnell an der Pest sterben sehen, welche blofs Ballen von Wolle öffneten, woran das Gift haftete. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo Betten, in welchen ein Typhuskranker auf dem Lande gestorben, und die in einem Sacke mit Wachstuch eingenähet waren, acht Jahre nachher noch eine Frau ansteckten, welche den Sack öffnete. Wie lange das Pockengift, auf ähnliche Weise verborgen, noch anstecken könne, ist eine sehr bekannte Sache.

Viele Effluvien von üblem Geruche sind darum dem Menschen nicht immer schädlich, vielmehr zuweilen heilsam. Die Schlächter z. B. befinden sich unter den Dünsten, womit sie umgeben sind, und zwar oft in einem durch Zugluft und Feuchtigkeit sehr ungünstigen Locale, vortrefflich. Sie haben mit ihren Frauen und Kindern gewöhnlich ein gesundes Ansehen. Man hat beobachtet, dafs die Arbeiter in einer Braunsteinmühle von der damals fast epidemischen Krätze frei blieben. Die Schornsteinfeger sollen gegen Hautkrankheiten eine solche Immunität haben, die sonst unter gemeinen Handwerkern sehr gewöhnlich sind. Die Theerschwäler sind fast alle frei von Brustkrankheiten, ungeachtet des dazu disponirenden Clima's und der vielen Erkältungen, welchen sie ausgesetzt sind. Die Theerdämpfe werden daher für ein vorzügliches Mittel in der Schwindsucht gehalten. Die Kuhstallcuren sind bekannt. Die Dünste der Erde aus frisch gemachten Furchen, werden der Brust gleichfalls für zuträglich gehalten. Aus der Erde steigen aber auch viele unreine Dünste mit einem pikanten und specifiken Geruche, der zuweilen etwas Angenehmes hat, empor, wenn besonders nach langer Trockenheit ein sanfter Regen sie trifft. Wer kennt nicht die furchtbaren Wirkungen der aus der Erde aufsteigenden Aria cattiva in mehreren Gegenden Italiens, um Rom u. s. w., wovon uns Hr. Koreff eine lebendige Beschreibung gegeben hat.

(Hufeland's Journ. 1817. Sept. S. 79 f.) Hier ist die Erde allerdings von fremden verderblichen Theilchen durchdrungen.

Man hat die Gerüche verschiedentlich in Klassen einzutheilen versucht, wie dies von Linné, Lorry, v. Haller, Fourcroy, nach verschiedenen Eintheilungsgründen geschehen ist. Alle diese Eintheilungen bleiben aber unvollkommen, da die Perception oder der Eindruck von den Gerüchen so relativ ist. Die Asiaten nennen die Asa foetida die Speise der Götter, wir dagegen Stercus diaboli. Die Grönländer riechen und fressen den Thran mit dem gröfsten Wohlgefallen. Salmuth erzählt das Beispiel von einem jungen Mädchen, das nichts lieber roch, als den Duft von alten Büchern. Ein Rechtsgelehrter fand den Geruch von Mist sehr angenehm. Dagegen war einer Dame der Geruch von rothen Rosen sehr zuwider, aber nicht der weifsen, die sie auf dem Kopfe trug.

Dieselben Gerüche findet man an mehreren Naturprodukten, selbst in verschiedenen Naturreichen. Wie viele moschusartige Gerüche giebt es nicht! Einige Goldpräparate, mehrere Erden, wovon man z. B. in China und Japan die Theebüchsen macht, riechen nach Müsc. Der Knoblauch, die Asa foetida, die Dämpfe von erhitztem Arsenik, haben einen sehr ähnlichen Geruch. Den Violengeruch findet man häufig an den verschiedensten Naturkörpern. Ganz verschiedene Pflanzen, wovon ich schon einige genannt habe, die Flores berberis vulg., der Fagus Castanea, und nun noch die Stengel der Tulipa Gesneri, die Folia Melianthi majoris, der Brand der Weitzenähren, der Graphit, sollen nach meines alten Freundes, Hrn. Heim's, feinen Nasenbeobachtungen wie Sperma virile, die Blüthe der Magnolia grandiflora wie Punsch, die Blätter des Cestrum Parqui wie Kälberbraten riechen. Hr. v. Haller hat in seiner grofsen Physiologie T. V. S. 162 f. eine Menge Vergleichungen unter den Gerüchen angestellt.

In Rücksicht der besonderen Wirkungen der verschie-

denen Gerüche auf den menschlichen Organismus verdient noch einiges bemerkt zu werden, was vielleicht diesem Vortrage noch einige praktische Nutzbarkeit geben könnte.

Von den nachtheiligen Einwirkungen der Exhalationen ist schon mehreres vorgekommen. Sie sind zum Theil ganz sonderbar. Einige erregen Niesen, Thränen, Husten, förmliche Catarrhe. Dr. Macqueen erzählt in einer der Königl. Soc. der Wiss. in London vorgelegten Abhandlung, dafs auf der Insel St. Kilda alle Einwohner von einem Catarrhe befallen werden, wenn ein Fremder die Insel betritt. Diese einsame kleine Insel an der Küste von Schottland wird nur von 20 bis 30 armen Familien bewohnt, die wegen ihrer grofsen Entfernung vom Lande nur selten ein fremdes menschliches Geschöpf sehen, aufser dem Verwalter, der den Erbzins abholt, und der alle Jahre einmal mit 10 bis 12 Leuten in einem grofsen offenen Boote ankommt. Die Einwohner empfangen ihn am Ufer aus Achtung, und auch aus Neugierde, etwas zu erfahren. Am andern Tage sind sie alle krank, werden jedoch bei einer einfachen schweifstreibenden Methode in wenigen Tagen wieder gesund. Dies trifft immer so richtig ein, dafs sich die Leute jedesmal auf diesen Besuch vorbereiten. Man hat die Sache bezweifelt, sie ist aber allen Umständen nach vollkommen wahr. (S. Med. Beitr. Gött. 1785. I. B. S. 74 f.) In Absicht der Ursache dieser sonderbaren Wirkung bliebe doch noch die Frage, ob sie durch das Geruchsorgan geschehen sei, welches allerdings sehr wahrscheinlich ist. Weikard (vermischte med. Schr. 1. 18.) erklärte das Phänomen scharfsinnig so, dafs die Ausdünstung der Fremdlinge die Luft der Insel so verändere, dafs daher ein Catarrh entstehe, wozu ihnen der Einflufs ihrer gewohnten Luft die Disposition gebe. Am Ende sind und bleiben es doch immer die Respirationswege, welche der den Organismus in eine catarrhalische Stimmung versetzenden Ursache den Eingang verschaffen.

Viele Gerüche betäuben den Kopf, machen schläfrig,

ohnmächtig, schwindlich, Kopfweh. Aufser den Narcoticis soll die Betonica officinalis die Personen, welche sie abpflücken, wie betrunken und taumelnd machen. Einige purgiren sogar. Boyle erzählt, dafs, da einer seiner Freunde Rd. Helleb. nigr. stofsen liefs, alle die im Zimmer waren purgiren mufsten. Ein junges Mädchen purgirte viermal tüchtig, nachdem sie vier Minuten an Krotonöl gerochen hatte. Auf eben dem Grunde, nämlich den Effluvien dieses Oels, scheint die purgirende Wirkung desselben zu beruhen, wenn nur wenige Tropfen in den Nabel gerieben werden. Ein Tropfen auf die Zunge gebracht soll schon purgiren, welches doch nur durch die Effluvien desselben geschehen könnte. Orfila führt das Beispiel einer Dame an, die sich nirgends aufhalten konnte, wo ein Leinsaamendecoct bereitet wurde, ohne einige Augenblicke nachher ein dickes Gesicht und eine Ohnmacht zu bekommen. Dafs hysterische Frauenzimmer von vielerlei Gerüchen bis zu Krämpfen und Ohnmachten ergriffen, so wie von andern daraus wieder erweckt werden können, ist eine tägliche Erfahrung.

Chardin und Tavernier erzählen, dafs, wenn dem Moschusthiere der Moschusbeutel weggeschnitten wird, die Jäger, die dies verrichten, Mund und Nase bedecken müssen, um nicht heftiges Nasenbluten zu bekommen. Der Dr. Barton bekam, als er Dracontium foetidum nach der Natur abzeichnete, eine heftige Ophthalmie. Beim Ausgraben und Sammeln der weifsen Niefswurz soll heftiges Brechen entstehen können.

Personen, die unter einem mit Canthariden besetzten Baume geschlafen haben, sind, erwacht, mit einem Fieber behaftet gewesen. Die Effluvien dieser Thiere machen auf die Dauer Schwindel u. dergl. In einer Apotheke zu Dresden hat der Dampf von brennendem Saamen des Hyoscyamus niger zwei Menschen verrückt gemacht. Der Geruch der Blumen von Magnolia glauca soll Fieber und Schmerzen, wie von Gift, hervorgebracht haben. Die Dünste der

Lobelia longiflora verursachen nach Jacquin Erstickung. Die Blumen von Malva moschata sollen den Weibern, wenn sie dazu geneigt sind, hysterische Anfälle zuziehen; unstreitig eine Folge des moschusähnlichen Geruchs, den viele Weiber nicht vertragen können.

Die Blumen von Nerium Oleander haben in einem eingeschlossenen Zimmer mehrere Personen, die darin schliefen, getödtet. Man kennt längst die Gefahren des Schlafens in Zimmern, worin starkriechende Blumen duften, so wie von eingeschlossenen Kohlendämpfen, von den Dünsten aus den Gräbern in den Kirchen u. s. w.

Die Geschichte enthält vollends viele Beispiele von Vergiftungen durch Gerüche. Heinrich VI, und ein Prinz von Savoyen, sollen durch vergiftete Handschuhe umgekommen sein. Die Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., starb an einer sehr hitzigen Krankheit, nachdem sie parfumirte Handschuhe und Halsbänder von einem Florentiner gekauft hatte, der mit der Maria von Medicis aus Florenz gekommen war, und für einen öffentlichen Vergifter gehalten wurde. Ein vergiftetes Schnupftuch tödtete den berühmten Lancelot, König von Neapel. Der Pabst Clemens VII wurde durch eine Fackel vergiftet, so wie Clemens XIV durch die Aqua toffana. Man hat auch Blumen, Papier, Briefe und andere Dinge mit einem Gifte getränkt, welche blofs durch ihre Ausdünstung tödteten.

Von Arsenikdämpfen starb der berühmte Dippel. Gehlen's Tod hatte eben die Ursache. Monheim in Aachen wäre beinahe auch ein Opfer davon geworden. Die Wirkungen waren schrecklich, wie ich bei einer Durchreise durch Aachen selbst von ihm vernommen habe. Nach einem Eßlöffel voll alten Burgunder, den ein dringender Naturtrieb forderte, begann seine Genesung.

Manche Gerüche geben Vergnügen und Munterkeit, erwecken die Geister, und erregen auch wollüstige Empfindungen. Alibert sagt zwar etwas poëtisch, doch sehr

schön: « Ce sens fait le charme et la félicité de notre existence intellectuelle, tout cequi le flatte, est propre à nourrir en nous les affections pures et innocentes du coeur. C'est sur l'aile des parfums, que les voeux des mortels s'élèvent jusqu'à la demeure des dieux. » Wer hat nicht die erquickende, mit den Düften der Bäume und Pflanzen und Blüthen gewürzte Landluft mit allgemeinem Wohlbefinden geathmet! Alibert (Consid. phil. sur les odeurs etc. in den Mém. de la Soc. Méd. d'Emulat. de Paris. Gött. gel. Anz. 1800. St. 39.) glaubte seine Genesung von einer Auszehrung den Blumen mit verdanken zu müssen, die seine Frau des Tages über im Zimmer zog.

Man kennt die nützliche Anwendung der Gerüche in Asphyxien aller Art. Man hat den Geruch der Ambra als ein Präservativ gegen die Anfälle der Epilepsie gelobt. Triller's Schnupftabak hatte eine grofse Reputation. Zu seiner Zeit trug eine jede Dame des Hofes eine Bonbonnière mit diesem Schnupftabak bei sich, in welche sie bei Kopfweh, Schwindel, Vapeurs u. s. w. hinein rochen. Gesner empfahl gegen Mutterbeschwerden sogar Pessaria von Styrax, Ambra und Moschus.

Gerüche wirken zuweilen mit grofser Macht auf das moralische Gefühl, beruhigend, besänftigend, erwecken und entwickeln selbst die Kräfte des Verstandes. Welcher Tabaksfreund weifs nicht, dafs durch eine Pfeife Tabak, durch eine Prise Schnupftabak, die Gedanken nicht selten leichter hervorgerufen, belebt und geordnet werden! Condillac behauptete nicht mit Unrecht, die Sinne seien gewissermaafsen die Elemente der Manier unsers Seins, einer mehr, oder weniger, müssen die gröfsten Veränderungen in uns hervorbringen. In der That kann ein sehr empfänglicher und feiner Geruch unserer Seelenstimmung, und selbst unsern Gesinnungen, eine eigene Richtung geben.

Die Parfums, wähnten die Menschen, machten die Götter geneigt, die Gebete der Sterblichen zu erhören. Daher in den Tempeln stets die Räucherungen, als einer

der

der Haupttheile des Cultus von den ältesten Zeiten her, die Luft erfüllten. Die alten Griechen betrachteten die Räucherungen nicht allein als ein den Göttern schuldiges Opfer, sondern auch als ein Zeichen ihrer Gegenwart. Nach der Theologie der Poëten offenbarten sich die Götter nie, ohne ihre Erscheinung durch einen Ambrosiageruch zu verkündigen. Im Oriente waren ganze Felder blofs zur Cultur der Kräuter bestimmt, welche die Kirchen zu ihren Räucherungen brauchten. Es leidet wohl keinen Zweifel, dafs diese belebenden Düfte den Geist zur Andacht und zum Himmel bei Menschen erheben, welche durch religiöse Empfindungen jeder Art gegen solche Reize besonders empfänglich und aufgeregt sind.

Die Reichen unter den Griechen unterhielten ihre Rauchfässer während der Tafel. Die Römer verschwendeten ihre Parfums bei den öffentlichen Festen. Bei den Griechen sowohl, als bei den Römern, war es unter Augustus gewöhnlich, sich bei Tische mit Rosen zu bekränzen. Auch geschah dies von unsern Altvätern bei jeder Ceremonie. Im Mittelalter war es bei den grofsen Herren und Vornehmen Sitte, sich vor und nach Tische die Hände mit Rosenwasser zu waschen. Man liefs auch kleine Fontainen von wohlriechenden Wassern springen. Die Weine wurden sogar parfumirt. Die Beerdigungen bei den Griechen, wie in Rom und Aegypten, geschahen unter Räucherungen. Die Alten trieben den Luxus des Räucherns so weit, dafs sie nicht allein die Haare, die Nase, die Hände, sondern auch die Füfse durchräucherten, so wie auch die Kleidungen, die Betten, die Meubeln, selbst die Nachtgeschirre nicht vergessen wurden. In der Levante hat man dieselben Gebräuche des Räucherns. Ein ägyptischer Sultan liefs selbst in seine Wachslichter Ambra mischen. Der Beherrscher von Mexico, Motezuma, rauchte gewöhnlich nach der Tafel Tabak mit Ambra vermengt.

Zum Ueberflusse erhellet aus diesen vielleicht zu sehr gehäuften Thatsachen, dafs durch mannigfaltige Gerüche die

Lebensgeister angefeuert, die Freuden und Vergnügungen des Lebens begünstigt und erhöhet, und auch das Gemüth zur Begeisterung und Andacht erwärmt und gehoben werden können.

Aber der Geruch dient nicht blofs zu vielen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens, indem er zugleich auch mit dem Geschmacke in Verbindung steht, sondern auch zur Sicherheit, Verhütung mancher Gefahren, selbst des Lebens, zur Erforschung der Arzneien, Nahrungsmittel u. s. w.

Einzig und allein der scharfe Geruch der Thiere, zumal auch der Insekten, ist es, der sie oft in grofser Ferne zu ihrer Nahrung herbeilockt. Man hielt ihre schnelle Erscheinung vormals für ein Produkt der Fäulnifs u. s. w. Auf den Auswurf von Nahrungsmitteln setzen sich sofort eine Menge Insekten, die man zum Theil sonst nicht sieht. Wie plötzlich sind Excremente aller Art, offene Geschwüre u. s. w. mit Insekten und Würmern bedeckt! Wie peinigend sind sie im heifsen Sommer für andere Thiere! Sie setzen sich selbst auf verschlossene Honigtonnen in den Tiefen der Keller. Der Geruch führt auch endlich den Schmetterling flatternd um die Schachtel herum, worin eins von seinen Weibchen eingeschlossen ist. Ein entflohener Bienenschwarm kehrt in seinen Korb zurück, nachdem dieser mit Melissenblüthen gerieben worden ist. Myriaden Wespen überfallen auf offenen Wegen ganze Gespanne von Pferden mit blutdürstiger Wuth.

Dagegen werden Insekten und andere Thiere durch ihnen feindliche Gerüche von den Gegenständen, die sie verzehren oder zerstören und verderben, abgehalten, wovon früherhin schon Beispiele vorgekommen sind, deren es sonst aber auch noch viele andere giebt. Kein Thier frifst Kräuter, die ihm schädlich sind. Das Schaf sucht seine Nahrung auf das Vorsichtigste aus einer Menge nachtheiliger Pflanzen aus. Helleborus, Napellus, die auf den Schweizer-Alpen so häufig wachsen, bleiben unberührt von jedem Thiere.

Es war die Maxime mehrerer Reisenden in fremden Ländern, dafs sie nur solche Früchte zu geniefsen sich erlaubten, die sie von den Affen und Vögeln verzehren sahen. Während der Entdeckung der neuen Welt wollten die Spanier die ihnen vorkommenden Früchte nicht eher geniefsen, als ihre Pferde davon gefressen hatten. Dennoch täuscht der Geruch auch die Thiere zuweilen. Die sonst nur auf Aas lebenden Insekten legen ihre Eier auf Arum Dracunculus, eine von den Pflanzen, die einen cadaverösen Geruch haben.

Das Resultat der interessanten Versuche darf hier nicht unbemerkt bleiben, welche der Dr. J. C. Rousseau (Philad. Journ. No. VIII. v. Froriep's Notizen No. 76. Apr. 1823.) über die Verhältnisse angestellt hat, worin der Geruch und Geschmack mit einander stehen, und welche beweisen, dafs der Geschmack alle Unterscheidungskraft verliert, wenn der Geruch nicht dabei thätig ist. Ein Paar entschiedene Versuche, wodurch zwei Ungläubige überzeugt wurden, waren folgende: Nachdem er dem Einen die Augen verbunden, und die Nasenlöcher mit den Fingern zusammengedrückt hatte, steckte er ihm ein kleines Stück Campher in den Mund, welches dieser eine Zeitlang kauete und für ein Stück Brotkrume mit Pfeffer hielt. Einem Andern gab Rousseau nach gleichen Vorbereitungen ein Stück Asa foetida in den Mund. Er bewegte es zwischen Zunge und Gaumen hin und her, und erklärte es sehr vergnügt für Campher, bewies aber nachher einen grofsen Verdrufs, dafs er sich so sehr getäuscht hatte. Mehrere andere Experimente beweisen das Gleiche. Dafs ohne Inspiration kein Geruch statt finde, ist übrigens eine längst bekannte Erfahrung. Wir könnten uns folglich in der stinkendsten Atmosphäre befinden, und nichts davon bemerken, so lange wir den Athem anzuhalten im Stande wären. Die Membrana Schneideriana scheint also auch das Vehikel zu sein, wodurch Ansteckung zunächst aufgenommen, und in den Körper gebracht wird.

Es läfst sich aus diesen Erfahrungen mancherlei Nutzen ziehen, den die Vermeidung böser Gerüche, der wenigstens schnellen Gefahr einer Ansteckung, die Beibringung sehr widrig schmeckender Arzneien, gewähren können.

Obgleich Geschmack und Geruch oft auf gleiche Art percipiren, und dieselben sind, so können sie doch auch, merkwürdig genug, sehr verschieden sein. Stark riechende Dinge haben oft wenigen Geschmack, und stark schmeckende geringen, oder keinen Geruch. Nelken riechen stark, haben aber einen geringen Geschmack; Violen, Rosen, Lilien, zeigen dasselbe. Salze dagegen, die gar keinen Geruch haben, schmecken desto stärker. Der Zucker ist ohne Geruch, und schmeckt doch angenehm. Der weifse Arsenik ist ganz geruchlos, bei einem scharfen, etwas süfslichen Geschmacke; u. s. w. Auch kann der Geruch angenehm, der Geschmack schlecht sein: Lilien, Pomeranzen, Citronen, Moschus, Cajeputöl, haben für die meisten Menschen einen angenehmen Geruch, schmecken aber bitter und unangenehm.

Doch es ist Zeit, den schon zu langen Faden, wenngleich das Thema bei weitem noch nicht durchgeführt ist, hier abzuschneiden, um andern, vielleicht wichtigeren Arbeiten, nicht auf einmal zu viel Platz zu rauben.

II.

Dr. C. Otto, Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Grofsbritannien und Holland u. s. w. Zweiter Theil. Hamburg, 1825. 8. Mit einer Kupfertafel. XXX u. 467 S. (Beide Theile 4 Thlr.)

(Fortsetzung der Bd. V. S. 67 dieser Annalen abgebrochenen Anzeige.)

Im ersten Briefe aus Paris versichert uns der Hr. Verf. zunächst: dafs er gewifs nie darauf kommen werde, die

Herrlichkeiten und Vortrefflichkeiten von Paris auszuposaunen, und dafs er schon lange herzlich gewünscht habe, von dort weg zu sein. Wie wenig ihm der französische Nationalcharakter zugesagt hat, ergiebt sich aber aufser dieaem Eingange in dem Buche selbst noch an vielen Stellen. Die Untersuchung: « Welche Liberalität ist die gröfste, die englische oder die französische? » wird sogar in einem eigenen Briefe (S. 435 u. f.) sehr zum Nachtheile der letzteren geführt. Ferner giebt der Verf. Seite 3 zu, dafs der Franzose viele Nationaltugenden besitze, fügt aber auch sogleich ganz freimüthig hinzu: « aber ich kann doch nicht umhin, alles zu tadeln, was mir verwerflich, abscheulich und verhafst vorkommen mag. » Ref. ist der Meinung, dafs der Verf. ohne Nachtheil für sein Werk den Feuereifer, welcher ihn erregte, Alles zu tadeln, was ihm verhafst vorkam, hin und wieder hätte etwas beschränken können; wie sehr verändern nicht Erziehung, Herkommen, Gewohnheit, Vorurtheil u. s. w. den Standpunkt der einzelnen Urtheilenden!

Der Verf. spricht hierauf zuerst von den ärztlichen Unterrichtsanstalten in Frankreich. (Es ist bekannt, dafs jetzt in dieser Hinsicht Veränderung durch den Beschlufs der Pairskammer bevorsteht, dafs noch drei neue Academien für die Medicin, aufser den drei schon bestehenden, errichtet werden sollen, nachdem das von der Deputirtenkammer bereits genehmigte Gesetz wegen Einführung von Secundärschulen von ersterer verworfen worden ist.) — Paris wird vor den beiden anderen medicinischen Facultäten (zu Strasburg und Montpellier) in hohem Grade begünstigt. Die Zeit des Studiums für Doctoren der Medicin oder Chirurgie beträgt vier Jahre; alle Unkosten für die Examina und für den Grad sind auf 1000 Franken festgesetzt worden. — Um den Namen und die Vorrechte eines Officier de santé zu erhalten, mufs man entweder drei Jahre an einer medicinischen Schule studirt haben, oder sechs Jahre lang Amanuensis eines Arztes, oder fünf Jahre lang

im Dienste eines Civil- oder Militärhospitals beschäftigt gewesen sein. Die Prüfungen kosten für letzteren 200 Franken; er darf nur auf dem Lande practiciren, und kann in Gegenden, wo kein Apotheker ist, seine eigenen Patienten mit Arznei versehen.

Nachdem von den Obliegenheiten der Professoren an der École de Médecine, und den Vorlesungen von Portal und (des leider im März 1825 verstorbenen) Béclard die Rede gewesen ist, theilt der Verf. mit, wie er gehört habe, dafs die Operationscursus von Lysfranc und Breschet (der hier, so wie auch S. 24 und S. 122, irrig Brechet heifst) sehr lehrreich sein sollen. — Die Studenten der Medicin fand der Verf. beinahe immer roh und ungebildet; Ref. hat einige Jahre früher ebenfalls die Bemerkung gemacht, dafs sie die Nichtfranzosen gern als Menschen behandeln, die sich widerrechtlich eingedrängt haben, um die ihnen gebührenden Plätze wegzunehmen. So wenig ein solches Betragen mit dem zusammenstimmt, was man von französischer Artigkeit erwartet, so kann man es ihnen bei der grofsen Anzahl der Fremden doch auch nicht ganz verdenken, wenn sie letztere als ein wirkliches Hindernifs für ihren Unterricht betrachten, — was besonders da der Fall sein dürfte, wo es mehr auf Sehen wie auf Hören ankömmt. Uebrigens aber ist es richtig, dafs sich besonders bei manchen viel besuchten clinischen Umgängen ein starkes Maafs von Rohheit entfaltet. — Rücksichtlich der wissenschaftlichen Bildung — fährt der Verf. fort — mufs man wirklich über die Einseitigkeit, den beispiellosen Egoismus, der in allem Wissen vorherrscht, erstaunen. (Eine Wahrheit, welche leider nur zu notorisch ist, und die nur bei wenigen durch gründliche litterarische Kenntnisse ausgezeichneten Männern Ausnahmen erleidet. Aber tragen die Ausländer nicht zum Theil die Schuld hiervon, die seit Jahrhunderten alles, was Französisch ist, nachäffen?) — Die Inauguraldissertationen werden mit grofser Leichtfertigkeit in französischer Sprache geschrieben, und

sind häufig der Mutter dedicirt, vielleicht weil — fügt der Verf. hinzu — diese am wenigsten sie zu beurtheilen im Stande ist. — Sehr wahr heifst es hier ferner: Man liebt gar zu viel das Imponirende, das Brillante und mithin das Oberflächliche, um für das Gründliche und Tiefe irgend einen lebendigen Sinn zu haben. Wie der Franzose leicht und beweglich im Leidenschaftlichen ist, so ist er auch in seinem Wissen und Erkennen: keine Dauer, keine feste Sicherheit nimmt man wahr.

In Bezug auf die französische Behandlungsweise der Krankheiten im Allgemeinen wird erwähnt, dafs der alte noch lebende Pinel gröfstentheils seinen einst ehrenvoll erkämpften Einfluſs erhält. Wenn man die Entzündungen ausnimmt, dürfte man die Franzosen zu den expectirenden Aerzten zählen. Sie wenden einfache, schleimige Mittel an, gröfstentheils Tisanen; Compositionen von Arzneimitteln, eigentliche Recepte, sind sehr selten; alle Bestellungen an die Apotheker werden in französischer Sprache geschrieben, sehr oft ohne dafs sich der Arzt unterschreibt, oder den Namen dessen, der die Medicin zu gebrauchen hat, hinzufügt. — Alle Quacksalberei ist in Paris strenge verboten, und doch giebt es keinen Ort in Europa, wo dessenungeachtet eine so ungeheure Menge Quacksalber und Charlatane umherstreifen, als in Frankreich, und namentlich in Paris; der Verf. liefert einige ergötzliche Beläge hierzu. — Den Apothekern scheint, ungeachtet ihr letztes Examen gewöhnlich vier Tage zu dauern pflegt, die Wissenschaft fremd zu bleiben; sie stellen Chocoladentafeln und andere parfümirte Sachen im Fenster auf u. s. w.

Die Vaccination ist durch das Gesetz vorgeschrieben; dennoch kommen die natürlichen Blattern häufig vor. Der Verf. führt an, dafs im Jahre 1820 einundvierzig Personen an den Blattern starben. (Bedeutend genug, und dennoch eine Kleinigkeit gegen die Verwüstungen von 1825.) Dr. Lullier Winslow (nicht Winslöw, wie hier irr-

thümlich steht) behauptet, zwei Blatternkranke nach einer beweislichen Vaccination gehabt zu haben. — Der thierische Magnetismus ist nach des Verf. Erachten jetzt nicht im Gange. (Doch hat die Académie royale de médecine neuerdings wieder eine Commission zur Untersuchung dieses Gegenstandes niedergesetzt.) —

An medicinischen Journalen führt der Verfasser zwölf, und in einer späteren Bemerkung noch zwei auf. — Das Gebäude der École de Médecine hält er für eins der schönsten in Paris. — Das hier aufgestellte anatomische Museum fand er in solcher Unordnung, dafs es Erstaunen erregt. Ref. hat nur gefunden, dafs der Raum hier viel zu beschränkt ist, um die vorhandenen Präparate gehörig classificirt aufzustellen, — dafs aber freilich aufserdem auch dieses Museum der ersten medicinischen Schule Frankreichs überhaupt nicht würdig ist, obgleich es einzelne vortreffliche Sachen enthält. — Die Bibliothek, welche fleifsig benutzt wird, giebt keine Bücher mit nach Hause. — Als öffentliche Hülfsinstitute für die medicinische Schule werden ferner genannt: die École gratuite de Pharmacie; die Faculté des sciences, an welcher Biot, Thénard, Desfontaines, Gay-Lussac, Geoffroy St. Hilaire und Blainville lehren; die Faculté des lettres für Philosophie, Geschichte, Litteratur, Poësie, Redekunst u. s. w.; die École normale für griechische und lateinische Litteratur, Mathematik, Chemie, Physik u. s. f.; die École d'histoire naturelle, an der Thouin, Lamark, Geoffroy, Latreille, Chevreuil, Dumeril Vorträge halten (Lacepède und Hauy sind seitdem verstorben). Die Schule für Naturgeschichte gehört zu den speciellen Schulen, d. h. zu denen, wo man sich einzelnen Wissenschaften und Künsten widmet; als solche bestehen noch das Collège de France für alte und neue Sprachen, Astronomie, Mathematik, Geschichte, Philosophie u. s. w.; — das Bureau des longitudes; die Schule für die orientalischen Sprachen; die polytechnische

Schule u. s. f. — Die trefflichen Anstalten zur Beförderung des Studiums der Naturgeschichte, — die berühmten Cabinette für Naturgeschichte und für vergleichende Anatomie, die Menagerie, den botanischen Garten, — führt der Verf. mit gebührendem Lobe an. Er beklagt mit Recht, dafs Cuvier durch politische und andere Geschäfte jetzt verhindert wird, die Früchte seiner Gelehrsamkeit und seines Talentes Andern mitzutheilen (er hält keine Vorlesungen mehr). — Es geschieht endlich in diesem Briefe noch der physikalischen Klasse des Institut de France Erwähnung, deren Präsident damals (der seitdem verstorbene) Percy war.

Der folgende Brief führt den Leser zuvörderst in die Hospitäler und Kliniken von Paris ein. — Die Civilhospitäler stehen unter einem allgemeinen Administrationsrathe (Conseil général d'administration des hospices) und einer ausübenden Commission (Commission exécutive), deren ersterer 14 nicht besoldete, die letztere aber fünf besoldete Mitglieder hat. Jedes Spital hat seinen besonderen, in demselben wohnenden Aufseher (Agent de surveillance). Die gesammte Einnahme der Hospitäler beträgt jährlich drei Millionen Franken. — Für hundert Kranke giebt es einen Krankenwärter oder eine Krankenwärterin, welche aber wieder mehrere Bedienten unter sich haben. In vielen Spitälern von Paris, so wie überhaupt in Frankreich, haben die Orden der Soeurs grises, Soeurs de la charité, Soeurs de St. Vincent-Paul und andere, die Krankenpflege übernommen. Sehr beherzigenswerth erscheint das Urtheil des Verf. über diese barmherzigen Schwestern; er drückt sich hierüber folgendermaafsen aus: «Der damit verbundene Vortheil ist gewifs sehr grofs, und der Eifer und die edle Aufopferung dieser Schwestern verdienen ohne Zweifel das gröfste Lob und unsere volle Bewunderung. Wo sie sind, herrscht die gröfste Ordnung und Reinlichkeit, und ich habe oft mit Vergnügen bemerkt, welche Sorge sie selbst für die armseligsten und mit den ekelhaf

testen Krankheiten behafteten Personen trugen. Sie schaden aber im Gegentheile dadurch, dafs sie aus mifsverstandener Religiosität keine Obduction erlauben wollen, und dadurch, dafs sie dem Kranken dasjenige Essen und Trinken geben, was sie für das beste halten, indem sie, ihre etwanigen ärztlichen Kenntnisse zu hoch schätzend, die vom Arzte vorgeschriebene Diät mehr oder weniger vernachlässigen. Die dabei möglichen Mifsgriffe liegen am Tage, besonders wenn die den Weibern gewöhnliche Nachgiebigkeit, dem Kranken alles wozu er Lust fühlt, zu erlauben, hinzukommt.» — Alle, welche schleuniger Hülfe bedürfen, werden ohne weiteres gleich aufgenommen; die übrigen melden sich bei dem Administrationsrathe täglich von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags in dem Locale desselben, woselbst zwei Aerzte und zwei Chirurgen über die Aufnahme (und über die Vertheilung an die einzelnen Hospitäler) entscheiden. In jeder der zwölf Municipalitäten findet man noch ein Bureau de charité, bei welchem Aerzte angestellt sind, die die Armen in ihren Wohnungen mit ärztlicher Hülfe versehen (Secours à domicile).

Vorsteher der Militärhospitäler sind sechs Inspektoren, nämlich zwei Aerzte, drei Wundärzte und ein Apotheker, welche durch jährlich vorzunehmende Reisen den Zustand dieser Hospitäler prüfen, öffentliche Vorlesungen halten, examiniren und Bericht über alles abstatten müssen.

Indem der Verf. zu den einzelnen Hospitälern übergeht, ist zuerst von dem Hospice de perfectionnement die Rede. Der Endzweck seiner Einrichtung war, dafs alle neue ärztliche Verfahrungsweisen hier geprüft und untersucht werden sollten. Dubois, welcher dem sogenannten ersten Arrondissement dieser Anstalt vorsteht, hält aber jenen Plan für zweckwidrig, und folgt ihm also nicht. Die beiden für 56 Betten Raum gewährenden Säle sind hier für chirurgische Kranke bestimmt. Dubois hält dreimal wöchentlich öffentliche Consultationen für Kranke aus der Stadt, und macht eben so oft die Krankenbesuche, wobei

dann gewöhnlich operirt wird. — Das zweite Arrondissement des Hospice de perfectionnement enthält 54 Betten, welche inneren Kranken bestimmt sind. Fouquier ist hier Arzt und Lehrer. Seine Klinik wird wenig besucht, weil er ein Widersacher des Broussaisschen Systems ist. Das Extract der Nux vomica hält er für das vorzüglichste Mittel gegen die Lähmung, indem er es in einer Dosis von zwei Gran erst einmal des Tages, dann steigend selbst bis acht- oder zehnmal giebt; es zeigt gewöhnlich seine Wirkung an den kranken Theilen eine halbe Stunde, nachdem es eingenommen worden, besonders erfolgreich in der partiellen Lähmung, oder in derjenigen aus Rheumatismus, der Gicht u. s. w.

Das älteste und ansehnlichste Hospital in Paris, das Hôtel-Dieu, enthält 1500 in Sälen zu etwa 70 vertheilte Bette, deren Anzahl aber bis auf 2000 gebracht werden kann. Die sieben hier angestellten Aerzte sind: Petit, Husson, Asselin, Geoffroy, Recamier, Borie und de Montaigu; Chirurgen: Dupuytren und Marjolin. — Nach einigen Bemerkungen über das Todtenzimmer, die Küche und die Bäder, geht der Verf. zu den Kliniken über, deren im Hôtel-Dieu vier medicinische von Asselin, Petit, Husson und Recamier, und eine chirurgische von Dupuytren gehalten werden. Um den Krankenbesuchen hier beiwohnen zu dürfen, bedarf man einer Einlafskarte, welche zu erlangen entweder ein Diplom als Doctor oder Officier de santé, oder ein Zeugnifs vom Decan und von drei Mitgliedern der drei Facultäten hier, dafs man achtmal in dem Protocolle einer der letzteren eingeschrieben worden sei, beigebracht werden mufs. Die Karte mufs aber zuerst von einem Arzte des Spitals unterschrieben, und wiederum im Bureau de surveillance visirt werden, wo Name, Stand, Alter und die Nummer der Karte in ein eigenes Buch eingetragen werden, und wo man seine Handschrift hineinzeichnen mufs. Nach Verlauf von sechs Monaten gilt die Karte nicht länger; man mufs

eine andere von einer andern Farbe haben, und das frühere Hinundherlaufen fängt von vorne an. Es ist nicht erlaubt, die Karte eines andern zu leihen, und wer seine Karte gleichwohl ausleihet, verliert unwiderruflich sein Recht, das Spital weiter zu besuchen. Der Verf. nennt diese erst seit wenigen Jahren bestehende Einrichtung ein bedenkliches Wesen; Ref. kann aber aus Erfahrung versichern, dafs, als dieselbe noch nicht bestand, der Andrang von nicht dorthin gehörigen neugierigen Personen zu grofsem Nachtheile für Studierende und zur Störung für die Kranken übermäfsig war, und sie ihm damals schon dringend nöthig schien. — Es ist ferner verboten, sich während der Besuche vom Arzte oder Chirurg zu entfernen, und ausdrücklich untersagt, einen Kranken ohne seine Erlaubnifs, oder wenn er nicht gegenwärtig ist, zu berühren oder anzureden. Nach dem Besuche darf keiner im Saale verweilen, wenn er nicht Geschäfte hat, oder eine besondere Erlaubnifs erhielt. Dieses wird aber, sagt der Verf., zur Ehre der Aerzte nicht befolgt. Ref. ist der Meinung, dafs, wenn alle Studierende die Erlaubnifs sich mit den Kranken selbst zu unterhalten, innerhalb der nöthigen Schranken und mit gehöriger Vorsicht zu benutzen verständen, durch eine solche dem Studio grofser Gewinn gebracht werden würde, ohne dafs dadurch zugleich die Kranken litten; leider lehrt aber die Erfahrung, dafs dies nur bei der verständigeren und gediegeneren Minderzahl der Fall ist, und so dürfte die Ehre der Hospitalärzte mit dem eben angeführten Gesetze wohl bestehen können.

Indem der Verf. von den einzelnen klinischen Lehrern des Hôtel-Dieu spricht, wendet er sich zuerst zu Petit. Dieser ist kein Anhänger von Broussais, scheint aber der klugen Mittelstrafse zwischen wirksamer und exspectirender Behandlung zu folgen. Petit hatte in einer Zeit von drei Monaten auf den beiden klinischen Sälen mehr als 100 Pneumoniae biliosae zu behandeln gehabt; seine Hauptmittel hiergegen sind im Anfange Blutegel auf den Magen, abführende

Mittel und arabisches Gummi mit einem Syrup von Ipecacuanha und Oel verbunden, so wie Bähungen mit Alcohol am Unterleibe. Es ist bei ihm, so wie allgemein bei den Aerzten in Paris, Sitte, nach Auenbrugger's Methode, wenn ein Patient über Schmerzen in der Brust klagt und man eine Entzündung vermuthen kann, mit den Fingern die Brust hinten und vorne zu klopfen; fehlt dann der hohle, gellende Laut, so hält man die Entzündung für gewifs und selbst der Ort wird angezeigt. Bei kalten Fiebern hartnäckiger Natur giebt Petit die Chinarinde äufserlich im Lavement, innerlich im Pulver. Er verordnet zum erstern eine Unze, und damit die Gedärme nicht zur Contraction dadurch stimulirt werden und das Klystier sodann gleich wieder von sich geben, vereinigt er diese Unze mit einer gleichen Quantität vom Syrup diacod., und braucht nur so viel (Flüssigkeit?), als zur Auflösung nöthig ist. Je länger der Kranke das Klystier behält, desto besser; oft bleibt es vierundzwanzig Stunden zurück. Er giebt es vier Stunden vor dem Paroxysm. — Recamier macht den klinischen Krankenbesuch rasch, hält aber nachher im Conferenzsaale die eigentliche Klinik, indem er mit dem Tagebuche in der Hand Bemerkungen über die merkwürdigsten Kranken mittheilt. Er wendet, wie alle Pariser Aerzte, häufig Blutegel uud schleimige Mittel an, sucht aber doch den Schein, als sei er Broussaist, von sich zu wälzen. Gegen das Erbrechen aus verschiedenen Ursachen verordnet er oft nur Eis. In Gallenfiebern, wo die Zunge schon schwarz ist, und die Lippen belegt sind, hat er den Gebrauch der Kohlen versucht. Von diesen behauptet er, dafs die Excremente sich darnach stets zum Bessern, sowohl in Hinsicht auf Geruch als Aussehen veränderten, und dafs die Fieberirritation zugleich dadurch vermindert werde, welche beiden Veränderungen er noch nie zu gleicher Zeit von irgend einem andern Adoucissant gesehen habe. Recamier nimmt nur zwei Hauptarten des Fiebers an: active und passive. In beiden leidet eines der drei Systeme; das

sanguinische, das digestive, oder das nervöse. Diese Systeme leiden entweder an Schwäche und sind dann passive Fieber, oder auch an Entzündung, dann sind sie active Fieber. Gegen das Asthma empfiehlt er einzig und allein Seife in einer grofsen Quantität, ohne Anwendung irgend eines andern Mittels. Gegen die Gelbsucht leisten, nach seiner Ueberzeugung, wiederholte Aderlässe, selbst wenn der Puls klein ist, vorzügliche Dienste. — Husson ist dem Anscheine nach Broussaist; immer sucht und findet er Inflammationen, besonders die Gastro-entérites; jedoch nennt er die Krankheiten selten bei diesem Namen, sondern läfst sie ohne Namen durchschlüpfen. Seine Lieblingsmittel sind alle möglichen Gerstentränke, Bäder, erweichende Umschläge und Lavements. Er hält keine Vorlesung nach den Krankenbesuchen, und die wenigen Bemerkungen die er macht, sind sehr kurz. (Im Jahre 1819 hielt Husson klinische Vorlesungen, die wegen seiner Hinneigung zu dem Broussaisschen Systeme damals von den jungen Studierenden eifrig besucht wurden, in welchen aber auch in der That — abgesehen von den unablässigen Wiederholungen über Irritationen und Entzündungen des Darmkanals — manche lehrreiche praktische Bemerkungen vorkamen. Ref.) — Ueber Dupuytren, den alleinigen Vorsteher der chirurgischen Klinik im Hôtel-Dieu, verbreitet sich der Verf. weitläuftiger, als wie über die so eben genannten inneren Aerzte, obgleich er S. 55 versichert, nicht Chirurg ex professo zu sein. Dupuytren's Klinik besteht aus drei Theilen: 1) Besuchen am Krankenbette in zwei grofsen Sälen für beide Geschlechter, Morgens von 6 bis 8 Uhr; 2) Vorlesungen und Operationen im Amphitheater von 8 bis 9 Uhr; und 3) Consultationen der Armen aus der Stadt, ebendaselbst. Bei seinen Besuchen begleitet ihn ein Schwarm von beinahe 400 jungen Studierenden; die Aufsammlung einzelner Goldkörner ist hier also mit vielem Zeitverluste verbunden. Demjenigen, der sich nicht die nöthige Uebung, um Platz, von wo aus

er sehen kann, sich zu verschaffen, erworben hat, gewähren D.'s Krankenbesuche und Vorlesungen keinen grofsen Vortheil. Der Verf. sah ihn den Steinschnitt durch das Rectum vornehmen; der Kranke erholte sich sehr bald (bekanntlich hat Dupuytren die Sectio recto-vesicalis aufgegeben, um sich der Sectio transversa bilateralis zu bedienen, für deren Erfinder er sich irrthümlich hielt). Er sah ihn ferner die Arteria iliaca in einem Aneurysma der linken äufsern Schenkelpulsader unterbinden; diese Operation war die zweite der Art in Frankreich; der Kranke starb einige Tage nach der Operation an einem Blutsturze aus der Arteria epigastrica. Die gänzliche Exstirpation des Collum uteri wurde wegen eines Cancers schnell und glücklich gemacht; nach acht Tagen starb aber die Kranke an einer heftigen Peritonitis. — Von der Personalität Dupuytren's sagt der Verf: «Sein Blick, sein ganzes Wesen verräth gar zu deutlich den höchsten Grad von Hochmuth; den Fremden empfängt er mit einer Miene, die diesen für immer verscheucht.» Ref. mufs diesen Ausspruch aus eigener Erfahrung bestätigen; selbst die gewichtigsten Empfehlungen bringen in seinem Betragen gegen Fremde keine Aenderung hervor. Die widrig auffallende Gewohnheit, fast alle in der Krankenbehandlung, selbst während der Operationen, vorkommenden Verstöfse auf sehr rauhe Weise den Gehülfen zuzuschieben; hat der Verf. gewifs auch wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Einige charakteristische Züge von D.'s Inhumanität bringt derselbe zum Schlusse noch bei.

Das Hospital der Charité kann 300 Kranke aller Art aufnehmen; diese liegen in zwei Stockwerken, in sehr langen Sälen, welche ein grofses Viereck bilden. Hier sind drei Aerzte angestellt: Dr. Lerminier, Dr. Fouquier und Dr. Chomel; die Wundärzte sind der berühmte Boyer und sein Gehülfe Roux. Eine eigentliche akademische Klinik giebt es hier nicht; einige Studierende begleiten den Dr. Fouquier in den hiesigen Krankensälen.

Hingegen halten die beiden Chirurgen hier eine chirurgische Klinik. Die Krankenbesuche der letzteren fand der Verf. höchst langweilig und gar nicht lehrreich; Ref. hat das Gegentheil gefunden, und bekennt namentlich, aus den klinischen Vorträgen Boyer's vielen Nutzen geschöpft zu haben.

Das Hôpital St. Louis, ursprünglich nur für Hautkranke bestimmt, hat Raum für mehr als 1000 Kranke, unter denen sich aber auch Syphilitische befinden. In den Krankensälen ist die Luft (mit Ausnahme einiger im obersten Stockwerke) aufserordentlich feucht. Als Aerzte sind hier angestellt: Alibert, Biett, Manry und Lugol; als Chirurgen: Richerand und J. Cloquet. Unter den Aerzten ist Biett gewifs der geistreichste und einsichtsvollste, und zeichnet sich zugleich durch entgegenkommende Humanität aus (die letztere erfahren die meisten Fremden, welche es nicht versäumen, den interessanten Mann aufzusuchen). Alibert, der Médecin en chef, besucht das Hospital sehr selten, hält aber jährlich einen Cursus von Vorlesungen. — Das Hospital wird Abends durch Gas erleuchtet. Die Badeanstalten sind sehr sehenswürdig. Aufser 64 Badewannen für einzelne Personen, sind hier auch Dampfbäder und Apparate zu Räucherungen. Letztere sind nach der Erfindung D'Arcet's, und waren hier schon eingeführt, da Galé seinen Apparat bekannt machte. Galé's Apparat war sehr schlecht, und soll ihm nicht einmal selbst gehören, sondern schon 30 Jahre vorher von einem anderen Arzte, Lalouette, zur Schwefelräucherung erfunden worden sein. (Die sinnreichen Apparate zu den Schwefelräucherungen, den Wasserdämpfen, den Regensturzbädern u. s. w. dürfen durch das D'Arcetsche Werk — welches auch ins Deutsche übertragen worden ist — als hinlänglich bekannt betrachtet werden, weshalb wir sie hier übergehen.) Dr. Biett hat noch einen Apparat zu localen Räucherungen erfunden, z. B. für das Gesicht u. s. w.; hier führt von der einen Seite eine bleierne Röhre mit einem höl-

hölzernen Mundstücke (damit jeder Kranke ein besonderes habe) nach dem Munde des Kranken; durch dieses kann er frische Luft schöpfen, während er an der andern Seite den Kopf niedertaucht, um die hineingeleiteten Dämpfe zu empfangen. Biett empfiehlt den Arsenik als untrügliches Heilmittel gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen hartnäckige Flechten, und hat noch nie bedenkliche Symptome daraus entstehen sehen. Er braucht Arseniate de potasse, Ars. de soude, Ars. de fer et de cuivre, letzteres, als das ätzendste Mittel, nur sehr selten, und giebt Anfangs bis auf $\frac{1}{16}$ Gran des Tages; die gröfste Dosis, die er je gereicht hat, ist $\frac{1}{8}$ Gran. In der Psoriasis und einigen ähnlichen Hautkrankheiten hat Biett mehrmals und mit grofsem Erfolge die Tinctur der spanischen Fliegen gebraucht; er gab sie bei mehreren zu einer Dosis von 60 Tropfen. Gegen die mit einer Hautkrankheit verbundene secundäre Syphilis braucht er das sogenannte Decoct d'Arnou, das eigentlich ein Arcanum ist, welches aber, nach der Vermuthung Biett's, Blei oder Spiefsglanz, als Sulphur aurat. antimon. u. s. w. ohne Mercur enthält, und das oft den vorzüglichsten Erfolg hervorgebracht haben soll. — Biett folgt nicht allein dem Alibert, sondern auch andern, besonders Willan und Bateman. Alibert hingegen, der jährlich 20 Stunden Vorlesungen im Hôpital St. Louis giebt, welche durch die Menge der von ihm hierbei vorgestellten Hautkranken lehrreich werden, glaubt, dafs er der Einzige sei, welcher die Hautkrankheiten gründlich studiert habe, und dafs alle übrigen, namentlich Willan und Bateman, in den Tag hineingeschwatzt und keine Erfahrung besessen haben. — Aus Lugol und Moronval's Untersuchungen geht hervor, dafs es keine Krätzmilben giebt, und diese, wenn sie in einzelnen Fällen vorhanden wären, eher als eine Wirkung der Unreinlichkeit, der langen Dauer der Krankheit u. s. w. zu betrachten seien. Moronval und Lugol haben auch, um die Ansteckungskraft der Krätze zu prüfen, mehrere Studierende und Auf-

wärterinnen mit der die Blasen füllenden Feuchtigkeit inoculirt, und von dreifsig Personen ist keine einzige angesteckt worden. Sie wollen daraus schliefsen, dafs die Krätze wenigstens nicht durch Uebertragung eines Insektes oder der Feuchtigkeit in den Blasen anstecken könne.

Das Hôpital des maladies vénériennes ist allein für Syphilitische, sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts bestimmt. Es können deren 600 aufgenommen werden; die Zahl ist aber selten voll. Ursprünglich ein Kloster, ist das Gebäude dem jetzigen Zwecke nicht anpassend. Cullerier der ältere, hat die Verpflegung der Männer; sein Brnderssohn, desselben Namens, die der Weiber. Jener verbindet mit seinen Besuchen eine Art von Klinik, nämlich Vorlesungen über die Syphilis, wobei die erläuternden Beispiele von den Krankenstuben genommen werden. Lagneau, ein Schüler von Cullerier, hat die Meinungen und Grundsätze dieses Mannes in seiner Schrift «Des maladies vénériennes, Paris 1813» treffend geschildert. Lieblingsmittel ist der Sublimat, und zwar in der Form der bekannten Auflösung des van Swieten, $\frac{1}{2}$ Gran Sublimat auf eine Unze Wasser. Wo diese Auflösung nicht anzurathen ist, braucht man oft Mercurialeinreibungen; Calomel wird selten benutzt. Als Adjuvantia werden schweifstreibende Mittel angewandt, und Decocte von Sarsaparille ausschliefslich bei allen. Das salzsaure Gold soll hier wenig Nutzen geleistet haben. Die Decoction de Feltz, die eigentlich aus Antimonium ($\overline{3}$ iv), Sarsaparilla ($\overline{3}$ iij), Hausenblase ($\overline{3}$ ß) und Wasser (6 Pfund) besteht, wozu aber gewöhnlich mehrere Vegetabilien gesetzt werden, wird sehr häufig gebraucht; man giebt sie besonders da, wo sich die Krankheit in Knochenschmerzen, Exostosen u. s. w. äufsert und stets wiederkehrt, zu anderthalb Pfund des Tages. — In der Blennorrhöe hält man es immer für das Sicherste, das Quecksilber anzuwenden. — Von dem Roob antisyphilitique de Laffecteur sagt der Verf.: «Arundo fragmites (Phragmites) ist sein vorzüglichster Bestandtheil, etwas

Sarsaparilla und etwas Sublimat, welcher letztere jedoch erstlich dann hinzugefügt wird, wenn man es gebrauchen will» — womit andere genauere Angaben wenig übereinstimmen. — Die Anzahl der Syphilitischen hat in den letzteren Jahren in Paris sehr abgenommen. Nach den Krankenlisten war im Jahre 1800 eine Person aus neun angesteckt, im Jahre 1812 eine aus 24, 1821 eine aus 51. Der Verf. will diese Abnahme dem Umstande zuschreiben, dafs in Paris jemand, der die geringste Ansteckung gewahr wird, sich sogleich ohne Scheu zum Arzte wendet, und so die nöthigen Mittel sogleich gebraucht werden. Aber sollte dies im Jahre 1800 weniger der Fall gewesen sein, als jetzt?

Val-de-grâce, das erste militärische Hospital in Paris, kann 600 Kranke aufnehmen, die durch vier Aerzte und zwei Wundärzte besorgt werden. Der erste Wundarzt ist Barbier, der erste Arzt Broussais. Letzterer, der neue französische Reformator, schreibt bekanntlich jedes Fieber, von welcher Art es auch sein möge, einer localen Inflammation, Irritation zu; er behauptet, dafs es besonders der Magen sei, der von allen Organen durch die innigste Sympathie mit den übrigen Theilen des Körpers verbunden, in den meisten, sowohl acuten als chronischen Krankheiten leide; daher seine ewige Gastro-enteritis, wegen welcher fast immer antiphlogistische und schleimige Mittel angewandt werden müssen, und besonders Blutegel in grofser Menge (30 bis 80 und 100) diesem Zwecke entsprechen. — Broussais fertigt in einer halben Stunde gegen 200 Kranke ab, und durchläuft nur vielmehr so die Säle; selten nennt er eine Krankheit, oder steht zuweilen in seinem kurzen Galopp stille, um einige wenige Bemerkungen zu machen. Man hört bei einem jeden Kranken immer das Nämliche verordnen; Medicamente und Diät werden auf die lächerlichste Weise untereinander vorgeschrieben; auf allen Bäuchen und auf eines jeden Kranken Brust hausen Blutegel, oder sind frische Narben davon zu erblicken, und die An-

zahl der ersteren ist nie unter 40, gewöhnlich steigt sie bis auf 60 bis 80. Die Untersuchung der Kranken geschieht von Broussais's mit der unglaublichsten Nachlässigkeit; nur wenn er, während er die Decke von den Kranken aufhebt, nicht schon Blutegel auf dem Bauche entdeckt, ist er in seinem Examen ein wenig, aber auch nur ein wenig genauer. Sonst fragt er nur, wie lange man krank ist, und worüber man klagt. An das erste oder Hauptsymptom, das der Kranke aussagt, hält er sich dann, fragt nach nichts mehr, forscht nicht nach den Ursachen, bekümmert sich nicht, ob der Kranke offenen Leib hat oder verstopft ist, und verordnet Blutegel und Calmans. Zuweilen sagt er, indem er sich umwendet: «Une gastro-entérite violente! une gastro-entérite débutante» u. s. w.; aber gewöhnlicherweise bemerkt er nichts und hat es auch nicht nöthig, da man ja doch die Krankheit von selbst wissen kann. Klagt der Kranke über Schmerzen in der Brust, so klopft er nach Auenbrugger's Weise darauf; wo der Ton dumpf ist, nimmt er eine Entzündung an, und wendet das Stethoskop an, um mit Genauigkeit zu bestimmen, auf welchem Punkte die Entzündung sei. — Nachdem der Verf. fünf kurze Krankengeschichten mitgetheilt und noch erwähnt hat, wie Broussais heftig gegen die Brech- und Purgirmittel eifert, schliefst er sein Urtheil über den Reformator mit folgenden Worten ab: «Dafs jene Lehre viel Wahres enthalte, kann wohl nicht geläugnet werden; ob aber das Wahre darin neu und das Neue wahr sei, ist wieder eine andere Frage. Aergerlich aber ist und bleibt der ungeheure Hochmuth des Reformators, wenn er alle andern Aerzte, Landsleute und Fremde, selbst die berühmtesten unter ihnen, mit Hohn und als Unwissende betrachtet, blofs weil sie einer andern Meinung sind, als er, und das nicht sehen oder gesehen haben, was er sieht oder gefunden haben will; wenn er meint, dafs die Anwendung seines Systemes mehr Nutzen stiften wird, als die Schutzpockenimpfung gestiftet hat; wenn er seine Methode «générale-

ment adoptée» zu nennen wagt, während man sie nicht allein im Auslande nicht einmal allgemein kennt, sondern während sie sogar noch in den französischen Provinzen fast gänzlich im Dunkeln liegt. Aergerlich ist es, wenn er dasjenige zu beurtheilen und zu verdammen wagt, wovon er nicht einmal hinlängliche Kenntnisse haben kann» u.s.w. — Ref., welcher im Jahre 1819 ebenfalls mit Ausdauer gestrebt hat, Broussais und seine sogenannte physiologische Lehre genügend kennen zu lernen, mufs das Urtheil unseres Verf. in allem, was den Eiferer betrifft, unterschreiben, und mit Kopp ausrufen: «Broussais's sogenanntes System mufs als ein Rückschritt der Heilkunst betrachtet werden.» Broussais ist ein zweiter Theophrastus Paracelsus, diesem an Reformationswuth gleich, aber an Kenntnissen sehr weit hinter ihm. Seine Lehre begünstigt die Seichtheit und Oberflächlichkeit im Studio, und die von ihm in Anwendung gesetzte Krankenbehandlungsweise befördert die Sterblichkeit, wie aus einer vergleichenden Ansicht der Krankentabellen des Val-de-grâce genugsam ersichtlich wird. Die Wuth, mit welcher er anders denkende Aerzte und selbst seinen würdigen Lehrer Pinel in Gegenwart der Schüler — nicht etwa mit Gründen zu widerlegen sucht, sondern — ohne Scheu schimpft, wie Ref. mit widerstrebenden Ohren selbst oft genug angehört hat, liefert einen schlimmen Beitrag zu seiner Charakteristik. Das Gute seines Einflusses beschränkt sich darauf, die Aerzte noch aufmerksamer zu machen auf die Wichtigkeit einer durchaus reizlosen Diät bei den meisten anhaltenden Fiebern, auf die in Anwendung von reizenden Arzneistoffen bei letzteren so höchst nöthige Vorsicht, und endlich noch mehr hinzuweisen auf das wirkliche Vorkommen von localen Affectionen in Fiebern, wo sich dieselben durch keine in die Sinne fallende Erscheinungen zu erkennen gaben. Im Allgemeinen aber ist das Ansehen, zu welchem Broussais's Lehre in Frankreich gelangen konnte, als eine Art von Demüthigung für die französische Medicin

zu betrachten; doch werden nicht auch wir Deutschen heimgesucht mit Leuten, welche uns die hohe Wirksamkeit eines Quadrilliontheilchens irgend eines Arzneistoffes zur Hebung von Krankheiten anpreisen, und zugleich das Verdammungsurtheil über alle aussprechen, die mehr davon geben? Was wird die Geschichte dereinst mit eisernem Griffel niederschreiben über ein Zeitalter, in welchem dergleichen Dinge vorkommen konnten!

Das Hôpital des enfans malades ist für solche kranke Kinder bestimmt, die noch nicht sechszehn Jahr alt sind. Es hat von allen Pariser Spitälern die zweckmäfsigste Lage, und hat für 500 Kinder Platz. Ein eigenes Zimmer ist für die natürlichen Blattern, so wie ein grofser Saal allein für die Scrophelkranken vorhanden. Die zwei Aerzte sind Jadelot und Guersent, welche wechselsweise bald die Mädchen, bald die Knaben behandeln. Baffos hat in einem eigenen Saale alles Chirurgische unter sich. — Dr. Jadelot, médecin en chef, hält gewöhnlich eine Klinik von 8 bis 9 Uhr. Auch er sieht, wie Broussais, überall nur Gastro-enteritis, behandelt die Kinder mit sehr gelinden, unschuldigen Mitteln, und greift bei weitem nicht so in die Krankheit hinein, wie Gölis in Wien. Seine Hauptmittel sind: Eau de mauve, Potion gommeuse, Décoction blanche, Lavement de mauve, Cataplasme u. s. w. Er nimmt an, dafs man besonders nach drei Hauptzügen im Gesichte der Kinder den Sitz der Krankheit bestimmen könne. Der erste Zug geht von dem inneren Augenwinkel aus, und verliert sich unter dem Jochbeine. Dieser heifst Linea oculo-zygomatica. Der andere fängt am obersten Theile des Nasenflügels an, und umfafst in einem mehr oder weniger vollkommenen Halbzirkel den äufsersten Umfang des Musculus orbicularis oris; man könnte diesen Zug Linea nasalis nennen. Der letzte fängt im Mundwinkel an und verliert sich im untersten Theile des Gesichts; er heifst Linea labialis. Der erste Zug bezeichnet ein Leiden im Gehirn oder im Nervensystem; der zweite zeigt eine Krank-

heit im Verdauungsprozesse oder in den Organen des Unterleibes an, und der dritte soll alle Affectionen des Herzens und der Luftwege begleiten. — Bei der häutigen Bräune wendet Jadelot sogleich Blutegel und Umschläge an; steht es zu vermuthen, dafs sich schon die falsche Membran in der Luftröhre gebildet habe, so fährt er mit den Blutegeln fort, sucht aber ein baldiges Erbrechen durch seine sogenannte Potion anticroupale zu bewerkstelligen, welche aus Infusum polygalae (℥ iv), Syrupus ipecacuanhae (℥ j), Oxymel scilliticum (℥ iij) und Tartarus emeticus (gr. j ß) besteht, und wovon alle zehn Minuten ein Theelöffel voll gegeben wird. Oefters gebraucht er Schwefel und Quecksilber, erstern in Verbindung mit Kali, 3 bis 4 Gran des Tages, welche Dosis er sogar ein paarmal bis auf 24 Gran gesteigert hat; drei Kinder, welche der Verf. auf diese Weise behandeln sah, starben aber. — Im Keichhusten hat Jadelot auch herrliche Wirkungen der Belladonna gesehen; Autenrieth's Salbe hält er für überflüssig und unnütz, und braucht übrigens Aderlassen, spanische Fliegen u. s. w. (Es leidet keinen Zweifel, dafs der gefährliche Keichhusten der Kinder durch passende Gaben des Belladonnaextracts und kräftiger Antimonialpräparate — wenn auch nicht sogleich unterdrückt — doch beträchtlich abgekürzt und milder gemacht werden könne, wenn zugleich das erforderliche diätetische Verhalten nicht verabsäumt wird, wovon sich Ref. durch hinlängliche Erfahrungen genügend überzeugt hat; diejenigen Aerzte, welche hin und wieder noch den Keichhusten als ein unangreifbares Uebel betrachten und demnach nichts dagegen unternehmen, laden in der That eine nicht geringe Verantwortlichkeit auf sich.) — Gegen die Scrophelkrankheit verordnet Jadelot gewöhnlich täglich ein Schwefelbad, eine Stunde dauernd (1 Pfund Schwefelleber zu 8 Bädern), so wie innerlich Saponaria, Fumaria und besonders das Extract der Gentiana. Für das beste Brechmittel für Kinder hält er den Syrup von der Ipecacuanha, alle zwei Stunden einen Theelöffel voll, bis

sich das Kind erbricht. — Die Verfahrungsweise Guersent's ist nicht sehr verschieden von der Jadelot's; doch braucht er etwas wirksamere Mittel wie letzterer. Da er kein Broussaist ist, so sieht man bei ihm anstatt der Gastro-enteritis häufig « Entero-mésentériques, » und auch er glaubt, dafs Inflammation beinahe immer da sei. — Die Bäder, welche an diesem Hospitale ganz vortrefflich sind, werden von dem Verf. ihrer Einrichtung nach näher beschrieben.

Das Hôpital de Necker hat Raum für 120 Betten. Früher war dasselbe ausschliefslich für Brustkrankheiten aller Art, sowohl hitzige als langwierige, bestimmt; jetzt aber werden auch chronische Kranke aufgenommen, obgleich « les poitrinaires » die gröfste Anzahl ausmachen. Der gegenwärtige Arzt ist Caillot; Chirurg ist Baffos. Es war hier, wo Laennec, berühmt durch sein Werk über die Brustkrankheiten, und ihre Diagnosis, Arzt war, und wo er seine merkwürdigen Beobachtungen sammelte. Der Verf. giebt bei dieser Gelegenheit eine ausführliche Auseinandersetzung über die Anwendung der sogenannten « Auscultation médiate » und des Stethoscops nach Laennec's Werk. (Ref. welcher bereits im Jahre 1820 das Resultat seiner bei Laennec's Krankenbesuchen gemachten Beobachtungen, gleichzeitig mit einer Analyse des Laenneeschen Werkes, in dem ersten Bande des Journales von Gräfe und v. Walther mitgetheilt hat, glaubt in Bezug auf sein Urtheil hierüber dorthin verweisen zu können.)

Das Hôpital des gros caillous ist das zweite Militärhospital in Paris, und heifst auch, weil es blofs für die königliche Garde bestimmt ist, Hôpital de la garde royale. Das Hospital hat Raum für 5 bis 600 medicinische und chirurgische Kranke; Oberchirurg ist der berühmte Larrey. Er hielt alle Donnerstage eine Art von Klinikum, welches aber später auf höheren Befehl aufgehört hat; als Grund wurde angeführt: « dafs es unschicklich sei, die königliche Garde, welche die Patienten abgiebt, öffentlich zur

Schau zu stellen.» Der Verf. theilt einige dort von ihm beobachtete merkwürdige Fälle mit, beschreibt die Anwendungsart des Larreyschen Lieblingsmittels, der Moxa, u. s. w.

Das Hôpital St. Antoine enthält in zwei Etagen 250 Krunke: die Frauen unten, die Männer oben. Es sind hier zwei Aerzte und ein Wundarzt; letzterer heifst Beauchine, jene sind die Doctoren Kapeler und Lullier-Winslow (ein Bruderssohn des berühmten Anatomen Winslow). Kapeler (aus Triest) huldigt dem italienischen contrastimulistischen Systeme. Winslow heilte einen Gesichtsschmerz durch Aconitum, aber zu der bis auf 9 Drachmen täglich ungeheuer gesteigerten Dosis.

Das Hôpital Beaujon ist eine der schönsten und sehenswürdigsten Anstalten in Paris. Es hat Raum für 140 Betten, und alle heilbare Kranken werden hier aufgenommen. Arzt ist Renauldin, ein wahrer Broussaist; Wundarzt Nicot.

Das Hôpital Cochin ist eins der kleinsten, aber zugleich eines der niedlichsten Spitäler von Paris. Arzt ist Dr. Bertin, ein Bewunderer Broussais; Wundarzt Gerboi. Die kranken Ammen und Kindbetterinnen werden von den Enfans trouvés und der Maternité hieher gebracht, um geheilt zu werden. Es hat 130 Betten mit Vorhängen.

Maison de pitié war früher ein Waisenhaus, ist aber jetzt eine Art von Reservehospital für das Hôtel-Dieu, dessen Reconvalescenten und chronische Kranken hieher geschickt werden. Es enthält 800 Betten für äufsere und innere Kranken. In einem Nebengebäude sind die öffentlichen Frauenzimmer, welche sich nicht selbst zur Aufnahme in das Hôpital des Vénériens gemeldet haben und erst nach polizeilicher Visitation als syphilitisch befunden worden sind; für sie giebt es hier 250 Betten. Im hinteren Gebäude sind zwei grofse Dissectionssäle zum Gebrauch der Studierenden; der untere enthält gegen funfzig Tische, alle von Metall, in zwei Reihen stehend und mit einem Rohre, von je

zweien hervorgehend, versehen, welches durch Umdrehung eines Hahnes gleich das nöthige Wasser liefert; der obere Saal hat nur hölzerne Tische. Das Amphitheater gleich daneben, wo die Concurse in der Anatomie und Physiologie gehalten werden, ist schön und grofs. Dr. Serres und Dr. Bailly sind hier Aerzte; Lysfranc ist Chirurg en chef. Dr. de Bar behandelt die Syphilitischen, aufserdem kommt aber Cullerier alle Mittwoche hierher.

Maison royale de Santé ist ein öffentliches Krankenhaus, in welchem Kranke gegen Bezahlung aufgenommen und geheilt werden. Es giebt sowohl in Paris, als in den übrigen Städten Frankreichs, eine Anzahl von Privatanstalten der Art, in welchen man für sämmtliche Verpflegung sechs Franken des Tages zu zahlen pflegt. In der genannten königlichen Anstalt, welche sehr hübsch eingerichtet ist, finden 150 Kranke Raum, und Dubois ist Arzt.

Die Salpetrière ist eine für Arme, Incurable und Wahnsinnige weiblichen Geschlechts errichtete Anstalt. Jener giebt es hier 4000 an der Zahl, dieser 1200. Die Armen können nach dem vollendeten sechzigsten Jahre aufgenommen werden, und sind von aller Arbeit frei; was sie arbeiten mögen, gereicht ihnen zum eigenen Vortheile. Für die Abtheilung derselben sind Rostan und Ferrus Aerzte, Lallemand Chirurg. — Die Wahnsinnigen liegen seitwärts von den andern völlig abgesondert. Sie sind in zwei Hauptsectionen getheilt, deren eine alle Idioten und Blödsinnigen, die andere die Wahnsinnigen und die Rasenden befafst. Die Wohnungen der ersteren machen mehrere freistehende Quartiere aus, die nur ein Stockwerk auf der Erde und Raum für je zwei Kranke enthalten; zwischen ihnen sind kleine breitere Gänge. Die Rasenden bewohnen ein anderes, völlig von einem eisernen Gitter umgebenes Quartier, welches gleichfalls kleine freistehende Kammern enthält. Die Ruhigen liegen in langen niedrigen Zimmern, mit zwölf bis funfzehn Betten. Zwei grofse

Säle sind für diejenigen, welche von andern Krankheiten angegriffen werden. Zum Spaziergange dient der Hof und ein Garten. Arzt ist eigentlich Pinel; Alters und Schwäche halber hatte er aber das Ganze dem wackern Dr. Esquirol überlassen. Dieser vereinigt die psychische und physische Kur mit einander. Die Wahnsinnigen hält er so viel als möglich zum Arbeiten an; warme Bäder werden als ein Hauptmittel angesehen, Traufbäder haben hier aber vorzügliche Dienste geleistet; von Zwangsmitteln wird nur die bekannte Jacke angewandt. Es ist in neuern Zeiten viel in Paris gethan worden, um die Lage der Wahnsinnigen, die ehemals ihr elendes Dasein in Ketten und Banden hinschmachteten und der grausamsten Behandlung preisgegeben wurden, zu mildern: aber dennoch befriedigte dieses Hospital die Erwartungen des Verf. nicht. — Jeden Sommer hält Esquirol Vorlesungen über die Gemüthskrankheiten; nach einer Stunde führt er seine Zuhörer in den Stuben herum, und erzählt die merkwürdigsten Krankengeschichten. Diese Vorlesungen sind ganz öffentlich; um sie aber besuchen zu können, mufs man mit einem Einlafsbillet versehen sein, welches bezahlt wird. — Schauspieler und Schauspielerinnen, und nach ihnen Aerzte, sind, wie Esquirol behauptet, dem Wahnsinne am häufigsten unterworfen. Die Zahl der aus moralischen Ursachen entstandenen Fälle verhält sich zu denjenigen, die von irgend einem physischen Grunde herrühren, bei den Männern wie 2 zu 5, bei den Frauenzimmern aber wie 2 zu 3. Der zehnte Theil von Wahnsinnigen soll es durch übermäfsigen Genufs starker Getränke geworden sein. Esquirol meint, dafs der kürzeste Termin, um Versuche mit der Heilung eines Wahnsinnigen zu machen, ein Jahr sei; von 1233 geheilten Frauenzimmern wurden im ersten Jahre 604, im zweiten 502, im dritten 86, und im siebenten Jahre 41 geheilt.

Bicètre, ungefähr eine halbe deutsche Meile von Paris, ist für das männliche Geschlecht das, was die Salpe-

trière für das weibliche ist; beide nehmen Alte und Wahnsinnige auf. In der Mitte des Bicètre befindet sich aber noch ein Gefängnifs für allerlei Verbrecher, sogar für solche, die zum Tode verurtheilt sind. Die Anstalt wird von 4500 Individuen bewohnt. Die Wahnsinnigen sind in heilbare und unheilbare eingetheilt; erstere haben einen Hof zur gemeinschaftlichen Promenade, einen Conversationssaal und besondere Schlafzimmer. Letztere sind elende Löcher mit steinernem Fufsboden, wo kaum ein schlechtes Bette stehen kann; selbst im strengsten Winter können sie nicht geheitzt werden. Die Unreinlichkeit hat hier ihren höchsten Punkt erreicht. Die Rasenden sind in eben so abscheuliche Löcher eingesperrt. Diejenigen, die behandelt werden, liegen vielleicht noch schlechter; Tag und Nacht, Sommer und Winter, ist hier ein ewiger Zugwind durch ein eisernes Gitterfenster. Kein Wunder, dafs hier nur sehr wenige geheilt werden. Es wurden aber neue Zimmer für die Wahnsinnigen eingerichtet, die zweckmäfsig mit hölzernem Fufsboden, Oefen, und von aufsen mit einer kleinen Gallerie zum Spazierengehen versehen sind. (Auch Ref. fand 1819 den Zustand der Wahnsinnigen im Bicètre höchst beklagenswerth; es schien fast unmöglich, dafs unter so traurigen Umständen etwas für ihre Heilung geschehen konnte.) Arzt ist der bekannte Dr. Pariset (jetzt auch beständiger Secretär der Académie royale de médecine).

Maison royale de Charenton ist das dritte Hospital für Wahnsinnige, und beiden Geschlechtern bestimmt. Es liegt eine deutsche Meile von Paris, in einer der schönsten Gegenden, am Ufer der Marne, besteht aus mehreren kleineren Gebäuden, und ist von einem ziemlich weitläuftigen Umfange. Die Zimmer, theils von einem, theils von zweien oder dreien bewohnt, gränzen an lange Corridors, die kleine Gesellschaftssäle (Salles d'union) enthalten. Die im Erdgeschosse sind finstere elende Löcher, in welchen kaum Platz für ein Bette ist, und die, obgleich der Fufsboden von Stein ist, selbst in der strengsten Kälte nicht geheizt

werden. Bäder und Aderlässe gehören zu den gewöhnlichsten Mitteln; viel eigentliche Arzneimittel werden bei der Behandlung nicht angewandt. Die Anzahl sämmtlicher Wahnsinnigen in diesem Hause ist 500, die zum Theil ihre Pflege selbst bezahlen, oder von der Regierung unterhalten werden. Gewöhnlich sind sie unbeschäftigt, und eine eigentliche psychische Behandlung findet hier nicht statt. An Zwangsmitteln bedient man sich eines Stuhles mit Stricken, um Arme und Beine festzubinden, und für die Rasenden eines Korbes von Stroh, inwendig mit Heu versehen, aus welchem nur der Kopf hervorragt, während Hände und Füfse durch die in dem Korbe angebrachten Löcher gehindert werden, sich zu bewegen. Vier Aerzte (unter welchen Dr. Ramon), und ein Wundarzt, de Grève, sind an dem Hospitale angestellt. — Es ist erwiesene Thatsache, dafs die Zahl der Geisteskranken sich während der letzten 20 Jahre in und um Paris mehr als verdoppelt hat. Den Grund hiervon sucht Pariset in den politischen Umwälzungen der neuern Zeiten; Esquirol in dem Umstande, dafs viele Wahnsinnige, die ehemals in den Klöstern Zuflucht suchten, jetzt in die Hospitäler geschickt werden; Desportes nennt in einem Rapporte von dem Zustande der Wahnsinnigen in Paris als mitwirkende Ursache, dafs jetzt keine heilbaren Wahnsinnigen in das Hôtel-Dieu, sondern in eine der eben erwähnten Anstalten für Geisteskranke aufgenommen werden.

La Maternité (Maison d'accouchement) ist für Gebärende und zum Unterrichte der Hebammen bestimmt. Das Aeufsere dieses Entbindungshauses ist unansehnlich, sein Umfang ist jedoch mit den Nebengebäuden beträchtlich. In einem Seitengebäude liegen diejenigen, welche bezahlen; in dem zweiten Seitengebäude sind Säle für erkrankte Wöchnerinnen vorhanden, deren Arzt Chaussier ist. Die Zahl der Nichtbezahlenden ist gewöhnlich 100, wird aber während des Winters sehr vermehrt. Alle Bettstellen sind von Eisen; Ordnung und Reinlichkeit findet man hier

überall. — In dieser Anstalt werden auf einmal ungefähr 100 Lehrtöchter aus Paris und den Departements unterrichtet; die mehresten wohnen hier. Angehende Geburtshelfer finden aber keine solche Gelegenheit, sich zu üben. Vorsteher der Anstalt ist der Professor Dubois; seine Vorlesungen für die Hebammen fand der Verf. ein wenig zu gelehrt und der Fassungskraft derselben nicht angemessen. (Ref. hat bei einer öffentlichen Prüfung in der Maternité die jungen Hebammen Antworten geben hören, deren Präcision selbst dann noch Bewunderung erregen mufste, wenn man voraussetzen wollte, dafs sie vor der Prüfung schon nähere Kunde von den Gegenständen derselben gehabt hätten. Indessen erklärt der Umstand, dafs man nur junge Mädchen oder Frauen zu Schülerinnen annimmt, so wie die natürliche Lebhaftigkeit und die leichte Fassungsgabe der Französinnen, viel. Es kommt hinzu, dafs es schon im Allgemeinen unter den Französinnen Gebrauch ist, sich ungezwungen, selbst in Gegenwart von Männern, von Gegenständen zu unterhalten, welche einer Deutschen oder Engländerin in der Regel Erröthen abnöthigen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, in wie weit ein solcher Gebrauch dem weiblichen Zartsinne zusagen mag, oder nicht; gewifs aber ist es, dafs einem Nordländer, in Bezug auf die Geburtshülfe, Manches gelehrt erscheinen kann, welches von der Französin nicht dafür gehalten wird.)

Hospice des enfans trouvés et d'allaitement, dicht an jenem Entbindungshause gelegen, nimmt die in letzterem gebornen Kinder, so wie die Findlinge auf. Die Anstalt unterhält 15 — 16000 Kinder bis in ihr zehntes Jahr auf dem Lande. Nur solche Kinder, welche das zweite Jahr noch nicht erreicht haben, werden in dieselbe aufgenommen, ältere übergiebt man dem Waisenhause. Für die neugebornen, für die etwas älteren, und für die entwöhnten Kinder, sind besondere Säle eingerichtet. Aufser den eigentlichen Aufwärterinnen (Soeurs hospitalières), sind hier sogenannte «Berceuses», welche die Kinder wiegen,

und 30 Ammen angestellt, deren jede ein Kind säugt und dafür monatlich 10 Franken erhält. Die kranken Kinder liegen in besonderen Sälen. Arzt ist Dr. Baron, Wundarzt der rühmlichst bekannte Breschet. Reinlichkeit und Ordnung lassen nichts zu wünschen übrig. In der Anstalt selbst sind selten über 200 Kinder, weil man die gesunden so bald als möglich in bequemen, mit Hängematten anstatt Wiegen versehenen Wagen aufs Land sendet, und nur die kränklichen behält. Von acht sterben gewöhnlich fünf. Aphthen, Augenentzündung der Neugebornen und Verhärtung des Zellgewebes sind hier häufig.

Maison royale des quinze-vingt, wurde schon im Jahre 1226 für alte Blinde beiderlei Geschlechts gestiftet, und trägt den sonderbaren Namen von dem Umstande, dafs hier 20mal 15 Individuen Unterkommen finden. Jedes derselben erhält freie Wohnung und täglich 24 Sous, bekömmt auch ein besonderes hübsches Zimmer mit allem Zubehör. Die Blinden unterhalten sich mit Handarbeiten, Musik u. dergl.

Institut royal des jeunes aveugles, ist zur Erziehung unheilbarer Blinder bestimmt, welche in ihrem zwölften Jahre aufgenommen und im vierzigsten Jahre Zutritt in die vorher genannte Anstalt erlangen können. Es befinden sich hier 30 Mädchen und 60 Knaben. Das Lesen lernen sie mittelst erhabener Buchstaben; die Anstalt besitzt eine ziemlich grofse Sammlung solcher Bücher. Ehedem war Dr. Guillé Director, welcher jetzt nur in zwei Zimmern noch einige Augenkranke zu behandeln hat, und hier zweimal wöchentlich eine Art Augenklinik hält; die Direction ist nun einem Jesuiten übertragen worden. (!)

Das Taubstummeninstitut (dessen Director, Sicard, seit des Verf. Anwesenheit in Paris verstorben ist) konnte der Verf. trotz aller Versuche nicht zu sehen bekommen; auch die monatlichen öffentlichen Prüfungen fanden zu seiner Zeit nicht statt. Was ihm aber über dieselben von andern mitgetheilt wurde, namentlich dafs sie sehr

theatralisch gewesen seien, kann Ref. aus eigener Erfahrung bestätigen, der schon 1814 einer solchen Prüfung beizuwohnen Gelegenheit hatte. Sicard eröffnete die Sitzung mit einem interessanten Vortrage als Einleitung; die Prüfung selbst wurde aber eigentlich nur mit einigen älteren ausgezeichneten Zöglingen vorgenommen, die selbst schon wieder als Lehrer fungirten, und diese leisteten allerdings Aufserordentliches; die Masse der Zöglinge spielte hierbei meistentheils den Zuschauer.

Hôtel des Invalides, von 4500 Invaliden bewohnt, worunter 150 Officiere, eins der schönsten und prachtvollsten Gebäude in Paris, hat in besonderen Gebäuden und Krankensälen Raum für 700 Kranke, die von den Schwestern eines religiösen Ordens gepflegt werden. Alles ist hier sehr reinlich.

Zum Schlusse seiner Uebersicht der Hospitäler und wohlthätigen Anstalten nennt der Verf. noch mehrere der letzteren blofs namentlich, z. B. Hospice des ménages für 614 alte Wittwer und Wittwen; Hospice des incurables femmes für 510 alte Frauen; Hospice des incurables hommes für 400 alte Männer, die an unheilbaren Krankheiten leiden u. s. w. Nach neueren Berechnungen hat man sich in Paris im Stande gesehen, erklären zu können, dafs die Hospitäler der Stadt mehr Betten besitzen, als die jetige Zahl der Kranken und Nothleidenden erfordert.

Von der Vieharzneischule zu Alfort, so wie von der grofsen Bibliothek, sagt der Verf. sodann nur Weniges. Besonders ausführlich (auf 16 Seiten) theilt er aber die Resultate von zwölf « experimentalen » Vorlesungen Magendie's über Physiologie mit, denen er beiwohnte. Sie betreffen die Wirkungsart der Arzneimittel auf Thiere, und sind zum Theil recht interessant, würden jedoch durch einen Auszug hier zu viel verlieren.

Von den Lieux d'aisance inodores und der sogenannten Voirie de Montfaucon (einer grofsen Grube,

in

in welche alle Excremente von Paris jede Nacht durch mehr als 100 Wagen ausgeführt werden), die in medicinisch-polizeilicher Hinsicht so wichtig sind, besitzen wir schon ausführlichere Beschreibungen, als wie der Verf. sie hier mittheilt. — Nachdem der Verf. zuletzt noch dankbar einige seiner Freunde in Paris genannt hat, nimmt er Abschied von Paris und eilt nach dem stolzen Albion, wo er glücklichere Tage hofft. Um diese wo möglich zu theilen, folgen wir ihm im neunzehnten Briefe über Boulogne, Calais und Dower nach London.

Den Eingang des ersten Briefes aus London bilden Ausdrücke der Bewunderung, welche die Menschen, unter denen der Verf. nun lebt, in ihm erregt haben; er zieht die englische Sprache der kraftlosen französischen, so sehr diese auch in manchen Rücksichten jene übertreffen mag, weit vor, und rühmt besonders die Bereitwilligkeit und Humanität, mit der man ihm überall entgegengekommen ist.

Die Hauptstadt Grofsbritanniens besitzt weder eine Universität, noch eine besondere medicinische oder chirurgische Schule; das Studium dieser Fächer wird besonders in Edinburgh beschrieben. Aber die Menge von Anstalten für Krankheiten jeder Art, welche hier vorhanden sind, ziehen die jungen Aerzte und Wundärzte hieher, um sich für ihre künftige Praxis zu vervollkommnen. Indessen ist es besonders die Chirurgie, mit welcher sich hier nicht nur die einheimischen Studierenden, sondern auch die fremden Aerzte, welche England besuchen, beschäftigen; sie sind da, wo es sich um die eigentliche Medicin handelt, selten zu finden. Die chirurgischen Anstalten, das chirurgische Studium u. s. w. sind daher nach und nach von denen beschrieben worden, welche London besuchten, und sowohl dieser Umstand, als der, dafs dem Verf. die Medicin und nicht die Chirurgie Hauptsache war, bewog ihn, dem nachzuforschen, was andere weniger suchten. (Die vorwaltende Regsamkeit im Studio der Chirurgie, welche der Verf. in London bemerkte, findet sich noch in mehreren Haupt-

städten Europa's, welche selbst mit berühmten medicinischen Facultäten versehen sind. Ref.) Für die Anatomie giebt es aufser den in den einzelnen Hospitälern vorhandenen Sectionszimmern und Museen noch zwei andere anatomische Theater, beide mit ausgezeichneten Museen verbunden, nämlich: in der great Windmillstreat, wo Charles Bell die Anatomie vorträgt und Shaw Demonstrator ist, und in der Blendheimstreet bei Brookes. Im College of Surgeons wird jährlich eine gewisse Anzahl von Vorlesungen in der Anatomie und Physiologie gehalten, und in den Hospitälern, mit denen chirurgischer Unterricht verbunden ist, halten die berühmten Chirurgen Vorlesungen sowohl in der Chirurgie wie in der Anatomie. Die Leichname sind aber sehr theuer und müssen guineenweise bezahlt werden, welches den Grund in dem Vorurtheile des englischen Volkes und in seiner bekannten Freiheit hat. Viele Studierende gehen deshalb nach Paris, um dort die günstigere und viel wohlfeilere Gelegenheit, das Studium der Anatomie zu betreiben, benutzen zu können. — Für das Studium der Chemie und Physik ist «the royal Institution» vorhanden, wo Brande Vorlesungen hält. — Für das Studium der Augenkrankheiten ist London schon längst berühmt gewesen; es giebt zu diesem Zwecke zwei sogenannte Infirmaries. — Für die Vorlesungen so wie für die Erlaubnifs, den Chirurgen oder — was, wie oben gesagt, fast nie der Fall ist — den Arzt auf den Krankensälen zu begleiten und den Operationen beizuwohnen zahlt man ziemlich hohes Honorar, nämlich für jeden Cursus jener fünf, und für letztere Erlaubnifs halbjährlich zwanzig Guineen.

Die medicinische Praxis ist in ganz Grofsbritannien von der chirurgischen gänzlich getrennt. Der Arzt steht unter dem College of physicians, der Chirurg unter dem College of surgeons. Die Cur der venerischen und der Augenkrankheiten gehört zum Departement der Chirurgen; die Accouchementswissenschaft dagegen zu dem des Arztes. Des Arztes Titel ist stets «Doctor,» und wird sehr in Achtung

gehalten. Der Chirurg nimmt keinen Grad an und heifst daher «Master,» scheint aber darauf eben so stolz zu sein und leidet nie, dafs er Doctor genannt werde, vielleicht aus dem Gefühle, dafs die Chirurgie in England auf einer höheren Stufe steht, als die Medicin. Den gröfsten Theil der inneren Praxis haben aber die Surgeon-apothecaries, practicirende Apotheker, welche sich für ihre Mühe blofs durch die von ihnen bereiteten Arzneien bezahlt machen, dahingegen jeder Krankenbesuch eines Arztes eine Guinee, die Consultation in seinem Hause aber eine halbe Guinee kostet, und berühmtere Aerzte sich nie unter zwei Guineen zahlen lassen. Jede bedeutende Operation, von einem der bekannten Chirurgen der Stadt vorgenommen, bringt 40 bis 50 Guineen ein; ja Astley Cooper hat oft 100 bis 200 Guineen bekommen, und es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, dafs er bei seinen vielen Geschäften, wie man sagt, mehr als 40000 Pfund jährlich verdiene. — Grofse Vortheile haben die Aerzte davon, dafs die Apotheker sich mit den geringen, unbedeutenderen Krankheiten befassen, während sie selbst, wenn man sie braucht, so sehr gut bezahlt werden; sie werden nicht, wie bei uns, gerufen, wenn die Krankheit höchst unbedeutend ist, können bei geringer Praxis ihr bequemes Auskommen finden, und daher in ihren Mufsestunden besser den Fortschritten der Wissenschaft folgen und der Kunst als Schriftsteller nützen. Die englischen Aerzte haben nicht die Ausdauer und unermüdliche Thätigkeit der deutschen; allein einen tiefen philosophischen Blick, eine bewundernswürdige Ruhe am Krankenbette und im Studierzimmer entdeckt man bald an ihnen und in ihren Schriften; sie jagen nicht nach Theorien, sondern betrachten Thatsachen als die Grundlage aller rationellen Medicin. Die Anschuldigung zu grofser Vorliebe für eigene Meinungen und der Verachtung dessen, was auf dem festen Lande entdeckt und gelehrt wird, verdient einige Einschränkung. Freilich spotten sie des Jagens gewisser Deutschen nach philosophischer Unverständlichkeit und

der Franzosen ewiger Gastro-entérites, aber sie streben mit Kraft und Glück die Litteratur beider Nationen aufzufassen. Die mehresten Aerzte Londons lesen und sprechen französisch, viele haben sich in späteren Zeiten mit dem Deutschen bekannt gemacht, und verstehen wenigstens einigermaafsen deutsche Schriften. In ihren Heilmitteln herrscht Einfachheit, doch greifen sie dreist und stark in den Gang der Krankheit ein, und gebrauchen viele heroische Mittel. Giebt es eine allgemeine englische Heilmethode, so ist es die abführende und mercurielle; viele Aderlässe, laxirende Mittel, machen die Hauptmedicin eines jeden aus, und Calomel wird von allen angewandt, und fast in allen Krankheiten. Ob es nun recht oder unrecht ist, so an einer Klasse von Heilmitteln zu hängen, will der Verf. nicht entscheiden, bemerkt jedoch, dafs die Lebensweise und Diät der Engländer sie zu fordern scheinen. Wo so viel nährende Fleischspeisen, worunter Beef obenan steht, so viel unverdauliche Nahrung, als Puddings und anderes Gebakkene, so viele geistige Getränke, als Ale, Porter (von welchem im Jahre 1806 zu London allein 168 Millionen Pinten getrunken wurden) und Genever (Gin) zur Tagesordnung gehören, da kann man sich wohl nicht wundern, dafs die Digestion so oft und vorzugsweise leidet, wodurch, nebst der stets herrschenden feuchten Luft und der in den letzten Jahren stehenden gastrischen Constitution, Dyspepsie, Stein, Apoplexie, Hypochondrie (Spleen) und Congestionen nach dem Kopfe und andern innern Theilen so häufig werden, und dafs daher ausleerende Mittel eben so oft nöthig sind. Inzwischen werden sie sowohl bei Kindern als wie bei Erwachsenen, und wohl häufiger gebraucht, als nöthig wäre. Alle jene in Frankreich als Gastro-entérites bezeichneten Krankheiten, die dort durch Blutegel und schleimige Mittel geheilt werden, behandelt man hier durch ausleerende Mittel ohne Zweifel mit eben so vielem Glücke. (Doch scheinen die Blutegeltransporte, welche in den letzten Jahren aus Deutschland über Hamburg nach England

gegangen sind, anzuzeigen, dafs die Blutegelwuth auch in England angefangen habe, festen Fufs zu fassen. Ref.) Mehrere Einwendungen könnten sich dem Fremden aufdrängen, wenn er den unausgesetzten Gebrauch von Calomel und den «Blue pills» sieht, von denen ein jeder weifs, dafs er sie schlucken mufs, noch ehe er mit dem Arzte spricht, und die er daher oft auf eigene Hand einnimmt. Allein auch hierin stützt man sich auf Erfahrung, da Krankheiten der Leber, so wie Ruhr, Hämorrhoiden u. s. w. in London die häufigsten von allen sind. Ein wenig Einschränkung im Gebrauche wäre jedoch wohl in den mehresten Fällen zu rathen. — Das Aderlafs wird durch die Lebensweise viel nothwendiger gemacht, als anderswo. — In der Behandlung des Fiebers, worunter man hier gewöhnlich nur das typhöse versteht, geht man in der Regel nach den Hauptprincipien in Armstrong's bekanntem Buche. Aderlafs und ausleerende Mittel, jenes im Anfange, diese während des ganzen Verlaufs des Fiebers, machen ihre Methode aus. Jalappa und Calomel, Infusum Sennae mit Magnesia sulphurica, Calomel mit Extractum Colocynthidis gehören zu den gewöhnlichsten Purganzen. Bei den häufigen Rheumatismen und Gicht ist Vinum colchici in der Mode. Die Drüsenkrankheiten sind sehr allgemein; an der tuberculösen Lungenschwindsucht stirbt 1 von 5 aus der ganzen Masse, und nach einer Mittelzahl blofs in England jährlich 55000 Menschen. — Die mit Kohlendämpfen und Nebel angefüllte Atmosphäre Londons ist sehr unangenehm; wenn man nur einige Stunden auf den Strafsen herumgeht, werden sogleich die Wäsche und die Hände schmutzig, und das Gesicht mit schwarzen Flecken bedeckt. Dennoch ist sie nicht so schädlich, wie man hat behaupten wollen; namentlich hat das Verhältnifs der Sterblichkeit in den neueren Zeiten bedeutend abgenommen. Im Jahre 1790 übertraf die Anzahl der Gebornen zum erstenmale die der Gestorbenen. Nach G. Blane war das Verhältnifs der Todten 1700 wie 1 zu 25; 1750 wie 1 zu 21; 1801 wie 1 zu 35;

1810 wie 1 zu 38. — Die Quacksalberei ist eben so schlimm wie in Paris; allein sie wird nicht so öffentlich getrieben, wie dort.

Der Verf. läfst nun zunächst eine genügende Darstellung der Einrichtung und der Befugnisse des Königlichen Collegiums der Aerzte, so wie des Königl. Collegiums der Wundärzte folgen. — Von ersterem mufs jeder Arzt examinirt werden, der in England und Wales practiciren will, es sei denn, dafs er seinen Doctorgrad in Oxford oder Cambridge genommen habe; doch darf auch dieser ohne Berechtigung vom Collegium in London und in einem Abstande von sieben Meilen um die Stadt herum nicht practiciren. Die Mitglieder dieses Collegiums sind in drei Klassen getheilt: Fellows, Candidaten und Licentiaten. Rücksichtlich der Praxis haben sie alle dieselben Privilegien, allein die letzten beiden Abtheilungen haben keinen Theil an der Administration. — Das Collegium der Wundärzte hat ähnliche Berechtigungen für die Chirurgen, und examinirt aufserdem die Candidaten, welche in der Armee oder in der Flotte zu dienen wünschen. Das ausgezeichnet schöne Gebäude dieses Collegiums enthält zugleich die berühmte John Huntersche anatomische Sammlung in einer besonderen grofsen Gallerie. — Die Gesellschaft der Apotheker hat das Recht, alle Buden, wo Medicamente verkauft werden, zu untersuchen, Certificate zu ertheilen, Geldstrafen zu bestimmen, u. s. w. Ihr Recht erstreckt sich aber nicht über die Apotheker, die als Aerzte practiciren. In ihrem weitläuftigen Gebäude (die Apothekerhalle) sind zwei Laboratorien, eins für chemische und das andere zur Bereitung medicinischer Präparate; aus dem letzteren wird die Marine, die Armee und die ostindische Compagnie mit Arzneien versorgt. Um zum pharmaceutischen Examen zugelassen zu werden, mufs man aufser den Kenntnissen, die man in Deutschland vom Apotheker verlangt, noch nachweisen, dafs man zwei Cursus über Anatomie und Physiologie, zwei über die theoretische und practische Me-

dicin, einen über Chemie und einen über Materia medica gehört, und aufserdem wenigstens während sechs Monaten ein öffentliches Hospital besucht habe.

Von den wissenschaftlichen Gesellschaften Londons nennt der Verf. folgende: The royal Society, die ausgezeichnetste unter allen, deren Mitglied zu sein, man sich zur besonderen Ehre rechnet und dies durch die dem Namen angehängten drei Buchstaben F. R. S. anzeigt. Ihr Präsident ist Humphry Davy, und Secretär Dr. Th. Young. Sie giebt ihre Verhandlungen zu unbestimmten Zeiten — jedes dritte oder fünfte Jahr — heraus. — The medical and chirurgical Society besteht aus Londons angesehensten Aerzten und Chirurgen. Sie hat einen Präsidenten, der jährlich neu gewählt wird, sechs Vicepräsidenten und zwei Secretäre; besitzt ein eigenes Gebäude und eine gute Bibliothek, mit welcher man sehr liberal verfährt. Ihre Verhandlungen giebt sie gewöhnlich jährlich in zwei Bänden heraus. — Eine andere medicinische Gesellschaft ist die London medical Society; die Anzahl ihrer Mitglieder ist grofs, allein der gröfste Theil sind Apotheker. — Die Society of physicians of united kingdoms ist 1824 für medicinische Practiker allein, mit Ausschlufs der Chirurgen, Accoucheurs und Pharmaceuten, gestiftet worden. — Eine kleinere geschlossene Gesellschaft besteht unter dem Namen der Medico-botanical Society seit 1821 zur Förderung des Studiums der medicinischen Botanik und der Materia medica. — Aufserdem ist die Linnean Society für Naturwissenschaft, die Gesellschaft zur Förderung der Meteorologie u. s. w. vorhanden.

Die medicinischen Journale fand der Verf. in geringerer Anzahl wie in Paris, allein im Ganzen inhaltreicher.

Die Londoner Hospitäler sind meistens klein, häufig nur für 2 bis 300 Kranke. Mit Ausnahme des Lockhospitals giebt es kein ausschliefslich für eine Art Krankheiten

bestimmtes. Fast alle sind von Privatpersonen gestiftet und unterstützt, weshalb die Regierung mit ihrer Administration nichts zu thun hat. Diese Einrichtung hat das eifrigste Bestreben sämmtlicher Subscribenten zur Folge, das Hospital, welches sie erhalten, in einen solchen Zustand zu versetzen, dafs es sich mit jedem ähnlichen messen darf. Diejenigen unter ihnen, welche eine gewisse Summe jährlich oder ein- für allemal bezahlen, heifsen Governors; jeder von diesen hat das Recht, stets eine von ihm empfohlene Person im Hospitale zu haben. Einmal wöchentlich wird auch Rath und Medicin umsonst an solche ertheilt, welche nicht im Hospitale liegen, die dann «Out-patients» (im Gegensatze zu den «In-patients») genannt werden; von ihnen kann ein Governor vier auf einmal unter Behandlung des Arztes haben. — Die Krankenanstalten zerfallen hier in drei Abtheilungen: in eigentliche Hospitäler, in Infirmaries, eine kleinere Art Hospitäler und auf dieselbe Weise eingerichtet, und in Dispensaries, aus welchen Arme Rath und Arznei von dazu angestellten Aerzten und Chirurgen holen können. Von ersteren beiden giebt es 22 in London; in den mehresten liegen die medicinischen und chirurgischen Kranken untereinander. Bei jedem Hospitale sind zwei oder drei Aerzte und Chirurgen angestellt, die aber die Kranken nur zweimal in der Woche besuchen; in der Zwischenzeit besucht und behandelt sie der Apotheker, — eine Einrichtung, die um so weniger Beifall verdient, als man weiter kein Journal führt, indem nur die verordneten Arzneien in einem Buche aufgeschrieben werden. Die angestellten Aerzte und Wundärzte haben für ihre Krankenbesuche eine äufserst geringe Bezahlung, und müssen sie daher in ihren Schülern, oder in dem mit dem Amte verbundenen Namen suchen, welcher das beste Mittel ist, Praxis in der Stadt zu verschaffen. — Die Zeit der Krankenbesuche ist hier, wie in ganz Grofsbritannien und Irland, Mittags um 12 Uhr. —

Indem der Verf. zu den einzelnen Hospitälern Londons übergeht, spricht er zuerst von dem St. Thomas Hospital. Dieses enthält 460 Betten, besteht aus vier Höfen in Quadratform mit Arcaden um dieselben, und nimmt Kranke aller Art, selbst chronische und venerische, männlichen wie weiblichen Geschlechts, auf. Es sind als Aerzte hier angestellt: Dr. Currey, Dr. Williams und Dr. Scott; als Wundärzte: Travers, Green und Tyrrell. — In dem Auditorium des Hospitals halten Astley Cooper und Green Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie; auch ist ein Dissectionszimmer und ein hübsches anatomisch-pathologisches Museum vorhanden. — Dr. Scott ist ein grofser Freund vom Aderlassen; einem Kranken, der lange an heftiger Pulsation in beiden Carotiden und dem Herzen gelitten hatte, liefs er in drei Wochen 130 Unzen Blut abzapfen; allein der Patient sah auch gänzlich ermattet aus, und starb. Die blutigen Schröpfköpfe liebt er sehr, und zieht sie stets den Blutegeln vor, wo Congestionen statt finden; er preist sie besonders bei langwierigen kalten Fiebern, in der Lebergegend angewandt. Fast überall, wo keine bedeutende Schwäche zugegen ist, verordnet er Laxanzen aus Calomel und Extr. Colocynthidis, selbst in nervösen Fiebern. Im Gesichtsschmerz hat er mit Glück die Belladonna angewandt. — Dr. Williams ist besonders eingenommen für Camphermixtur, die er in den verschiedenartigsten Krankheiten giebt. Eine Vena medinensis im Beine eines Matrosen, der vor Kurzem von der Küste Guinea zurückgekommen war, wurde von ihm blofs mit warmen Umschlägen behandelt, ohne dafs der Kranke Linderung seiner Schmerzen erhielt, welcher endlich ungeheilt entlassen wurde; der Wurm war deutlich zu sehen. — Dr. Currey (1822 gestorben) wendete gegen convulsivische Krankheiten die von Hamilton empfohlenen Purgirmittel, gegen periodischen Kopfschmerz den Liquor arsenicalis an. — Green ist ein ausgezeichnet guter, aber lang-

samer Operateur. — Travers, als Augenarzt besonders vortheilhaft bekannt, soll einen sehr künstlichen und steifen Vortrag haben.

Das Guy's Hospital liegt dicht an jenem. Es hat für 400 Kranke, und aufserdem noch in einem kleinen abgesonderten Gebäude für 20 Wahnsinnige Raum. Die Säle sind gröfser und heller als in St. Thomas, die Reinlichkeit und Nettigkeit aber dieselbe. Es ist ein Amphitheater zu chemischen Vorlesungen und ein dazu gehöriges geräumiges Laboratorium, eine kleine medicinische Bibliothek, und ein kleines anatomisches und pathologisches Museum vorhanden; in letzterem ist eine ziemlich vollständige Sammlung von Zahnpräparaten das Beste. — Der berühmte Astley Cooper ist hier erster Chirurg; Aerzte sind die D. D. Laird, Chomeley und Back.

Im St. Bartholomew's Hospital, welches Platz für 500 Kranke hat, sind die medicinischen Kranken von den chirurgischen getrennt. Ein zum Hospital gehöriges Museum enthält in zwei Zimmern hübsch geordnete Präparate, von denen der Verf. mehrere namhaft macht. Es sind hier zwei Aerzte angestellt, unter denen Dr. Powel; erster Chirurg ist der berühmte Abernethy, welcher im Hörsaale dieses Hospitales seine Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie hält. Er ist einer der wenigen Chirurgen, die das Messer nur selten brauchen: die Anwendung desselben schiebt er so lange wie möglich auf. Viele äufserliche und locale Uebel hält er nur für Entwickelungen einer allgemeinen Krankheit des Körpers, besonders aber für Folgen der in den Verdauungsorganen und deren Anhängen entstandenen Unordnungen; er verordnet daher öfters nur eine strenge Diät, Sarsaparille und einen Aufguſs von Senna und Gentiana, wozu er zuweilen noch eine Zeitlang einen Gran Mercur, jeden zweiten Abend, fügt. Von seiner Geradheit und Biederkeit werden hier einige interessante Anecdoten erzählt. — Unter den Secundärchirurgen befinden sich Lawrence und Earle. Ersterer ist mit der

ausländischen, und namentlich der deutschen Litteratur sehr vertraut. (Seine Verdienste um die Litteratur, so wie das hier ausführlich erwähnte Schicksal seines physiologischen Werkes — Natural history of man — sind wohl in Deutschland hinlänglich bekannt.) Earle bedient sich bei Verkrümmungen des Rückgrathes eines ähnlichen Streckapparates, wie er in den deutschen orthopädischen Instituten im Gebrauche ist.

London-Hospital für 200 Kranke, durch seine freie Lage aufserhalb der Stadt ausgezeichnet, enthält eine anatomische und chirurgische Schule, auch ein gut geordnetes kleines Museum. Der berühmte Blizard ist hier erster Wundarzt.

St. George's-Hospital mit 200 Betten hat vier Aerzte, unter denen Pearson und Th. Young, und die Wundärzte Everard Home und Brodie. Letzterer theilte dem Verf. einen Fall mit, in welchem ein Amputirter zwei Monate nach der Operation von einem heftigen Gesichtsschmerze befallen wurde, welcher nicht eher nachliefs, bis Brodie einen spitzen Knochensplitter aus dem Stumpfe hervorgezogen hatte.

Middlesex-Hospital nimmt 160 Kranke aller Art, auch Gebärende auf, welche von drei Aerzten, einem Geburtshelfer und drei Wundärzten besorgt werden. Unter letzteren befinden sich Charles Bell und Cartwright.

Im Westminster-Infirmary finden sich 110 Betten. Dr. Buchan ist einer der Aerzte.

Small-Pox-Hospital wurde 1746 für Blatternkranke, und zur Ausbreitung der Inoculation gestiftet. 1799 wurde hier die Vaccination durch Dr. Woodville eingeführt. Es werden täglich von 10 bis 12 Uhr Kinder aus der Stadt vaccinirt, und 100 Kranke können aufserdem in der Anstalt Platz finden. Bei den Vorurtheilen der niederen Volksklassen gegen die Vaccination befinden sich hier stets Blatternkranke. Bei des Verf. Anwesenheit nahm man an, dafs im Durchschnitt jährlich 15 bis 20 Fälle von Blat-

tern bei Personen, die vaccinirt waren, vorkommen; die Krankheit erschien dann aber sehr gemildert und mit keiner Gefahr verbunden. — Aufser diesem Hospitale besteht noch das National Vaccine-Establishment in zwölf Stationen der Stadt, bei welchem 34 Wundärzte angestellt sind, die unentgeltlich impfen. Der Chirurg der Hauptstation, Carpue, empfiehlt die Vaccination nach einem Jahre nochmals zu wiederholen; entsteht hierbei nun eine kleine Entzündung und keine Pustel, so sei die erste Impfung als gelungen zu betrachten.

House of recovery for typhus and scarlet-fever, das einzige Fieberhospital Londons, ist für 40 Typhuskranke und für 18, die vom Scharlachfieber ergriffen sind, bestimmt. Aerzte sind Dr. Armstrong und Dr. Cleverley. Des ersteren Behandlungsweise wird von dem Verf. ausführlich mitgetheilt; wir dürfen sie jedoch als bekannt durch die deutsche Uebersetzung des Armstrongschen Werkes voraussetzen.

Im Lock-Hospital, für Venerische beider Geschlechter allein bestimmt, fand der Verf. weniger Reinlichkeit und gesunde Luft, wie in den übrigen Hospitälern Londons. Babington und Macgregor sind hier Wundärzte. Ersterer behandelt viele seiner Kranken ohne Anwendung des Quecksilbers und verordnet öfters, besonders in secundären Fällen, nur Decoctum Sarsaparillae. Decoctum lusitanicum — welches aus Sarsaparille, Guajac, Antimonium und Nux juglans (letztere Substanz hält er in dieser Mischung für die wirksamste) besteht — ist eins seiner Lieblingsmittel. Babington behauptet auch, dafs die Syphilis ohne Mittheilung des Giftes und durch andere krankhafte Absonderungen entstehen könne. — Nach Macgregor, welcher seit geraumer Zeit Versuche gemacht hat, die wirkliche Lues ohne Anwendung des Mercurs zu heilen, werden von fünf auf diese Weise Geheilten in der Regel zwei von derselben Krankheit wieder ergriffen, während nur einer von 75, deren Krankheit durch Mercur geheilt wurde, von

secundären Symptomen afficirt wird; im ersteren Falle sind die nachherigen Symptome aber weit gemilderter, als in letzterem.

Sogar ein Hospitalschiff befindet sich auf der Themse, aus einem alten Kriegsschiffe eingerichtet, welches 160 bis 180 solcher Kranken aufnimmt, die auf der Themse erkranken oder verwundet werden.

Von den beiden öffentlichen Irrenhäusern Londons nennt der Verf. zuerst Bethlem-Hospital, welches Raum für 200 Wahnsinnige beiderlei Geschlechts und aufserdem für 60 wahnsinnige Verbrecher hat; die Einrichtung wurde lobenswerth gefunden. — St. Lukes Hospital mit ähnlicher Einrichtung, wenngleich nicht in einem so prächtigen Gebäude wie jenes, enthält 200 heilbare und 100 unheilbare Wahnsinnige. Es sollen hier jährlich mehr als die Hälfte der Wahnsinnigen geheilt werden. — Unter den Privatirrenanstalten Londons giebt es sogar eine für 800 Wahnsinnige.

Als öffentliche Entbindungsanstalt ist vorzüglich das General lying-in Hospital bedeutend. Es enthält zwar nur 50 Betten, aber 34 von demselben besoldete Hebammen, die in den verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreut wohnen, stehen aufserhalb Gebärenden bei. Das Geburtsbett ist ein gewöhnliches, aber an der einen Seite ohne Brett, da hier alle Gebärenden seitwärts liegend entbunden werden. — Das Puerperalfieber soll bei der hier gebräuchlichen Behandlung alles Furchtbare verloren haben; während eines Zeitraumes von drei Jahren war keine Kindbetterin daran gestorben. Man giebt der Kranken nämlich, sobald die Fieberkälte eintritt, 10 Gran Calomel und einen Scrupel Jalappe, und nimmt ihr, wenn die Hitze sich einfindet, bedeutend viel Blut ab. Nach jener Gabe von Calomel und Jalappe verordnet man eine laxirende Mixtur von Sennesblättern, Manna, Ingwer u. s. w., die dreimal täglich gegeben wird, und abermals Calomel, wenn die Excremente dick und stinkend sind. Aderlässe dürfen und

müssen, wenn sie nöthig sind, wiederholt werden; ist dies aber nicht der Fall, und der Unterleib dehnt sich dessenungeachtet schmerzhaft aus, so verordnet man 6 bis 12 Blutegel am Unterleibe, und dann — was man für besonders wichtig zu halten scheint — einen warmen Umschlag von Leinsaamen zwischen Servietten auf den Unterleib. — Man hält hier das Puerperalfieber auch nicht für ansteckend.

Die Anzahl der Infirmaries und Dispensaries — welche der Verf. im zwanzigsten Briefe näher beschreibt — ist fast ungeheuer; jedes Quartier enthält derselben viele. Keine dieser wohlthätigen Anstalten verschafft den Kranken ein Local oder Betten; es werden daher hier nur solche behandelt, deren Leiden ihnen gestattet, auszugehen. Aufser den Anstalten dieser Art für allerlei Krankheiten, giebt es viele für einzelne Klassen derselben, z. B. drei für Augenkrankheiten, eins für Ohren-, eins für Haut-, vier für Kinderkrankheiten. Sie werden gröfstentheils durch Privatsubscriptionen unterhalten. Der Raum gestattet uns nur wenige der sie betreffenden Nachrichten hier mitzutheilen.

In dem London-Infirmary für Augenkrankheiten, dessen Wundärzte Lawrence und Tyrrell sind, waren vom Januar bis zum Anfange Novembers 1820 deren 1090 behandelt worden. Deutschland gebührt die Ehre, die englischen Aerzte zu ihren Fortschritten in der Augenheilkunde angespornt zu haben; sie folgen gröfstentheils den Grundsätzen der ins Englische übersetzten deutschen Werke über Augenkrankheiten. — Aderlässe (besonders gegen den schwarzen Staar), und Calomel, bald als Laxans, bald als Alterans, sind hier Lieblingsmittel. Gegen viele Augenentzündungen wird eine Auflösung des Brechweinsteins in kleinen Gaben innerlich angewandt; gegen Nebelflecken der Hornhaut und gegen langwierige Augenentzündungen tröpfelt man mit glücklichem Erfolge eine Auflösung des Höllensteins ins Auge, aber der Verf. sah hier auch einen Kranken, dessen Sclerotica nach der Anwendung des Höllensteins ganz grün geworden war. Gegen Hautausschläge

um das entzündete Auge hält man eine Auflösung des Zinkoxyds (soll wohl heifsen «des schwefelsauren Zinks») für das zweckmäfsigste Augenwasser. In dem Westminster Infirmary für Augenkrankheiten rühmen Guthrie und Forbes gegen langwierige Granulationen an der inneren Seite der Augenlieder aufserordentlich die Einreibungen mit Höllenstein und schwefelsaurem Kupfer. Guthrie hält hier Vorlesungen über Chirurgie und Augenheilkunde.

In dem Royal Infirmary für kranke Kinder, welches aus drei grofsen Abtheilungen in verschiedenen Quartieren der Stadt besteht, wurden in einem Jahre 5646 Kinder behandelt. Granville, der hier Arzt ist, giebt die Blausäure häufig; er bedient sich einer Mixtura hydrocyanica simplex, die aus 4 Unzen einer Emulsion von bittern Mandeln und 4 Tropfen Blausäure besteht, — und einer Mixtura hydrocyanica composita, welche 6 Tropfen auf 4 Unzen Emulsion nebst einem Scrupel Salpeter enthält. Von diesen wird täglich drei- oder viermal ein Löffel voll angewandt, wenn heftiger Husten, z. B. bei langwierigen Brustentzündungen oder der Schwindsucht eintritt. Den Keuchhusten glaubt er dadurch aus dem Grunde heilen zu können. Der Verf. hält sich aber zu der Ueberzeugung berechtigt, dafs die Blausäure den Husten nur lindere, aber keinesweges heile. Gegen alle bedeutenden Krämpfe, während und nach der Periode des Zahnens der Kinder, die aus Schmerzen im Darmkanale u. s. w. entstehen, so auch gegen Veitstanz, sollen sich nach Granville's Erfahrungen die Arseniktropfen sehr nützlich erwiesen haben (welche doch wohl durch weniger gefährliche Mittel ersetzt werden möchten). Gegen Ascariden verordnet er ein Pulver aus 10 Gran Dolichos pruriens und 5 Gran Zinn dreimal täglich, und abwechselnd Laxirmittel.

Aufser den Krankenanstalten Londons führt der Verf. nun noch eine beträchtliche Anzahl wohlthätiger Anstalten anderer Art an; ausführlicher werden von ihm noch das Invalidenhospital in Greenwich, so wie das in Chelsea, die

Findelanstalt, das Magdalenenhospital, das Taubstummeninstitut, die Anstalt für arme Blinde, und ein Gefängnifs (Milbank-Penitentiary) beschrieben. Nachrichten über die anatomischen Museen Londons schliefsen endlich den ärztlichen Bericht über diese merkwürdige Stadt.

Wir würden die Gränzen einer Anzeige zu überschreiten fürchten, wenn wir von des Verf. Beobachtungen, die er hierauf über York, Edinburgh, Glasgow, Dublin, Oxford, und hernach in kürzeren Andeutungen noch über Rotterdam, Leyden und Amsterdam giebt, eben so ausführliche Mittheilungen machten, wie dies über Paris und London geschehen ist. Wir begnügen uns daher, den Leser zu versichern, dafs diese letzteren Beobachtungen eben so interessant und für den nicht selbst anwesend Gewesenen eben so belehrend, wie jene sind. Mit besonderer Liebe hat sich der Verf. bei den Aerzten und Anstalten Edinburgh's und Dublin's aufgehalten; bei Glasgow giebt er aber auch eine ausführliche Notiz über das dortige Hospital für Wahnsinnige (The Lunatic Asylum), welches er eine der sehenswürdigsten Anstalten, nicht allein in Grofsbritannien, sondern in Europa nennt, und in dem beigefügten Kupfer zugleich den Grundrifs und eine Ansicht der Façade des Gebäudes mittheilt. (Uebrigens ist der Verf. im Irrthume, wenn er glaubt, die erste Abbildung dieses berühmten Hospitales geliefert zu haben. Der Architect W. Stark hat bereits im Jahre 1810 den Grundrifs und die Ansicht davon als Kupferstich in seinen «Remarks on the construction of public hospitals for the cure of mental derangement, Glasgow 1810» gegeben, von welchen auch die Ansichten dieses Hospitals, die sich in Wagner's Werk über die Medicinalanstalten Grofsbritanniens vorfinden, entnommen zu sein scheinen. Aufserdem soll noch ein Kupferstich von dem Gebäude in gröfserem Formate vorhanden sein, den Ref. aber noch nicht zu Gesicht bekommen hat.)

Wer-

Werfen wir jetzt noch einen prüfenden Rückblick auf das angezeigte Werk, so müssen wir dasselbe als einen ehrenvollen Beweis der Thätigkeit des Verf. und als einen erfreulichen Beitrag zu unserer Kenntnifs des Auslandes anerkennen. Der deutsche Styl des auf St. Thomas in Westindien geborenen dänischen Verf. ist zwar nicht elegant, aber allgemein verständlich; einige in dieser Hinsicht vorkommende Verstöfse (so finden wir z. B. durchweg «mehre» anstatt «mehrere» geschrieben) sind dem Ausländer leicht zu übersehen. Ob die von dem Verf. gewählte Briefform die für seinen Gegenstand passende war, mag hier nicht entschieden werden; gewifs ist es, dafs sie die Veranlassung zu manchen Anreden, Ausrufungen u. dergl. hergegeben hat, welche auf viele Leser störend und unterbrechend einwirken. Dagegen bringen die hier und da zugegebenen Nachrichten über Gegenstände, die dem Hauptzwecke fremd sind, den Vortheil der Abwechselung hervor, welche dem Leser bei dem Verfolgen eines so ernsten Thema's fast unentbehrlich ist, wenn er nicht frühzeitig ermatten soll; wir können daher nicht in den Tadel einstimmen, der hierüber anderweitig ausgesprochen worden ist. Dagegen dünkt uns, es hätte der Verf. bei Erwähnung solcher Dinge, über welche das Urtheil ihm weniger geläufig ist, etwas vorsichtiger sein können. So dürfte er einen harten Strauſs mit den Chemikern bekommen, denen er Th. I. S. 171 von «ächtem Stickstoffgase» erzählt, welches sich in der Grotte del cane vorfinden soll (es ist bekanntlich kohlensaures Gas); oder wenn er Th. I. S. 160 versichert, im Vesuv sei Schwefel die brennbare Materie, — welcher wenigstens in den ausgeworfenen Massen nicht nachzuweisen ist (der gelbliche Staub, welcher die frische Asche und Lava bedeckt, ist Eisenoxyd, und die erstickenden Dämpfe, die der Krater des Vesuvs häufig ausstöfst, geben sich dem unbefangenen Kenner bald als Chlorindämpfe zu erkennen); oder wenn er S. 159 von Kuchen, Bohnen, Feigen u. dergl. spricht, die Jahrhunderte hindurch unter

der Asche lagen und sich dennoch «in ihrer Frische» erhalten haben! Was wird der gefeierte Landsmann des Verf. in Rom, Thorwaldsen, sagen, wenn er ihn versichern hört, der Dom zu Mailand sei von cararischem Marmor gebaut (Th. I. S. 27.)? Wie mag er sein Urtheil über die italienische Musik vor dem Forum der Kunst vertheidigen, wenn er z. B. Th. I. S. 277 sagt: «Nirgends ist das Orchester, wie es sein sollte, weder die Sänger noch die Sängerinnen» u. s. w. (Die Orchester in Mailand und Neapel, während des Carnevals auch in Venedig, sind vortrefflich, und in Bezug auf den Gesang hat es bekanntlich den Italienern im Ganzen noch keine andere Nation gleich gethan.) S. 274 heifst es: «Die Ballette verlieren gar zu viel bei einer Vergleichung mit denen in Wien,» — und doch ist das Ballet zu Mailand, in Bezug auf edle grofsartige Mimik, anerkannt das erste in Europa! — Bei der Rechtschreibung der Eigennamen hätte ebenfalls wohl gröfsere Sorgfalt eintreten mögen; so wird z. B. Galés Th. I. S. 214 Galis, und Th. II. gewöhnlich Galé genannt; Th. I. S. 409 steht Barthes anstatt Barthez; S. 216 Bayton statt Baynton; S. 324 Belleni (l. Bellini); S. 325 Magetti (l. Magatti); der Herzog von Tortonia, dessen Th. I. S. 228 Erwähnung geschieht, ist der Banquier Torlonia, welcher das Herzogthum Bracciano gekauft hat und dadurch Duca di Bracciano geworden ist. Gewifs wird aber manches der Art der Abwesenheit des Verf. vom Druckorte mit Recht zugeschrieben werden dürfen, — und so scheiden wir von dem Werke mit der Ueberzeugung, dafs es dem künftig reisenden Arzte einen höchst nützlichen Begleiter, dem aber, welchen äufsere Verhältnisse vom Reisen abhalten, ein belehrendes und zugleich angenehmes Aushülfsmittel darbieten werde.

Wutzer.

III.

Bemerkungen auf einer wissenschaftlichen Reise nach Paris, von H. J. Logger. (Aus den Geneeskundigen Bydragen door C. Pruys van der Hoeven, J. Logger, C. G. C. Reinwardt en G. Salomon. St. I.)

Obgleich diese Bemerkungen für uns nicht viel Interessantes enthalten, so möchte doch einiges noch wohl der Mittheilung werth sein. — Der Verfasser bemerkt, dafs Dupuytren, wie viele andere berühmte französische Operateurs, oft einen zu schnellen Entschlufs fasse, wovon er ein Beispiel anführt, wo er bei einem complicirten Beinbruche die Amputation verrichtete, wobei sich die Knochen oberhalb der Amputationswunde noch zersplittert zeigten, und wo der Amputirte, ein alter schwacher Mann, bald nach der Operation starb. — Dupuytren's Verband bei Fracturen, billigt der Verf. nicht. So fiel ihm auf: 1) dafs D. keine hinlängliche Contraextension anbringen liefs; 2) dafs er zwei schmale lange, mit Heckerling gefüllte Kissen, längs der ganzen Seite des Gliedes laufend, und ein dergleichen oben über die ganze Länge desselben legt, welcher Druck nur schädlich sei und das Durchliegen des Bruches nothwendig befördern müsse, zumal da sich unter dem Gliede keine unterstützende Schiene befinde; 3) dafs er nicht vier, sondern nur drei sehr kleine schmale, zugleich aber zu dicke Schienen unter der vielköpfigen Binde, und nicht über derselben anlege, und zwar ohne sie mit Leinwand zu überziehen. Auch schenkt der Verf. Dupuytren's Art zu amputiren, seinen Beifall nicht; namentlich tadelt er das Abschneiden der Unterbindungsfäden nahe an dem unterbundenen Gefäfse, wovon er mehreremale Nachtheil entstehen sah. Bei einer Frau unter andern, deren Oberarm bereits einen Monat vorher amputirt worden war, safsen die Knoten der Unterbindungsfäden noch in der Wunde, waren mit einander verwickelt, unterhielten eine schlechte Eiterung

und verhinderten die Schliefsung der Wundränder. Dem Legen von Charpie zwischen die Wundränder, und der nicht hinreichenden Sorgfalt, womit die Hautbedeckungen und Muskeln nach der Operation nach vorne gebracht werden, meint der Verf. mit Recht zuschreiben zu müssen, dafs er bei den meisten Amputirten nach zwei, drei und vier Wochen, oder selbst noch später, das Ende des abgesägten Knochens aus den weichen Theilen hervorragen sah, und wahrnahm, dafs die weichen Theile ansehnlich zurückgezogen waren, das Fleisch schwammig hervorwuchs, und die Eiterung bisweilen stark, oder auch von schlechter Beschaffenheit war. — In einem Falle, wo Dupuytren nach seiner neuen, bereits bekannten Methode den künstlichen After operirt hatte, und wo nach Verlauf von drei Wochen nur eine kleine Wunde von der Gröfse eines Stecknadelknopfes übrig geblieben war, bildete sich unterhalb dieser Wunde eine neue Geschwulst, welche schnell durchbrach, und woraus sich der Koth, wie vorhin, entleerte. — Der Verf. sah Dupuytren während seines Besuches des Hôtel-Dieu einen Fall von Furunculus gangraenosus mit dem glühenden Eisen behandeln, bei welchem vorher das flüssige Chlor innerlich und äufserlich ohne Nutzen angewandt worden war. Jedoch bemerkt er, dafs Dupuytren in solchen Fällen das glühende Eisen nicht anwendet, wenn ansehnliche Nerven in der Nähe liegen. — Eine bedeutende krebsartige Entartung des männlichen Gliedes aus venerischer Ursache wurde von D. durch Amputation entfernt, wobei der übrig gebliebene Stumpf mittelst der Hand festgehalten, und 10 Blutgefäfse in demselben unterbunden wurden. Eine Balggeschwulst an dem oberen Augenliede wurde blofs geöffnet, und der Boden mit Höllenstein betupft; ein Atheroma an der Stirn wurde durch einen senkrechten Schnitt geöffnet, und blofs ein Theil des Sacks weggeschnitten; eben so wurde ein Steatoma am Hinterkopfe eines Erwachsenen behandelt, ohne den Sack ganz auszuschälen. — Einen Fleischpolypen der

Scheide zog D. mittelst einer Zange hervor, und schnitt den Stiel ab, welche Art von Operation er der Unterbindung vorzieht. Der Blutung beugt Dupuytren durch Tamponirung mittelst Charpie, in einen leinenen Lappen gewickelt, vor. — Ein Nasenpolyp erregte bei einem jungen Menschen vollkommene Taubheit auf dem Ohre der leidenden Seite. — Nach der Einschneidung einer stark zusammengezogenen Narbe an der Hand mufste eine besonders dazu eingerichtete Schiene mit einer stählernen Feder dazu dienen, den wieder losgemachten Zeigefinger bis zur Heilung in einer gehörigen Stellung zu halten. — Bei der Operation einer Hasenscharte an einem zweijährigen Kinde wurde nach Anlegung der Nadeln kein Verband angelegt, sondern durch einen eigenen Apparat (den übrigens der Verf. nicht näher beschreibt) die äufseren Theile zusammengehalten. —

Von Dubois, dem Vorsteher des Hospice de l'école de médecine, sagt der Verf., dafs er zu denjenigen Aerzten gehöre, welche in zweifelhaften Fällen die Natur allein wirken lassen, und nur dann ein wirksames Mittel geben, wenn sie wissen, wogegen sie es anzuwenden haben. Vorzüglich dringt er auch auf die Reinigung der ersten Wege. — Dubois meint, dafs eine venerische Krankheit, eben sowohl wie eine andere, oft von selbst, ohne irgend ein Heilmittel, heilen könne; er sagt, dafs man durch Heilmittel Chancres hervorbringen könne. — Nach der Exstirpation einer krebshaften Brust wurden, ehe alle Gefäfse unterbunden waren, die Vertiefungen der Wunde mit kleinen Stücken Feuerschwamm gefüllt, diese stufenweise gröfser aufgelegt, und zuletzt alles mit einem platten Stück Feuerschwamm, etwas gröfser als die Wunde selbst, bedeckt; darüber wurde dann Charpie, kreuzweise Longuetten, Compressen und endlich eine Leibbinde angelegt. Nach einer von Béclard verrichteten Amputation sah der Verf. Tetanus entstehen, woran der Amputirte starb. Bei der Section wurde weder im Kopfe, noch in der Rücken-

markshöhle irgend eine Spur von Entzündung gefunden, das Herz blutleer, und in der rechten Lunge eiterige Punkte; in den Gedärmen sehr harte, beinahe steinharte Stoffe, und ein Wurm. Die Wunde war auswärts zum Theil schon prima intentione geheilt, allein zwischen den Muskeln fand sich eine ansehnliche Menge von Jauche; die unterbundenen Gefäfse waren corrodirt, und die Enden der durchschnittenen Nerven dick, knopfförmig. Bei der Operation einer Hasenscharte legte Béclard gar keinen unterstützenden Verband an. Er machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, dafs er nie eine Hasenscharte gerade in der Mitte der Lippe beobachtet habe, sowohl bei der einfachen, als bei der doppelten Hasenscharte nicht. — Bei der Operation einer Thränenfistel öffnete Béclard mit einem schmalen Bistourie den Thränensack, brachte eine silberne hohle Sonde ein, machte durch diese eine Einspritzung von Wasser in den Nasenkanal, und brachte dann einen bleiernen Drath ein, den er an der äufseren Oeffnung umbog und abkniff. Er sagte dabei, dafs es irrig sei, die Oeffnung immer unterhalb des Tendo musculi orbicularis zu machen, und dafs man sich eben so wenig bei der Oeffnung des Thränensacks an die Stelle der äufseren Wunde halten, sondern dafs man sich dabei vielmehr nach der Lage desselben auf der gesunden Seite richten müsse. — Eine bösartige Flechte aus erblicher Anlage an dem rechten Beine eines ungefähr zwanzigjährigen Mädchens wurde allein durch Anwendung eines anhaltenden Drucks behandelt. — Ein Lipoma wurde blofs mit öfters wiederholten Cauteriis behandelt. — Ein Sarcoma von der Gröfse eines neugebornen Kindeskopfes unter dem linken Schulterblatte wurde von Béclard ganz ausgeschält, und die Wunde, nach Unterbindung von zwei Gefäfsen, mit Feuerschwamm verbunden.

Dann geht der Verf. zur Mittheilung seiner Bemerkungen über, welche er in dem, unter Larrey's Aufsicht stehenden Hôpital de la Garde zu machen Gelegenheit fand.

Larrey giebt nach der Amputation der Heilung durch die Eiterung vor der durch schnelle Vereinigung den Vorzug, weil er nach der letzteren Art von Behandlung meistens bedeutende Entzündungszufälle gesehen habe, und weil er durch die Eiterung den Stumpf beinahe eben so schnell und eben so gut habe heilen sehen. Larrey versichert, dafs im Allgemeinen innerhalb 30 Tagen der Stumpf heile, und dafs er von 15 Amputirten im Durchschnitte nur einen verliere. Bei Gelegenheit der Behandlung eines Beinbruchs bemerkte Larrey, dafs niemals eine vollkommene Ersetzung durch wahren Knochenstoff statt finde, und dafs die Wiederherstellung des Knochenstoffs nicht durch die Gefäfse der Beinhaut, sondern durch die Knochengefäfse selbst geschehe; um das zu beweisen, brachte er das Skelet eines mit Färberröthe gefütterten Huhns mit. — Nach einer 11 Stunden nachher glücklich eingerichteten Luxation des Schenkelknochens auf das eiförmige Loch, blieb noch eine Zeitlang, wegen Verletzung der Nerven, eine Retentio urinae zurück. — Bei durchdringenden Brustwunden schliefst Larrey sogleich die ursprüngliche Wunde, und macht dann, wenn sich Zeichen von Extravasationen zeigen, die Operation des Empyems. Der Verfasser sah drei Fälle, wo diese Behandlungsart einen sehr günstigen Erfolg hatte. — Larrey behauptet, dafs eine Luxatio vertebrarum ohne tödtliche Folgen statt finden könne; mehreremale beobachtete er dies; und einen Fall dieser Art hatte der Verf. Gelegenheit in dem Hospitale zu beobachten. Doch fand eine äufserst hartnäckige Obstruction bei diesem Patienten statt, die Besserung ging sehr langsam vorwärts, und noch nach Verlauf von mehreren Wochen mufste man Klystiere und Catheter gebrauchen. L. sagte bei dieser Gelegenheit, dafs er von der Methode des Hippocrates zur Einrichtung solcher Luxationen wohl mit einigem, aber nie mit vollkommenem Erfolge Gebrauch gemacht habe. — Bei der Fistula ani versichert er, dafs die innere Fistelöffnung nie-

mals höher als 2, 3 oder 4 Linien hoch im Mastdarme liege, und dafs man deshalb verkehrt handele, wenn man die höher hinauflaufenden Sinuositäten in den umgebenden Theilen als Kanäle betrachte, welche höher liegende Oeffnungen im Mastdarme anzeigen sollen, und deswegen dieselben in ihrer ganzen Länge aufschneiden zu müssen glaube; man müsse sich im Gegentheile bei der Operation der Mastdarmfistel allein auf diejenige Fistelöffnung beschränken, welche auf der oben angegebenen Höhe im Mastdarme liegt. Die aufserdem vielleicht bestehenden Sinuositäten schliefsen sich danach von selbst. Er bediente sich bei dieser Operation einer besonderen, von ihm erfundenen, silbernen Sonde, zweimal so lang als die gewöhnliche, doch nach der Spitze zu schmäler zulaufend, an dem hintersten Ende aber mit einer gewöhnlichen Sonde übereinkommend, vorne als ein feingeknöpftes Stilet geformt und halbmondförmig gebogen, mit einer Grube an der hohlen Seite versehen. Diese Sonde wurde in die Wunde, und der Zeigefinger der linken Hand in den Mastdarm gebracht, dann die Oeffnung in dem Mastdarme mit der Fingerspitze gesucht, das Stilet darauf durch den inneren After durchgeführt, doch den Anus nach aufsen gebracht, und endlich mit einem gewöhnlichen Bistourie auf der nach unten gerichteten Grube der Sonde alle zwischenliegenden Theile mit einem Schnitte durchschnitten. — Bei Gelegenheit einer Paraphimose sagte L., dafs ihm immer noch die Zurückbringung der Eichel durch Compression derselben gelungen sei, allein in dem vorliegenden Falle wollte doch diese Methode, ungeachtet der stärksten Anstrengung von Seiten Larrey's und der heftigsten Schmerzen von Seiten des Patienten, nicht gelingen, weshalb L. zur Einschneidung der Vorhaut übergehen mufste. — Larrey war der erste, der die Beobachtung machte, dafs der Verlust, welchen das Scrotum und die Hautbedeckungen des Penis durch Brand erlitten haben, aus der Haut der Inguinalgegend und des Oberschenkels durch Aufwärtsschiebung wieder ersetzt wurde, welche Beobach-

tung der Verf. auch in zwei Fällen im Hospitale Larrey's bestätigt fand. — Ein Aneurysma arteriae subclaviae dextrae wurde innerlich mit Mercur, und äufserlich mit Eisumschlägen behandelt. — Oedema pedum wurde mit ausgezeichnet grofsem Nutzen durch das Unguentum de styrace behandelt. — Bei beginnender Hydrocele sah der Verf. einen glücklichen Erfolg von der wiederholten Anwendung von Blasenpflastern. — Das Oeffnen von scrophulösen Abscessen bewirkte L. stets durch den Aetzstein, und das Messer wird von ihm in diesen Fällen ganz verworfen; die Heilung, sagt er, geschieht nur durch Austrocknung. Gegen das wilde Fleisch in solchen Geschwüren gebraucht er Calomel. — Scrophulöse Entartungen der Gelenke (Tumores albi ex causa scrophulosa) sah der Verf. von Larrey mehreremale durch die Amputation wegnehmen, ohne dafs sich dadurch die Krankheit an einer anderen Stelle wieder ausbildete; selbst gleichzeitige Geschwüre am Halse verschwanden nach der Amputation von selbst. — Von der Moxa und dem glühenden Eisen sah der Verf. im Hospital der Garde öfters mit glücklichem Erfolge Gebrauch machen. So wurden z. B. sehr hartnäckige venerische Auswüchse auf der Zunge, wodurch diese so dick wie eine Ochsenzunge geworden und gleichsam in zwei Theile tief gespalten war, von L. in 8 Tagen achtmal hintereinander mit dem glänzendsten Erfolge mittelst des glühenden Eisens gebrannt. Ferner sah der Verfasser mit einem guten Erfolge das glühende Eisen bei einer Osteosarcosis tibiae fünfmal, in Zwischenräumen von 8 Tagen, anwenden; so wie auch bei einer schwammichten Eiterung am Vorderarme. Eine anfangende Luxatio spontanea capitis ossis femoris in acetabulo sinistro bei einem Manne von etwas mehr als 30 Jahren, ward durch das glühende Eisen vollkommen geheilt. — Auch beim Einwachsen eines Nagels in das Fleisch der Zehe gebrauchte Larrey das glühende Eisen, und verfuhr dabei auf folgende Weise: Nachdem er mit einem geraden Bistourie einen nach der Länge laufenden

Schnitt in die Zehe gemacht hatte, so dafs der Nagel an der Seite der Einwachsung ganz blofs gelegt worden war, brachte er eine gut schneidende Schere unter den Nagel bis an dessen Wurzel ein, schnitt damit an der Seite desselben ein bedeutendes Stück nach der Länge von dem Nagel ab, nahm dies weg, und setzte darauf auf der ganzen Oberfläche der Wunde ein vollkommen glühendes Eisen, während einiger Secunden an. Nach sieben Tagen mufste das Brennen noch einmal wiederholt werden, da die Wunde, nach der Absonderung des Schorfs, nicht gehörig eiterte, sondern wiederholt blutete. Dies hatte indessen eine gute Heilung zur Folge. — Die Moxa sah der Verf. von L. in folgenden Fällen mit mehr oder weniger Nutzen anwenden: Bei einer anfangenden Abweichung zwischen dem letzten Rückenwirbelbeine und dem ersten Lendenwirbelbeine; so wie bei einer bereits vollkommenen Paralysis Pottii mit einer bedeutenden Abweichung zwischen denselben Wirbelbeinen. In dem ersten Falle wurden blofs zwei Cylinder (an jeder Seite der Abweichung einer), im zweiten Falle hingegen zu gleicher Zeit acht Cylinder angelegt, an jeder Seite 4 übereinander, einen Zoll von einander entfernt. Auch bei einer anfangenden Coxalgie, und einem Tumor albus des Knies, sah der Verf. die Moxa mit einem guten Erfolge anwenden. Zur Anfachung des Brennens zieht L. das Blasen mit dem Munde durch ein Röhrchen, dem Blasebalge und dem Wedeln mit einem Fächer vor.

Plagge.

IV.

Schriften über Geburtshülfe.

---

1. Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Herausgegeben von A. Elias

von Siebold, der Phil., Medic. u. s. w. Dr., Königl. Preufs. Geh. Med. Rathe, Ritter, Professor der Med. und Geburtshülfe an der Universität zu Berlin, Director der Königl. Ensbindungsanstalt, der wissensch. Medicinaldeputation im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Siebenten Bandes erstes Stück. Mit zwei Abbildungen. Frankfurt am Main, bei Franz Varrentrapp. 1827. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Ref. hält es für seine Pflicht, in einer Zeit, wo so viele neue Journale, Beobachtungen oder was immer dergleichen periodisch erscheinende Werke für Titel haben, von allen Seiten her in allen Disciplinen der Heilkunst erscheinen, die ihren Ruf erst begründen und mit der Zeit bewähren müssen, auch das Alte über diese Neulinge nicht zu übersehen, was jenen Probierstein, die Zeit, schon längst an sich erfahren hat, und über dessen Vortrefflichkeit längst nur eine Stimme herrscht. Zu diesem rechnet er vorliegendes Journal, was der würdige Herausgeber seit dem Jahre 1802 redigirt, wo es unter dem Titel «Lucina, eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst,» in Leipzig bei Jacobäer das erstemal erschien, seit dieser Zeit ununterbrochen fortgesetzt wurde, mit Beendigung der sechs ersten Bände, deren jeder aus drei Heften bestand, 1813 unter obigem Titel in Frankfurt am Main herauskam. Sechs Bände sind von dem Journale nun ebenfalls beendet, und mit obigem ersten Hefte fängt jetzt der siebente an. Was diese Zeitschrift geleistet, braucht hier um so weniger auseinandergesetzt zu werden, da sie, in der Hand jedes praktischen Arztes und Geburtshelfers sich befindend, längst schon beurtheilt und gerichtet worden ist. Der Herausgeber hat von Anbeginn derselben stets Gebäranstalten unter seiner Leitung gehabt, die er selbst eingerichtet, und aus denen er theils seine praktischen Erfahrungen in seinem Journale niederlegte, theils hatte er aber

auch dadurch Gelegenheit, über manches Neue die gehörigen Versuche zu machen, um über ihren Erfolg hernach urtheilen zu können. Aufserdem finden sich in diesem Journale eine Menge trefflicher Aufsätze, theils theoretischen, theils praktischen Inhalts der besten Aerzte und Geburtshelfer unserer Zeit, die also alle als Mitarbeiter zu betrachten sind, wenngleich ihre Namen auf dem Titel nicht speciell aufgezeichnet sind. — Zugleich ist mit vorliegendem Hefte der Inhalt der sechs ersten Bände des Journals ausgegeben worden, ein eigenes Heftchen, was gewifs den Besitzern der ersten Reihenfolge angenehm sein wird. Zu wünschen wäre, dafs künftig nach Beschlufs eines jeden Bandes ein Inhaltsverzeichnifs am Ende des dritten Heftes beigegeben würde. —

Wir gehen jetzt zu der Betrachtung der einzelnen Abhandlungen selbst über, und da eröffnet gleich ein sehr interessanter Aufsatz den Reihen.

1) Noch einige Worte über die Verbindung des menschlichen Eies mit dem Uterus. Von Dr. C. G. Carus, Professor u. s. w. in Dresden. Nebst Abbildung.

Gelegenheit zu diesem trefflichen Aufsatze gab dem Hrn. Verf. ein Aufsatz des jüngern Hrn. Lauth im ersten Bande des Répertoire génerale d'anatomie et de physiologie pathologique etc. pag 226. «Considérations anatomiques et physiologiques sur la connexion du placenta avec l'uterus, sur les communications vasculaires entre ces deux organes, et le mode de circulation des fluides.» Der Verf. widerlegt Hrn. Lauth in vielen Punkten, und bewährt sich hier von neuem als tüchtigen Physiologen, dem die Wissenschaft schon vieles verdankt und von dem sie bei seinem unermüdeten Fleifse noch mehr zu erwarten hat. Der Verf. beweist hierin die blofs kiemenartige Natur der Placenta; deswegen sei ein Einsaugen der Venen in derselben nicht einmal nöthig; ein Satz, den Hr. Lauth gänzlich

läugnet, da er meint, es könnten die Venen nichts aus dem mütterlichen Blute einsaugen, da sonst aus den Oeffnungen dieser aufsaugenden Venen, welche bei der Abtrennung vom Uterus doch zerreifsen müfsten, Injectionsmasse ausfliefsen müfste. Hr. Lauth verkennt aber endlich auch noch die Andeutung der Placenta als Athmungswerkzeug ganz, und schreibt ihr nur die Einsaugungsthätigkeit des Darmkanals zu. Auf diese Kritik läfst der Verf. eine Beobachtung folgen, welche die Art und Weise, wie das Ei eigentlich im Uterus Nahrung aufsaugt, in etwas helleres Licht setzt. Er unterwarf an einem sechswöchentlichen, durch Abortus ausgestofsenen Eie die Flocken, welche das Chorion äufserlich umgaben, einer microscopischen Untersuchung, und sah diese besonders am Grunde und an der hinteren Fläche am stärksten entwickelt. Die einzelnen Fasern gingen in kleine Bulbi über, und entsprachen so den Ampullen an den Zotten der Darmhaut auf das täuschendste, und sie klebten mit dieser freien Oeffnung auf das festeste mit der Decidua zusammen, daher auch viele beim Ablösen von letzterer zerrissen (s. die beigel. Abbild.). Es bilden demnach keinesweges die Flocken, welche anfangs das Ei umgaben, späterhin die Placenta, sondern die Placenta als wahre Kieme des Embryo bildet sich weit späterhin zwischen diese Flocken hinein. Die Function dieser Sauggefäfse oder Saugfasern ist wohl die, Nahrungsstoffe, welche den lockeren Zellstoff der Tunica decidua durchdrungen, aufzunehmen, und dem Ei zuzuführen, indem sie ihn wahrscheinlich gerade innerlich durchschwitzen lassen, damit er als Fruchtwasser dem Embryo zur Nahrung diene. Beweis dafür, dafs im Ei ohne Embryo, eine Mola, sich blofs durch diese Saugfasern, ohne alle Blutgefäfse, nähren und zu einer beträchtlichen Gröfse heranwachsen kann.

2) Wie können Geburtshelfer bei Entbindungen sich gegen Ansteckung und andere

schädliche Einwirkungen schützen? Vom Prof. Dr. Osiander in Göttingen.

Ein Wort zu seiner Zeit: denn leider haben wir in den neuesten Zeiten wieder ein Paar Fälle von Ansteckungen bei Geburtshelfern erlebt, die wohl eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes wünschenswerth gemacht haben. Es ist der Geburtshelfer den Ansteckungen bei seinem Geschäfte zu sehr ausgesetzt, und um so mehr Aufforderung ist es an ihn, sich wo möglich in solchen Fällen zu schützen, was indessen gewifs nicht immer möglich ist. Man lese nur im obigen Aufsatze die Beobachtung des Hrn. Osiander, nach welcher ein Geburtshelfer, der bei schon entstandener Fäulnifs des Uterus, die bei der heifsen Jahreszeit schneller als gewöhnlich entstanden war, eine sehr schwere Wendung vornehmen mufste, nach ein Paar Tagen auf dem Rücken der Hand und über dem linken Knie furunkelartige Geschwülste bekam.

Hr. Osiander vergleicht eine solche Ansteckung mit derjenigen, welche Chirurgen und Anatomen an sich erfahren, wenn sie mit verletztem Finger die stinkende Jauche eines Cadavers oder Geschwürs berühren, oder sich mit der Nadel oder dem Scalpell verletzen. Eine deutlich nachtheilige Einwirkung der carcinomatösen Jauche kennt Hr. Osiander nicht, und stimmt hierin auch mit andern Autoritäten überein, welche das Carcinom nicht für ansteckend halten. Die Hauptgefahr, welcher indessen der Geburtshelfer sich aussetzen mufs, ist dagegen die der syphilitischen Ansteckung, die sich einige Tage nach der Entbindung an der Hand des Geburtshelfers durch ein kleines Ulcus äufsert, ganz mit den charakteristischen Erscheinungen solcher Geschwüre; von da kann sich nur die allgemeine Infection verbreiten; man hat Angina syphilitica gesehen, mit Bedrohung und wirklicher Zerstörung der Gaumen- und Nasenbeine. Als Vorsichtsmaafsregeln und Schutzmittel giebt Hr. Osiander an:

1. Vor allen nach jeder Berührung einer solchen Person das sorgfältigste Abwaschen, wobei die Seife nie fehlen darf.

2. Man untersuche so selten als möglich, und warte die Geburt unthätig ab.

3. Verbietet indessen letzteres die Pflicht, und wird thätiger Beistand erfordert, dann salbe man seine Hände recht tüchtig mit Baumöl, Talg, grauer Mercurialsalbe u. s. w. Eben so empfiehlt er, wo es möglich ist, z. B. bei Zangenentbindungen, lederne oder leinene Handschuhe, zuvor in Oel getaucht. Am meisten verspricht sich Hr. Osiander von geölter Leinwand.

4. Eine etwanige Verletzung an seiner Hand, soll der Accoucheur vorher mit einem Tropfen Wasser anfeuchten, und mit Höllenstein betupfen.

5. Endlich wird, nach vorhergegangener gewöhnlicher Reinigung, das Waschen der Hände mit Weinessig empfohlen.

3) Beobachtung einer durch die Kunst bewirkten Entbindung bei einer achtmonatlichen Schwangerschaft. Vom Prof. Vrolik in Amsterdam. Mit Abbild.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der vielbesprochenen künstlichen Frühgeburt, jener englischen Erfindung. Der vorliegende Fall lief für das Kind unglücklich aus, war dagegen für die Mutter von gar keinen Folgen. Sie wurde bei einem Becken von $3\frac{1}{2}$ Conjug. gemacht, und zwar mit Hülfe eines eigenen Instruments, einer Erfindung Vroliks, dessen er aber leicht hätte entbehren können, wäre ihm das von Wenzel, welches der Herausgeber des Journals verbessert hat, bekannt gewesen, besonders da Vroliks Erfindung einige Aehnlichkeit mit der Wenzel-Sieboldschen Nadel hat. Auch hier stellte sich jener so oft beobachtete Schüttelfrost ein Paar Tage nach geschehenem Stiche ein, und es ist merkwürdig, dafs die Person

seit diesem eingetretenen Froste das Leben und die Bewegung der Frucht nicht mehr gefühlt hat. Gewifs ein nicht genug zu beachtender Moment, der alle Aufmerksamkeit verdient. Auch in diesem Falle machte die Nachgeburt durchaus keine Schwierigkeit, sie erfolgte schnell, ohne allen Blutflufs; ein neuer Beweis, wie sehr der eifrigste Gegner, Osiander, unrecht hatte, die Schwierigkeit der Lösung dieses Theiles mit als Hauptgegengrund aufzustellen. — Uebrigens ist dieser Fall als reine Erzählung hingestellt, und wir bedauern, dafs der würdige Vrolik sich nicht näher ausgesprochen, damit wir doch die Gesinnungen der holländischen Geburtshelfer, die neulich noch die längst verabschiedete Operation der Synchondrotomie wieder hervorgesucht haben, auch in Hinsicht auf die künstliche Frühgeburt kennen lernten.

4. Kann Krankheit einer Schwangern, welche ein eingreifendes Verfahren fordert, Anzeige zur künstlichen Frühgeburt sein? Von Dr. Kelsch, erstem Hebammenlehrer in Frankfurt an der Oder.

Früher schon hat uns Hr. Kelsch in seiner Dissertation (De partu arte praematuro., Berol. 1821. 4.) einen guten Beitrag zur Lehre der künstlichen Frühgeburt geliefert. Er legt uns in vorliegendem Aufsatze einen Fall vor, der nach seiner Meinung wegen gleichzeitig mit Schwangerschaft bestehendem Brustabscesse, der während der Gravidität in Krebs überzugehen drohte, die Frühgeburt erforderte, da während der ganzen Schwangerschaft die Congestionen nach der Brust fortdauerten, die schwammigen Auswüchse täglich mehr wuchsen, und an eine Verminderung des Leidens nicht zu denken war. Der Verf. war willens, die künstliche Frühgeburt zu unternehmen, als Indication eben diesen Krankheitszustand annehmend; indessen kam die Frau von selbst um dieselbe Zeit nieder, da jene unternommen werden sollte. Ref. hält dafür, dafs man, wenn es überhaupt bei

Stel-

Stellung der Indicationen für die künstliche Frühgeburt rathsam, ja durchaus nothwendig ist, bei engem Becken recht sorgsam und genau bei der Untersuchung zu Werke zu gehen; bei Krankheitszuständen, die Anzeige zum Acc. provoq. geben möchten, wo also das Becken normal ist, noch bei weitem mehr Aufmerksamkeit auf jene verwenden müsse, ob sie auch wirklich von der Art sind, dafs sie uns berechtigen, ein so eingreifendes Verfahren anzuwenden, dessen vollkommener Nutzen doch noch nicht sattsam erwiesen ist. Die künstliche Frühgeburt ist leider in manchen Anstalten sehr oft ohne Grund gemacht worden, wo man die Indication am Becken fand: will man nun gar noch verschiedene Krankheitszustände als Indicationen aufstellen, so möchte ihr Wirkungskreis noch mehr vermehrt werden, und kein gebildeter erfahrner Geburtshelfer kann es läugnen, dafs sie gar sehr der Einschränkung bedarf.

5) Das Kindbetterinfieber, besonders nach Anleitung der in der Charité 1826 vorgekommenen Fälle desselben. Vom Regierungsrathe Dr. Neumann, Arzte an der Charité zu Berlin.

Es sind in diesem Aufsatze die Krankheitsgeschichten einer im Jahre $18\frac{2}{2}\frac{5}{6}$ in Berlin beobachteten Kindbettfieberepidemie mitgetheilt. Es kamen in einem halben Jahre im Charitékrankenhause daselbst 21 Fälle dieser so interessanten Krankheit vor, deren 14 tödtlich waren, so dafs sich die Mortalität wie 2 zu 1 verhält. In zehn Fällen zeigte sich das bekannte vielbesprochene käsige Exsudat in der Unterleibshöhle. Die Hauptmasse desselben lag allemal auf oder nahe dem Uterus, und die Hauptquelle desselben war offenbar der Theil des Peritonäums, der die inneren Geschlechtstheile umkleidet, besonders der Muttergrund selbst. Der Hr. Verf. sucht demnach das Wesen dieser Krankheit in einer Entzündung des Uterus, aber auch der andern inneren Geschlechtsorgane, jedoch nicht in einer phlegmonösen. Es war nämlich in keinem einzigen Falle die Sub-

stanz des Uterus selbst entzündet, blofs in einem das Ovarium erweitert; die Entzündung hat vielmehr allemal den erysipelatösen Charakter; sie ist eine blofs oberflächliche und die Symptome verändern sich, bei gleich grofser Gefahr, je nachdem die äufsere oder innere Fläche entzündet ist. — Unter den 14 Gestorbenen waren 3 mit der Zange entbunden, an einer die Perforation gemacht, und an einer die künstliche Frühgeburt in Anwendung gesetzt worden. — Als Vorbeugung dieser Krankheit giebt der Verf. erst mehrere Regeln, unter welchen wohl die wichtigste mit sein möchte, Vermeidung jeder unnöthigen Hand- oder Instrumentalhülfe während der Geburt. Bricht das Fieber dennoch aus, so unterscheide man folgende Fälle: 1) das Milchfieber geht in das Kindbetterinfieber über; man verhüte hier seine vollkommene Entwickelung durch Aderlafs, Blutegel und Calomel. 2) Mehrere Tage nach dem Milchfieber tritt Frost ein, wo nun die Krankheit sich entweder als Intermittens subintrans manifestirt, oder die Hitze, die dem Froste folgt, dauert in Steigerung fort, es geht rasch zur Exsudation, und ist diese einmal im Gange, so möchte die Kranke schwer zu retten sein. Im ersten Falle erfolgt dagegen nicht die exsudative Entzündung der äufseren Uterusfläche, sondern die innere ist Sitz der superficiellen Entzündung, daher das in diesem Falle charakteristische Gröfserwerden des schon contrahirten Uterus. Es mufs hier die erschöpfte Contractionskraft wieder erweckt werden, daher Chinarinde, Einreibungen in den Unterleib von Liqnor ammon. caustic. mit Kamphergeist, vielleicht auch Ratanhia, so lange noch nicht Sphacelus eingetreten. Im zweiten Falle kommt es darauf an, die Exsudation zu hemmen: Vesicatorien, Arnica, Kampher mit Calomel. — Endlich wird noch ein dritter Fall beschrieben, wo die Krankheit nicht mit Frost auftritt, sondern mit Leibschmerz, Empfindlichkeit beim Drucke, Anschwellung u. s. w., eine Form, die wenig von Enteritis abweicht. Hier die antiphlogistische Heilart, und wo sie Nutzen geleistet hat, war dieser

Fall vorhanden. — Möge dieser schätzenswerthe Beitrag zur Geschichte der fürchterlichen Krankheit seinen Zweck nicht verfehlen, und das seinige zur näheren Erkenntnifs und Bekämpfung eines Uebels beitragen, welches so hartnäckig allen Bemühungen der Aerzte widerstrebt und so schreckliche Verheerungen unter den Müttern anrichtet.

6) Gynäcologische Miscellen. Von Dr. Pagenstecher in Elberfeld.

Der Verf. erzählt uns in No. 1. über das Absterben der Kinder im Mutterleibe zwei Fälle, in welchen er durch zweckmäfsige Mittel bei Frauen, die jedesmal todte Kinder zur Welt gebracht, das Absterben derselben im Mutterleibe verhinderte, und den Müttern die Freude verschaffte, ihre Kinder lebend zur Welt zu bringen. Der Verf. suchte den Grund des Absterbens in einem Ueberwiegen des Kohlenstoffs im Abdominalblute (Leberleiden), und setzte darum eine Unfähigkeit desselben voraus, den Fötus in der Placentalrespiration zu erhalten. Eine reizlose, vegetabilische Kost, häufige Bewegung, Einreibung des Ung. ciner. mit Op. in der Lebergegend, täglicher Gebrauch, bis zum achten Monat, von zwei Theelöffeln voll Schwefelblumen und Cremor tartar. No. 2. enthält die Geschichte einer Sackwassersucht und hydatidösen Entartung des rechten Eierstocks, wahrscheinlich bedingt durch zweimal ausgeführte gewaltsame Lösung der Nachgeburt.

7) Achter Bericht über die Entbindungsanstalt der Königl. Universität zu Berlin und der damit in Verbindung stehenden Policlinik für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugeborner Kinder-Krankheiten, vom Jahre 1825. Vom Herausgeber.

Als Director einer solchen Anstalt in einer grofsen Stadt, wo so viele Fälle vorkommen müssen, beschenkt uns der Verf. alle Jahre mit dem Berichte des unter seiner Lei-

tung stehenden Instituts, welches seit seiner Begründung (1817, also bald 10 Jahre hindurch) kräftig fortgewirkt, eine immer gröfsere Ausdehnung hinsichtlich der damit bestehenden Policlinik bekommen, und so Wissenschaft und Praxis auf die gehörige Weise gefördert hat. Der Verf. begnügt sich nicht mit dem generellen Berichte des Vorgefallenen: er schickt diesen voraus, und beschreibt dann die interessanteren Fälle speciell von Monat zu Monat; auf diese Weise ist alles, was an diesem Institute vorgeht, actenmäfsig an einem Orte niedergelegt, wo es seinen Platz würdig ausfüllt; es wird nur von Leuten vom Fache gelesen und beurtheilt. Der Laie erfährt freilich nichts von dem, was ihn eigentlich auch durchaus nicht interessiren kann und er nicht versteht: nur derjenige, welchen falsche Ruhmsucht und Eitelkeit blenden, mag an solchem Orte Berichte niederlegen, wo er von den Laien bewundert und angestaunt wird, während er aber erwarten mufs, dafs der Gelehrte solche Ankündigungen ganz übergeht, ihrer nicht achtet, oder sie so beurtheilt, wie sie es in der That wohl verdienen mögen. —

Von den erzählten Fällen machen wir hier nur auf den aufmerksam, welcher die Beschreibung einer höchst merkwürdigen Nachgeburt enthält. Diese bestand nämlich aus zwei völlig getrennten Lappen mit gefurchter Oberfläche, aus deren Vereinigungsstelle seitlich die Nachgeburt hervorging. Auf der Uterinfläche befanden sich hin und wieder schwer aus der Substanz zu lösende feste kalkartige Concremente. Es ist diese Placenta in einer angehängten Abbildung dargestellt. Schade nur, dafs die chemische Beschaffenheit dieser Massen nicht näher untersucht worden ist, was für den Zoochemiker gewifs von grofsem Interesse gewesen wäre.

8) Bericht über die Vorgänge bei der Berliner Charitéanstalt im Jahre 1825. Vom Professor Dr. Kluge, Director des Instituts.

Dieser Bericht enthält mehr das Generelle der Charité-Entbindungsanstalt. Wir heben hier nur die Anwendung eines Laxans salinum bei einigen Schwangern heraus, welche ein enges Becken (Conjugat. $3\frac{1}{2}$ Zoll) hatten, und bei denen man dadurch das Gröfserwerden des Kindes verhindern wollte. Sie erhielten obiges Mittel dreimal wöchentlich in der letzten Hälfte der Schwangerschaft, und der Erfolg war entsprechend.

Der verdienstvolle Brünningshausen schlug zu ähnlichem Zwecke früher schon das Calomel vor, was indessen doch in die Vegetation des Fötus zu sehr eingreifen möchte.

No. 9. 10. 11. 12. und 13. enthält die mehr oder weniger ausführlichen Berichte der Hebammeninstitute und Entbindungsanstalten zu Breslau, Danzig, Trier, Köln und Minden vom Jahre 1825, mitgetheilt von den Vorständen dieser Institute, den Hrn. Andrée, Brunatti, Theys, Merrem und Meyer.

No. 14. endlich enthält praktische Miscellen, mitgetheilt vom Dr. Steinthal, aus englischen Journalen; also nichts eigenes.

No. 15. Litteratur. Giebt uns diesmal eine sehr reichhaltige Anzeige von Werken, nämlich: A) Lehrbücher der Geburtshülfe. B) Vermischte geburtshülfliche Schriften. C) Frauenzimmerkrankheiten. D) Kinderkrankheiten. E) Zeitschriften für Geburtshülfe. — Die meisten und wichtigsten Werke aus diesen Fächern sind hier zum Theil beurtheilt, zum Theil so ausgezogen, dafs auch der beschäftigte Praktiker und der Arzt auf dem Lande, dem das Anschaffen dieser Werke und ihr Studium aus mancherlei Gründen unmöglich ist, hier mit ihnen sich bekannt machen, das neueste daraus erfahren, und so auch in wissenschaftlicher Hinsicht hinter seinen Amtsbrüdern nicht zurückbleiben kann.

2. Bemerkungen und Erfahrungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshülfe, als wesentlicher Anhang zu seinem theoretisch-praktischen Lehrbuche der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer, von Dr. Johann Philipp Horn, ordentl. öffentl. Prof. der theoret. Geburtshülfe an der Kaiserl. Königl. Universität zu Wien. Mit zwei Kupfertafeln. Wien, 1826. 8. VI und 76 S. (18 Gr.)

Obschon diese Bemerkungen einen Anhang zu dem Lehrbuche des Verf. ausmachen sollen, so können wir sie doch auch als für sich bestehende, werthvolle, die Geburtshülfe allerdings fördernde Abhandlungen betrachten, da sie, die Abbildungen der Zange und des Hebels auf der zweiten Kupfertafel abgerechnet, nicht geradezu jenes Lehrbuch ergänzen.

Zuerst handelt der Verf. einen, neuerdings sehr häufig zur Sprache gebrachten Gegenstand ab, nämlich: das Athmen der Kinder während der Geburt, das nach ihm nicht blofs nach vorangebornem Kopfe und noch in den mütterlichen Theilen verborgenem Rumpfe, nicht blofs bei noch gänzlich im Mutterleibe eingeschlossenem Kinde, sondern auch nach vorangebornem Rumpfe und noch in den mütterlichen Theilen verborgenem Kopfe statt findet. Da die Möglichkeit, dafs Kinder, sowohl nach vorangebornem Kopfe, als auch noch völlig in der Gebärmutter eingeschlossen, jedoch bei einer fehlerhaften, die Geburt hindernden Lage, wobei der Kopf dem Muttermunde nahe, der Muttermund geöffnet, die Blase gesprungen, die Wasser abgeflossen, athmen können, jetzt allgemein als wahr anerkannt ist, so übergehen wir die in dieser Hinsicht von dem Verf. mitgetheilten Thatsachen, und bemerken nur, dafs, was andere Geburtshelfer als Ausnahmen von der Regel beobachteten, er fast bei jedem Wendungsversuche auf die Füfse, nach abgeflossenem Fruchtwasser, beobachtet haben will: er bemerkte nämlich fast jedesmal während des Ein-

führens der Hand durch die äufseren Geburtstheile und in die Gebärmutter Erscheinungen an dem Kinde, als gewaltsames Dehnen und Erheben der Brust und der Schultern, die auf starkes und tiefes Einathmen hindeuteten. (Dafs hierbei bisweilen eine Täuschung statt gefunden, möchten wir um so eher annehmen, da der Verf. aus seiner Praxis keinen Fall erwähnt, wo das Kind wirklich geschrieen, da doch Athmen ohne Schreien bei einem Kinde kaum denkbar ist!) Die Frage, ob ein Kind athmen könne, wenn nach ursprünglichen Fufs-, Knie- und Steifsgeburten, oder nach künstlich erzeugten Fufsgeburten der zuletzt kommende Kopf noch allein in dem mütterlichen Schoofse eingeschlossen ist, beantwortet der Verf. bejahend, weil er bemerkt haben will, dafs in dem Augenblicke, als er seine Hand über die Brust eines Kindes einführte, um das Gesicht in die Beckenhöhle herunterzuleiten, zumal wenn er mit einem Finger den Mund öffnete, die Brust und die Schultern des Kindes sich, wie beim Athmen, bewegten. Daher empfiehlt er auch, wenn der Kopf dem Rumpfe nicht gleich folgt, neben der an der Vorderseite der Brust eingebrachten Hand so viel Raum zu lassen, dafs die atmosphärische Luft freien Zutritt hat, um das Athmen und dadurch die Circulation durch die Lungen zu begünstigen, bis endlich unter neuem Wehendrange der Kopf geboren wird! Verhält es sich wirklich so, wie der Verf. angiebt, was wir jedoch noch vor der Hand bezweifeln müssen, weil wir bei zwei in diesen Tagen gemachten Wendungen lebend geborner Kinder, bei denen wir die Zange noch anlegen mufsten, obige Erscheinungen, obschon wir sehr auf dieselben achteten, nicht wahrnahmen, so würden viel weniger Kinder todtgeboren zur Welt kommen. Jedenfalls verdient der Verf. Dank, auf dies Verfahren, dessen Möglichkeit schon F. T. Weidmann feststellte, von neuem aufmerksam gemacht zu haben!

Seite 24 handelt der Verf. das zweckmäfsigste Verfahren ab, nicht nur bei gewöhnlichen, sondern auch bei

künstlichen, und vorzüglich bei Instrumentalgeburten das Mittelfleisch der Gebärenden gegen Einrisse zu sichern. Dieses Verfahren richtet sich ganz nach Jörg's (S. dessen Schriften zur Beförderung der Kenntnifs des Weibes und Kindes. Zweiter Theil. Leipz. 1818. S. 269.) Vorschriften, die wir hier wörtlich abgedruckt finden, und zu welchen der Verf. dann einen Commentar liefert. Der Zufall bot ihm in einer kurzen Zeit und bei einer geringen Zahl (50) von Gebärenden die verschiedenartigsten Geburten, sowohl in Ansehung der Lage der Kinder zur Geburt, als auch in Bezug auf die Nothwendigkeit und die Art und Weise ihrer Vollendung, zur Prüfung des Jörgschen Verfahrens dar; bei jeder einzelnen fand er die Wahrheit bestätigt, dafs die Lage der Gebärenden mit ausgestrecktem Schenkel in der letzten Gebustsperiode sowohl zur Erleichterung dieses letzten Aktes des Geburt, als auch zur Sicherung des Mittelfleisches die vortheilhafteste sei. Nur läfst er immer die Gebärenden mit dem Oberleibe etwas höher liegen, als mit dem Kreuze, auch das Mittelfleisch, besonders bei schweren sowohl natürlichen als künstlichen Geburten, mit einer quer über dasselbe gelegten Hand umfassen und gelinde entgegen halten, um dadurch das Hervortreten des Kopfes sicher in der Führungslinie des Beckens nach vor- und aufwärts zu begünstigen. Letzteren Handgriff empfiehlt der Verf. mit Recht als durchaus nothwendig! Die mitgetheilten Geburtsgeschichten verdienen, besonders in Hinsicht des Gebrauchs des Hebels, nachgelesen zu werden.

S. 47 kommt der Verf. zu der Beobachtung einer sechsmädigen, jedesmal im achten Monat der Schwangerschaft erfolgten Frühgeburt und Verhütung derselben in der siebenten Schwangerschaft. Ein neuer Beweis, wie sehr zuweilen die Veranlassung zu Fehl- und Frühgeburten in der fehlerhaften Lebensweise der Schwangern gegründet ist, und wie durch Verbesserung letzterer jene verhütet werden können!

Die von S. 55 an mitgetheilten Beobachtungen über die Umbeugung der schwangeren Gebärmutter sollen die in dem Lehrbuche des Verf. aufgestellten Grundsätze, als anschauliche Beispiele, erläutern. Wir bemerken nur, dafs der Verf. in zwei Fällen Shweighäuser's bekannte Methode (S. dessen Aufsätze über einige physiologische und praktische Gegenstände der Geburtshülfe. Nürnberg, 1817. S. 251.), nach welcher die Selbstreposition der schwangeren Gebärmutter bei dem Gebrauche ausleerender Mittel erfolgt, mit Glück anwandte. (Die künstliche Reponirung ist also nicht immer nöthig; je beeilter man sie anwendet, desto mehr wird sie schaden!)

Angehenden Geburtshelfern wird die am Schlusse des Werkes sich vorfindende Geburtsgeschichte eines aufserordentlich grofsen Wasserkopfes von Interesse sein. Der grofse Umfang des Schädels, obwohl durch Eintrocknung beträchtlich verkleinert, betrug 21 Zoll, dessen gerader Durchmesser $7\frac{1}{4}$ Zoll, der Querdurchmesser $7\frac{1}{2}$ Zoll, und der schiefe Durchmesser $8\frac{1}{2}$ Zoll. Die erste Kupfertafel enthält die Abbildung dieses Wasserkopfes. — Den innern Wasserkopf ungeborner Kinder will der Verf. sehr häufig in der Steyermark beobachtet haben, vorzüglich bei solchen Schwangern, welche unter dürftigen Umständen, oder von scrophulösen Müttern geboren, in ihrer Kindheit mit groben mehlichten Nahrungsmitteln gröfstentheils genährt, dann selbst von der Scrophelkrankheit befallen wurden, sich nun als Dienstboten allen äufseren schädlichen Einflüssen aussetzen, dabei dumpfe, schlecht gelüftete feuchte Gemächer bewohnen mufsten, u. s. w.

In Hinsicht der Beschreibung der Construction der Zange und des Hebels verweisen wir auf das Werk selbst, und besonders auf die sehr instructive Abbildung dieser Instrumente auf der zweiten Kupfertafel.

— o —

3. Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten; zusammengestellt von Friedrich Ludwig Meifsner, Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, academischem Privatdocenten, der naturforschenden Gesellschaft und der öconomischen Societät zu Leipzig ordentlichem Mitgliede. Erster Theil: XX und 402 S. Zweiter Theil: XII und 416 S. Dritter Theil: XIV und 402 S. Leipzig, bei Hartmann. 1826. 8. (5 Thlr.)

Bei der grofsen Anzahl von Schriften über Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, die vom Jahre 1801 bis 1825 ans Licht getreten sind, besonders aber bei der immer höher uns überströmenden Fluth von Zeitschriften, die sich alle zu verschaffen, nur Wenigen möglich, die alle zu studieren, es den Meisten an Zeit fehlen möchte, hielt es der Verf. für zweckmäfsig, das vorliegende Werk herauszugeben. Es soll dasselbe gleichsam ein Repertorium alles dessen sein, was in dem angegebenen Zeitraume die mit jenen Zweigen der Medicin sich beschäftigenden Aerzte gedacht, was sie zur Vervollkommnung dieser Zweige gethan haben. Dafs das Unternehmen des Verf. kein leichtes war, wird jedem, selbst dem in der Litteratur weniger bewanderten, einleuchten. Denn aus den einzelnen, zumal in vielen Zeitschriften zerstreut sich findenden Thatsachen und Beobachtungen ein Ganzes zu bilden, das Gute von der Schlacke zu sondern, und so ein Werk zu bilden, in welchem der beschäftigte Arzt mit geringem Zeitaufwande alle neuern Erfindungen und Beobachtungen passend zusammengestellt auffinden kann, dazu gehörte grofser Fleifs, grofse Ausdauer, die wir um so lieber anerkennen, als wir gestehen müssen, dafs der Verf. seine Absicht vollkommen erreicht hat.

Das ganze Werk ist übrigens, wie es natürlich die Umstände mit sich brachten, so, dafs wir bei der Anzeige

desselben weder recensirend, noch referirend auftreten können. Lobend haben wir im Allgemeinen das Unternehmen und das Gelingen desselben anerkannt; um aber dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen, allenthalben anzugeben, wo er dieser oder jener Meinung beitritt, oder wo er eine eigene Ansicht entwickelt, müssen wir für überflüssig halten. Noch überflüssiger aber würde eine Inhaltsanzeige sein, da wir uns dabei doch nur auf die Angabe der Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte einlassen könnten. Wir bemerken daher nur noch, dafs die Ordnung der abgehandelten Gegenstände keine chronologische ist, sondern dafs die Beobachtungen und Ansichten der verschiedenen Schriftsteller ihrer Aehnlichkeit nach zusammengestellt sind. Was jedoch die Art und Weise betrifft, wie der Verf. einen Gegenstand dem andern, eine Krankheit der andern hat folgen lassen, so wäre zu wünschen gewesen, dafs er hierbei einer strengeren, mehr systematischen Ordnung gefolgt wäre. Den ersten Theil trifft dieser Vorwurf weniger, als die beiden letzten, wie es uns denn überhaupt scheinen will, als sei der erste Theil mit ganz besonderer Vorliebe ausgearbeitet! — Die Einrichtung, dafs alle Citate und Beweisstellen im Texte blofs durch Zahlen angedeutet sind, welche auf die am Schlusse jedes Bandes angehängten Schriften sich beziehen, und dies zwar aus dem Grunde, um theils nicht durch eine Menge eingeschalteter Büchertitel das Lesen zu erschweren, und theils um Raum zu ersparen und nicht genöthigt zu sein, ein und dasselbe Journal, oder ein und dieselbe Schrift überhaupt zu oft wiederholtenmalen zu nennen, hat uns sehr gefallen.

Ein alphabetisches Sachregister würde, des leichteren Auffindens der sehr verschiedenen Gegenstände wegen, wünschenswerth gewesen sein. — Druck und Papier sind ausgezeichnet.

— o —

V.

Geburtshülfliche Notizen.

1. Prost in Vienne behandelte ein einundzwanzigjähriges Mädchen, bei welchem acht Monat nach erfolgtem Abortus die Placenta in Gestalt einer Mole mit vielem Blute abging. Bei einer andern Frau wurde die Placenta erst 103 Tage nach einer zu früh erfolgten Niederkunft ausgestofsen. (Aehnliche Fälle erzählen Morgagni, Bonnet, Mauriceau.) Prost zieht aus jenen beiden den Schlufs, dafs es rathsamer sei, die Lösung und Ausstofsung der Placenta der Natur zu überlassen, als gewaltsam sie zu entfernen, es sei denn, dafs eine heftige Blutung sich einstelle; in welchem Falle aber die Placenta immer schon von den Wänden des Uterus gelöst sei. (Journal général. Octobre 1826.)

2. Ein Fall von Graviditas interstitialis, nebst einigen Bemerkungen über diese Art von Graviditas extrauterina. Von P. Menière. — Eine einundzwanzigjährige, dem Anscheine nach gesunde Frau, welche schon Mutter eines Kindes war, bekommt plötzlich eines Morgens, bald nach dem Erwachen, einen heftigen Schmerz in der Regio hypogastrica, und einen Anfall von Ohnmacht; ihr Gesicht erblafst, ihre Extremitäten werden kalt, wenige Stunden später erfolgen einige Stühle und ein schleimiges Erbrechen. Alle versuchten Mittel, der Leidenden zu helfen, blieben fruchtlos; bald wurde die Oberfläche des ganzen Körpers eiskalt, der Schmerz, den die Kranke anfangs nur in der Regio hypogastrica fühlte, theilte sich auch den Hypochondrien mit, der Unterleib schwoll, die Respiration hörte — so zu sagen — gänzlich auf, die Arterien und Herzschläge waren unfühlbar, und die Kranke starb noch denselben Tag im vollen Gebrauche ihres Be-

wufstseins. Eine innere Verblutung vermuthend, schritt man zur Section, welche folgende Resultate gab: Alle Brust- und Baucheingeweide waren, mit Ausnahme des Magens, dessen Schleimhaut von ihrer gegen die Milz liegende Fläche verändert schien, gesund, die Darmwindungen waren durch Blutklumpen von einander getrennt, das kleine Becken und die in demselben liegenden Organe damit bedeckt. Bei der näheren Prüfung des Uterus entdeckte man am Insertionspunkte der linken Tuba eine conische Geschwulst mit abgestumpfter Spitze und breiter Basis. Sie hatte die Gröfse einer halben Nufs, bildete auf dem Seitenwinkel der Gebärmutter eine Erhabenheit von 6 bis 8 Linien, und nahm ganz den Raum zwischen der Insertion der Tuba Fallopii und dem Grunde der Höhle des Uterus ein. Bedeckt von der Bauchhaut und gebildet von einem eigenthümlichen Gewebe des Uterus, zeigte sie nach hinten hervorspringende Fungositäten, in deren Mitte man eine zerrissene, unregelmäfsige Oeffnung wahrnahm, die so grofs war, dafs eine Schreibfeder eindringen konnte. Drückte man auf die Geschwulst, so flofs Blut aus dieser Oeffnung. Ihre innere Höhle war gröfstentheils mit einem braunen, höhlenartigen, mit Blut getränkten Gewebe ausgefüllt; sie stand mit der Höhle des Uterus in gar keiner Verbindung, sondern war durch eine 4 bis 5 Linien dicke Scheidewand von dieser getrennt. Die linke Tuba safs auf der Basis der Geschwulst, und war in ihrer inneren Partie obliterirt. Im linken Ovarium entdeckte man ein seröses Säckchen, das zur Hälfte mit Flüssigkeit angefüllt und von einem gelblichen Hofe umgeben war, die rechte Tuba schien vollkommen gesund. Der Uterus war fast doppelt so grofs, als er im ungeschwängerten Zustande zu sein pflegt, die Höhle desselben vergröfsert, ihre Wände hatten etwas von ihrer Dicke verloren; sie waren weniger fest, gefäfsreicher, und rosenroth. Die innere Fläche dieser Höhle war mit einem schwammigen, gefäfsreichen Gewebe überzogen, das alle anatomischen Merkmale der Decidua Hunteri hatte, die

Höhle des Mutterhalses war mit einer gelatinösen rothen Substanz ausgefüllt, das Orificium colli uteri ein wenig geöffnet. Menière stellt diesen Fall mit den von andern Aerzten beobachteten ähnlicher Art in folgender Tabelle zusammen:

Name des Beobachters.	Datum der Bekanntmachung.	Zahl der vorhergegangenen Schwangerschaften.	Zeitraum der Graviditas extrauterina.	Krankheitsdauer.	Sitz der Krankheit.
Schmidt.	1801.	5.	6 Wochen.	5 Stunden.	Rechts.
Albers.	1811.	1.	$2\frac{1}{2}$ Monat.	18 —	Links.
Hederich.	1817.	5.	3 —	15 —	Links.
—	1821.	erste.	8 —	1 Tag.	Links.
Bellemain.	1823.	—	3 —	1 —	Links.
Dauce.	1825.	3.	3 —	26 Stunden.	Rechts.
Moulin.	1825.	3.	$2\frac{1}{2}$ —	22 —	Links.
Menière.	1825.	1.	1 —	14 —	Links.

Menière vergleicht die Erscheinungen, welche in den angeführten Fällen beobachtet wurden, und welche leider das ungenügende Resultat geben, dafs keine charakteristi-

schen Zeichen die Graviditas interstitialis andeuten, dafs die Zerreifsung des zufälligen Sackes gewöhnlich zwischen dem ersten und zweiten Monate geschieht, dafs diese entweder von selbst oder unter dem Einflusse eines Falles, Stofses — kurz einer heftigen Erschütterung erfolgt. (Archives etc. Juin 1826.)

3. Bei einer Frau, die wegen Prolapsus uteri fortwährend ein Pessarium trug, drang während eines heftigen Hustens die Gebärmutter durch die Oeffnung des Mutterkranzes. Schmerzen im Uterus und Ohnmachten bewogen die Umstehenden, Herrn Brachet herbeizurufen, der anfangs glaubte, das Pessarium sei während des Hustens fortgegangen und der Uterus ihm nachgefolgt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Uterus zurückzubringen, entdeckte Br. den Mutterkranz, welchen er nun mit Hülfe einer Schere und einer Zange stückweise entfernte, worauf die Reposition gelang. Eine Entzündung der Gebärmutter und des Bauchfells machte eine antiphlogistische Behandlung nöthig. (Journal général de méd. Juillet 1826.)

4. Zwei Fälle von einer Ruptur des Uterus finden sich in dem Repert. med. chir. di Torino 1825 pg. 60 etc. beschrieben. Den ersten erzählt L. Frank. Eine vierundvierzigjährige Frau hatte das Ende ihrer sechsten Schwangerschaft erreicht, ohne irgend welche Beschwerden empfunden zu haben. Während sich die Wehen einstellten, ward sie plötzlich ohnmächtig, erbrach, und empfand ein dehnendes Gefühl im Unterleibe. Nachdem man sich von dem Vorgange überzeugt hatte, ward die Gastrotomie gemacht, zwei Stunden nach erfolgter Ruptur des Uterus. Nach vierzig Tagen konnte die Frau ausgehen. Die Menstruation erschien späterhin regelmäfsig, und nach drei Jahren ward die Frau von einem siebenmonatlichen Kinde entbunden, das vierzehn Tage lebte. In dem andern, von Harrison beobachteten Falle, war mit dem Uterus auch

das Intestinum rectum gerissen, und der Fötus durch den After ausgestofsen worden. Nach sieben Tagen war die Frau vollkommen hergestellt.

5. Einige auf die Zurückhaltung der Placenta nach der Geburt sich beziehenden Fälle finden sich im Repert. med. chir. di Torino 1825. Malvani erzählt daselbst (pg. 155) einen Fall von einer durch partielle Contraction des Uterus entstandenen Incarceration der Placenta. Der Uterus hatte sich so um die Placenta contrahirt, dafs sie unmöglich entfernt werden konnte. Es entstand eine sehr heftige Blutung, die das Leben der dreiunddreifsigjährigen, nach dreizehnjähriger Ehe Erstgebärenden gefährdete, und erst als sich die Contraction auf den Gebrauch zweckdienlicher Mittel, namentlich eines Infus. Chamomill. beseitigte, sistirte. In demselben Journale erzählt Rossi (pg. 201) einen andern Fall, wo bei zwei aufeinander folgenden Geburten eine vollkommene Verwachsung der Placenta mit dem Uterus vorhanden war. Es entstand eine sehr bedeutende Blutung, und R. konnte die Placenta nur mit grofser Mühe nach der von Asdrubali vorgeschlagenen Methode lösen. Die Frau war achtunddreifsig Jahre alt und hatte, obschon häufigen Blutflüssen unterworfen, elf Entbindungen bis dahin glücklich überstanden.

6. Einen Fall von einer Schwangerschaft der linken Fallopischen Röhre finden wir aus dem Nuovo giornal dei Lett. n. XXII. in dem Repert. med. chir. di Torino 1825. pg. 550 mitgetheilt. Der Tod erfolgte im vierten Monate der Schwangerschaft durch Zerreifsung der Fallopischen Röhre. Der Fötus war männlichen Geschlechts. Das Volumen des Uterus war etwas beträchtlicher, als es im normalen Zustande zu sein pflegt, die rechte Fallopische Röhre war erweitert, beide Ovarien angeschwollen, und die rechte ein Corpus luteum enthaltend. An den äufseren Geschlechtstheilen war keine Veränderung bemerkbar.

7. Bar-

7. Barbotin in Bain behandelte eine Frau, bei welcher nach einer schweren Entbindung eine Entzündung und Vereiterung der Geschlechtstheile und eine solche Verschliefsung der Vagina entstand, dafs kaum eine dünne Sonde eingeführt werden konnte, und die Menstruation nicht ohne Hindernifs verlief. Nichts destoweniger wurde diese Frau zum zweitenmale schwanger. Die Verschliefsung der Scheide blieb bis zum Ende der Schwangerschaft, wo sie unter den Wehen zerrifs, und die Geburt ungehindert — ohne künstliche Hülfe — erfolgte. (Gazette de santé 25 Août 1826.)

8. Goupil verordnete das Mutterkorn nicht allein als geburtbetreibendes Mittel in mehreren Fällen mit Erfolg, sondern sah auch bei Gebärmutterflüssen nach Entbindungen eine gute Wirkung von demselben. In letztern Fällen läfst er alle zehn Minuten zwölf Gran von demselben nehmen. Soll das Mutterkorn seine Wirkung nicht verlieren, so mufs es nach Goupil in sehr trocknen Gläsern aufgehoben und hermetisch verschlossen werden. (Nouv. Bibliothèque. Juillet 1827.)

9. Nach den Untersuchungen Leveillé's besteht das Secale cornutum aus einem fortvegetirenden nicht befruchteten Ovarium und einem kleinen Pilz, der zu einer gewissen Zeit eine fette, gelbliche Flüssigkeit ausfliefsen läfst, und hierauf vertrocknet. Fällt nun gerade um diese Zeit ein starker Regen, so wird nach Baudelocque dieser Saft, gerade das Wirksame im Mutterkorn, mit weggespült, der Pilz selbst erweicht und weggeführt — und das nun gesammelte Mutterkorn ist gänzlich unwirksam, so wie auch das bei zu trocknem Wetter aufgesuchte, indem dann der Saft sehr trocken wird, und sehr leicht sich löst. Daher räth B. auch diese Substanz zu sammeln, noch ehe das Getreide geschnitten oder gar gedroschen ist. (Journ. général. Décembre 1826.)

10. Hall sieht das Mutterkorn als ein sehr wirksames Mittel bei Metrorrhagien an, meint aber zugleich, dafs es als Wehen befördernde Arznei leichter schade, als nütze, indem er wiederholt wahrgenommen, dafs es statt der Wehen grofse Unruhe im Körper verursacht, und dafs das Kind nicht selten todt zur Welt gekommen sei. (Americ. medic. Review.)

11. Chastaingt theilt mehrere Fälle mit, wo Frauen, deren Männer vor der Verheirathung an venerischen Uebeln gelitten und sich keiner gründlichen Behandlung unterzogen hatten, wiederholt vor dem sechsten Monate abortirten. Nur eine dieser Frauen gebar, nachdem sie dreimal zu früh entbunden, am Ende des neunten Monats ein schwächliches Kind, das mit Geschwüren bedeckt war, die sich der Amme, und durch diese wieder einer dritten Person mittheilten. Ch. liefs die Frauen, wie ihre Männer, eine Mercurialkur durchmachen, nach welcher sämmtliche Frauen bald schwanger geworden, und gesunde Kinder geboren haben sollen. (Nouv. Biblioth. Décembre 1826.)

VI.

Beiträge zur Gaumennath.

(Fortsetzung.)

Dritter Fall einer vollkommen gelungenen Vereinigung einer angebornen Spaltung des weichen Gaumens.

Von
Dr. J. F. Dieffenbach,
praktischem Arzte in Berlin.

Herr v. Corswant aus Pommern, 23 Jahre alt, von blühendem Ansehen und kräftiger Constitution, war mit

einer weiten Spaltung des Gaumens geboren. Die Breite derselben betrug am unteren Theile des Velums etwas über einen Zoll, nach oben endete sie sich immer mehr verschmälernd mit stumpfer Spitze. Hier standen auch die Gaumenknochen etwas auseinander; doch hatte die kurze Knochenspalte eine mehrere Linien breite häutige Einfassung.

Von Jugend auf hatte Hr. v. C. mit allen den Unannehmlichkeiten, welche diesen höhern Grad von Mifsbildung begleiten, kämpfen müssen. Getränke stiegen leicht in die Nase, er konnnte sich nicht gurgeln, auch kein Licht ausblasen. Bei weitem unangenehmer für ihn und für andere, war aber seine mifstönende Sprache.

Ungeachtet eines ziemlich hohen Grades von Furchtsamkeit, entschlofs er sich zur Operation, die mir aber, wenn ich sie auch gern unternahm, doch wenig Hoffnung für das Gelingen versprach. In Gegenwart und mit gütiger Unterstützung des Hrn. Geh. Raths Rust, des Hrn. Prof. Jüngken, der Herren Doctoren Baum, Koch u. a. machte ich dieselbe. Mit dem Abtragen der Ränder, welche mit einem Häkchen gefafst und dann durch Wegnahme eines Hautstreifens mittelst eines kleinen Messers blutig gemacht wurden, begann die Operation. Nicht ohne Schwierigkeit führte ich die Nadeln und Bleidräthe durch, drehte die zum Munde heraushängenden Enden zusammen, und schnitt dieselben dicht am Gaumen ab. Vier Ligaturen hatte ich angebracht. Die Wundränder lagen jetzt gut an einander, und der schmale sehnige Saum der Knochenspalte hatte durch den obersten Drath nicht gehörig zusammengezogen werden können. An dem entgegengesetzten unteren Theile des Gaumensegels hing die rechte schmälere Hälfte des Zäpfchens lose da, weshalb ich sie als unnütz mit der Schere abschnitt.

In den ersten vierundzwanzig Stunden nach der Operation ging alles gut; der Kranke durfte nicht sprechen und nicht schlucken, sondern mufste den Speichel aus dem Munde

abfliefsen lassen, und sich fortwährend kaltes Wasser einspritzen. Am zweiten und dritten Tage, in Zwischenräumen von acht Stunden, erforderten die örtlichen und allgemeinen entzündlichen Symptome das Ansetzen von dreimal vierundzwanzig Blutegeln an den Hals. Am dritten Tage hatte die oberste Ligatur durchgeschnitten, und eine ovale Oeffnung war an der Stelle sichtbar; der übrige Theil des Velums hing indefs noch zusammen. In der Nacht verschlimmerte sich der Zustand des Kranken bedeutend; ein sehr starker Husten, mit heftigem Fieber und Stichen in der Brust, quälten ihn fortwährend. Ein bedeutendes Aderlafs und antiphlogistische Arzneien wurden angewandt, und erst mit dem Eintritt eines reichlichen Lungenauswurfs besserte sich der Zustand.

Mittlerweile hatte auch die zweite Ligatur durchgeschnitten, wodurch die Oeffnung am knöchernen Gaumen bedeutend vergröfsert war. Kaum durfte man bei den noch immer wiederkehrenden Anfällen von Husten erwarten, dafs die untersten Ligaturen fest bleiben würden; doch als ich dieselben am sechsten Tage auszog, so hielt der Gaumen zusammen und trotzte allen Hustenanfällen, die ihn wieder zu zerreifsen drohten. Bald darauf war der junge Mann vollkommen wieder genesen.

Nach achtzehn Tagen war alle Entzündung am Gaumen verschwunden, der untere Theil des Velums gut gebildet, das Zäpfchen in der Mitte hängend, das Loch im oberen Theile aber so grofs, dafs man den Zeigefinger hätte durchführen können. Von einer abermaligen Wundmachung der Ränder und dem Anlegen neuer Ligaturen versprach ich mir bei dem hohen Grade der Spannung nichts; auch fürchtete ich neue pneumonische Zufälle.

Ich versuchte daher durch zwei Längeneinschnitte zu beiden Seiten der Oeffnung, eine Annäherung der Ränder zu bewirken. Dies hatte den gewünschten Erfolg. In die künstlichen Oeffnungen steckte ich geölte Charpiebäuschchen, die am dritten Tage durch Eiterung ausgestofsen

wurden. Die Oeffnungen waren bald durch Granulation geschlossen, und das Loch in der Mitte um den vierten Theil verkleinert. Vierzehn Tage später wiederholte ich die Durchschneidung der linken Seite des Velums, behandelte die Wunde auf gleiche Weise, und hatte binnen kurzer Zeit eine strohhalmbreite Substanzmasse gewonnen.

Jetzt endlich glaubte ich wieder einen Versuch mit Ligaturen machen zu müssen; doch geizte ich zu sehr mit der Gaumensubstanz, und schälte nur das dünne Oberhäutchen des Oeffnungsrandes aus. Dann brachte ich mittelst eines feinen geöhrten Hakens zwei Golddräthe durch, drehte diese zusammen und kniff die Enden ab. Damit die Ligaturen nichts zu halten haben möchten, durchstach ich abermals den Gaumen an der rechten Seite, und durchschnitt ihn vier bis fünf Linien vom Rande des Loches entfernt in einer halbmondförmigen, zugleich geschlängelten Linie. Nach drei Tagen hatten, aller dieser Vorkehrungen ungeachtet, die Ligaturen den oberen sehnigen Theil des Gaumens wieder durchgeschnitten, und eine kaum linienbreite Verkleinerung der Oeffnung war bewirkt worden.

Ich kann eben nicht sagen, dafs dem Kranken der Muth, und mir die Geduld verging; denn bald nachdem alles wieder fest und derb geworden war, fingen wir unser Geschäft von neuem an; dabei erklärte mir der Kranke, dafs wenn die Fäden auch noch zehnmal wieder ausrissen, so wolle er eben so oft die Operation an sich wiederholen lassen, da er sehe, dafs die Oeffnung immer kleiner werde. So viel lag ihm daran, eine ordentliche Sprache zu bekommen. — Diesmal aber erreichten wir endlich unsern Zweck vollkommen. Nachdem ich einen dicken Hautring vom Rande der Oeffnung abgetragen hatte, führte ich drei Bleidräthe, jeden nur einige Linien von dem andern entfernt, durch den Wundrand, und nachdem dieselben sehr fest zusammengedreht und abgekniffen waren, durchbohrte ich das Gaumensegel wieder an der linken Seite mit einer 1 Zoll langen Oeffnung. Schon am dritten Tage konnten die

Ligaturen herausgenommen werden, da eine vollkommene Vereinigung zu Stande gekommen war. Die künstliche Spalte schlofs sich ebenfalls nach Verlauf von vier Wochen völlig.

Schon fängt die Sprache des jungen Mannes an, sich bedeutend zu bessern; den Unterschied bemerkt man besonders bei den Gaumenlauten. Er wird regelmäfsige Sprechstunden nehmen.

Dafs es sich nicht allein mit der Operation, sondern auch mit der Heilung so verhalte, können nicht allein die bei der Operation zugegen gewesenen, sondern auch andere Aerzte bestätigen.

Die wiederholten Erzählungen von Vereinigung des gespaltenen Gaumen haben etwas Ermüdendes für den Leser, da sich die Operation um das ewige Einerlei dreht, und die Spalte bald etwas gröfser, bald etwas kleiner war. Doch da die Gaumennath so sehr selten gelingt, so halte ich es für nicht überflüssig, die Fälle einzeln zu beschreiben. Der hier so eben erzählte Fall hat manches Eigenthümliche, und wegen der theilweisen Trennung der Gaumenknochen einige Aehnlichkeit mit dem von Roux [1]) beobachteten, nur war dort die Knochenspalte länger, weshalb auch nur die Spaltung des Velums gehoben werden konnte.

Was nun die Vortheile der Anwendung des Bleidraths zur Gaumennath betrifft, so habe ich diese schon in einer früheren Mittheilung auseinandergesetzt, hier mache ich nur darauf aufmerksam, dafs Seiteneinschnitte durch die ganze Dicke des Velums, auch dann wenn eine Spalte oder eine runde Oeffnung durch Ligaturen hinlänglich zusammengezogen werden kann, gewifs das allerwesentlichste sind, um dem Durchschneiden vorzubeugen; dann dient das Loch auch als Athmungsöffnung, indem nämlich die Luft frei durch-

---

1) Roux Mémoire sur la Staphyloraphie etc. Paris 1822.

strömt, drängt sie sich nicht durch die junge Nath und durch den engen Weg welchen die Geschwulst des Velums zwischen sich und der Zungenwurzel läfst. Vielleicht wird man meinen Vorschlag befolgen, und dadurch öfter einen glücklichern Ausgang dieser sonst so ungewissen Operation herbeiführen. Dafs die künstliche Oeffnung ungeschlossen bleibe, hat man nicht zu fürchten; ich habe diese seitlichen Einschnitte bisweilen so grofs gemacht, dafs man den Daumen durchstecken konnte, und dennoch schlossen sich dieselben ohne alle Nachhülfe in der kürzesten Zeit.

Ueber die kleineren Löcher des Gaumens bemerke ich noch, dafs dieselben nicht gar leicht durch Betupfen der Ränder mit beizenden oder Granulation hervorrufenden Mitteln zum Schliefsen gebracht werden können; das Nämliche möchte ich von der Scarification sagen: es scheint, als wenn alle diese Hülfen die Schleimhautbedeckung des Randes der Oeffnung einschrumpfen machten und sie, statt sie aufzulockern, nur verdichteten. Auch für diese Fälle empfehle ich Seiteneinschnitte, das Ausschälen des Randes und das Anlegen einer Ligatur. Läfst man sich aber nur Zeit, so schliefsen sie sich oft ohne alle Kunsthülfe.

VII.

Chirurgische Schriften.

1. De la Lithotritie, ou Broiement de la pierre dans la vessie; par le Docteur Civiale. Avec cinq Planches. Ouvrage dédié et présenté au Roi. A Paris chez Béchet jeune. 1827. 8. LX und 254 S.

Alle Nachrichten, die wir bis jetzt über die geniale Methode Civiale's, die Steine in der Blase zu zerbrechen und so die Operation des Steinschnitts in vielen Fällen entbehrlich zu machen, besafsen, waren dürftig; denn sie beruhten theils auf den Mittheilungen solcher, welche Ci-

viale selbst operiren sahen (S. Fr. Seifert über die neue französische Methode, Blasensteine ohne Steinschnitt zu entfernen, Greifswalde 1826., und Kranichfeld's Abhandlung in Rust's Magazin.), theils auf der Bekanntmachung des Berichtes, welchen Percy der Academie der Wissenschaften über die neue Methode machte, und endlich auf den Erzählungen von Beobachtungen über Kranke, welche Civiale operirte (S. Harveng in den Heidelberger klinischen Annalen. Jahrg. I. Heft 3. — Rittler de methodo lithontriptica seu de methodo calculum removendi sine operatione cruenta. Jenae 1825. 4. Mit 1 Kupfer. — Bellinaye on the removal of Stone etc. Together with a description and plates of the instruments invented by Civiale. London 1825. — v. Froriep's Notizen. 1825. No. 249.). Dürftig nennen wir alle diese Nachrichten, weil sie nicht von Civiale selbst ausgingen, und weil sie, besonders in Hinsicht der Beschreibungen und Abbildungen der Civialeschen Instrumente, meistens an sich falsch waren, wie jedem, der die Abbildungen in dem vor uns liegenden Werke mit jenen von Harveng und selbst zum grofsen Theil von Seifert bekannt gemachten vergleicht, in die Augen springen wird. Dafs aber gerade in der richtigen Construction der Instrumente bei dieser Operation die Hauptsache liegt, dafs oft eine kleine, anscheinend unbedeutende Abänderung an denselben sie um vieles brauchbarer macht, ist schon a priori keinem Zweifel unterworfen, man wird sich aber noch mehr von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen, wenn man das dritte Kapitel, die Geschichte dieser Operation enthaltend, mit Aufmerksamkeit liest. Civiale verdient daher für die endliche Herausgabe dieser Schrift, auf welche er allerdings hat lange warten lassen, unsern wärmsten Dank, und hoffentlich veranlafst sie nun auch uns Deutsche, diese Methode näher zu prüfen und bei Steinkranken in Ausübung zu bringen. Leider möchte nur der hohe Preis der Instrumente (wir haben gehört 3 bis 400 Thlr.) die Wundärzte davon zurück-

schrecken, denn an der Ausführbarkeit dieser Methode selbst kann niemand, der sich mit den von Civiale bekannt gemachten glänzenden Resultaten derselben nur einigermaafsen befreundet, zweifeln!

Wir kommen nun zu der Anzeige des, allerdings mit vielem Selbstgefühl geschriebenen, von eitler Prahlerei jedoch fernen Werkes selbst, und bemerken nur noch, dafs wir uns dabei auf die Beschreibung und nähere Erörterung der Civialeschen Instrumente nicht einlassen werden, denn zu einer Uebersetzung der natürlich weitläuftigen und sehr ins Detail gehenden Beschreibung bieten diese Annalen keinen Platz, und wollten wir auch darüber hinwegsehen, so würde doch die blofse Beschreibung ohne Einsicht in die erforderlichen zahlreichen Abbildungen völlig nutzlos sein.

In der Einleitung bemüht sich der Verf. zu beweisen, dafs die lithontriptischen Mittel bisher ohne allen Erfolg angewandt worden wären, und dafs sich auch nicht erwarten liefse, je von denselben einen reellen Nutzen zu sehen, so wie dafs die Operation des Steinschnitts, deren Geschichtliches nicht ganz aufser Acht gelassen wird, selbst ganz abgesehen von den verschiedenen Methoden, immer mit grofsen Gefahren verbunden sei. Abgesehen von der Möglichkeit der Verletzung einer wichtigen Arterie oder aber, bei der Operatio hypogastrica, des Bauchfells, erwähnt er folgender drei oft einen bösen Ausgang befördernder Ursachen: Entzündung der Blase, Entzündung der Nieren, und Eiterdepots im Zellgewebe des Beckens, von welchen die mittlere wohl eigentlich nicht hierher gehören möchte, da sie vielmehr mit der Steinerzeugung selbst im Causalnexus steht. Aufserdem berührt er noch folgende Momente: Convulsionen während und nach der Operation, Mifsverhältnifs zwischen der Gröfse des Steins und der Weite der gemachten Oeffnung, Zahl der vorhandenen Steine, Einsackung derselben u. s. w., die wir als hinreichend bekannt übergehen. Aus einer Zusammenstellung der mehr oder weniger günstigen Resultate, welche die verschiedensten

Operateurs bei den Steinschnitten, die sie machten, erhielten, glaubt der Verf. schliefsen zu können, dafs alle Methoden fast dasselbe Resultat gewähren, und dafs alle Vervollkommnungen und Modificationen nur wenig zur Verringerung der Gefahr beitragen; eine Behauptung, die offenbar übertrieben ist und die uns nur deswegen hingestellt zu sein scheint, um des Verf. Erfindung in ein desto glänzenderes Licht zu stellen!

Im ersten Kapitel spricht der Verf. von den Harnsteinen im Allgemeinen, besonders von der physischen Beschaffenheit derselben. Da das meiste, was er anführt, bekannt ist, so wollen wir nur einiges herausheben. Ein schnelles Zunehmen der Steine soll fast gewifs darauf hindeuten, dafs der Stein aus phosphorsaurem Kalk besteht, und dafs er sehr zerreiblich ist. Sind mehrere Steine in der Blase, so bestehen sie aus Harnsäure. Vor dem vierten Lebensjahre sind sie selten, vom vierten bis zum neunten Jahre sehr häufig, in späteren Jahren seltener (?). Die Aetiologie der Steinerzeugung wird sehr oberflächlich abgehandelt. — Das zweite Kapitel, über die Wirkung der Steine auf die thierische Oeconomie, enthält nur das hierüber Bekannte. — Im dritten Kapitel kommt der Verf. zur Geschichte der Lithotritie. Schon im Jahre 1817, nachdem er sich lange Zeit mit dem Studium des Steinschnitts beschäftigt hatte, dachte er über die Möglichkeit nach, die Blasensteine ohne Schnitt zu entfernen. Es handelte sich um die Erfindung zweier Instrumente, des einen, um den Stein festzuhalten und zu zerbrechen, damit man aus den Abgängen die Natur desselben erkennen könnte, und des andern, um den Stein zu isoliren und die Blase vor der Einwirkung der Reagentien zu schützen. Die bedeutenden Ausgaben, die das Anfertigen dieser sehr complicirten Instrumente veranlassen mufste, bewogen den Verf. im Juli 1818, sich wegen einer Unterstützung mit Geld an den Minister des Innern zu wenden. Die eingereichte Denkschrift, der eine Abbildung von drei Instrumenten beigefügt

war, wurde der Pariser Academie übergeben, welche den Herren Percy und Chaussier den Auftrag ertheilte, darüber zu berichten; diese hielten es jedoch noch nicht für nöthig, einen Rapport abzufassen, und der Verf. bekam also auch keine Unterstützung vom Minister. (Die damals vorgeschlagenen Instrumente liegen übrigens den jetzigen zum Grunde.) Nun sah sich der Verf. genöthigt, entweder sein Vorhaben aufzugeben, oder dasselbe mit einigen Aufopferungen von Seiten seiner Familie zu verfolgen. Rühmlicherweise wählte er das letztere, und liefs sich im Anfange des Jahres 1819 das erste und complicirteste seiner Instrumente, nämlich dasjenige, welches zum Zweck hatte, grofse Steine zu fassen, anfertigen. Trotz der Geschicklichkeit des Arbeiters wurde es nicht ganz vollendet, jedoch so weit, dafs der Verf. damit Versuche am Cadaver machen konnte. Diese Versuche fielen aber nicht befriedigend aus, denn es war nicht möglich den Stein zu fixiren, weil die Arme des Instruments zu schwach und der sie bewegende Mechanismus falsch waren. Ueberzeugt aber, dafs sich diesen Fehlern würde abhelfen lassen, ging er zum zweiten Instrument, welches eine Tasche in der Blase für den Stein bilden sollte, über. Er sah bald ein, dafs es durchaus kein Gewebe gäbe, was den in die Blase gespritzten Säuren und Alkalien Widerstand leisten könne, und dafs sich aus Metallen keine Tasche machen liefse; er ging also von diesem Vorhaben ab, und beschäftigte sich nun mit dem dritten Instrumente zum Ergreifen und Zerbröckeln der kleinen Steine. Obgleich letzteres einfacher war, als das erste, so wurde es doch schlecht gemacht, denn einer der Arme brach schon beim zweiten Versuche, den Civiale damit am Cadaver machte, und der Lithotriteur selbst wirkte zu wenig auf den Stein. Ehe dasselbe den Wünschen des Verf. völlig entsprach, mufste es zu verschiedenenmalen verändert werden. Nun suchte er auch eine Kurbel anzubringen, um eine gleichmäfsigere Reibung des Instruments gegen den Stein, als mit der blofsen Hand möglich war,

hervorzubringen. Versuche an Thieren, die allerdings mit vielen Schwierigkeiten verknüpft waren, überzeugten ihn hinlänglich von der Geringfügigkeit der damit verknüpften Schmerzen, so wie von der Gefahrlosigkeit für die Blase. Im Anfange des Jahres 1822 kam der Verf. auf die Idee, dem Lithotriteur eine leichte Excentricität zu geben; die Resultate, die diese Veränderung hervorbrachte, waren sehr befriedigend, denn es widerstand nun kein noch so harter Stein mehr der Kraft des Instruments. Am Ende des Jahres 1823 endlich, nachdem Civiale noch mehrere Veränderungen angebracht, und nachdem er fünf Jahre dieser Arbeit gewidmet hatte, war der Instrumentenapparat, der aus zweiundvierzig Stücken bestand, fertig, einfach seiner Natur nach, aber complicirt wegen der Veränderungen, welche die Verschiedenheit der Form, der Gröfse und der Härte der Steine, so wie die verschiedene Disposition der Theile, mit welchen er in Berührung kam, erforderten. Im Jahre 1824 bot sich dem Verf. die längst gewünschte Gelegenheit dar, an Lebenden seine Instrumente zu versuchen. Er operirte in Gegenwart der Commissarien der Académie royale des sciences, nämlich der Herren Chaussier und Percy, welche in ihrem Rapport erklärten, die Erfindung Civiale's sei ruhmvoll für die französische Chirurgie, ehrenvoll für ihren Erfinder, und trostreich für die Menschheit! (Dies ist der wesentliche Inhalt des dritten Kapitels, den wir deswegen so ausführlich mittheilten, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Civiale zu kämpfen hatte, aber auch mit welcher Beharrlichkeit er sein sich einmal vorgestecktes Ziel verfolgte. Hätte er aber die Geschichte dieser Operation vollständig abhandeln wollen, so war hier der Ort, der Veränderungen zu erwähnen, welche Leroy, Amussat, Lukens, Weifs, Meirieu und Heurteloup an seinen Instrumenten machen liefsen, dann aber hätte er auch andern, namentlich Leroy, der nicht ein blofser Nachahmer seiner Instrumente ist, einiges Verdienst überlassen müssen, und das scheint sich mit sei-

nem Stolze nicht zu vertragen. Daher erwähnt er dieser erst späterhin beiläufig in einer Anmerkung. Rec.)

Im vierten Kapitel spricht der Verf. von der Beschaffenheit der Harnröhre, und im fünften von dem Catheterisiren mit geraden Sonden. Der Wundarzt stellt sich bei diesem Operationsact auf die rechte Seite des Kranken oder zwischen die Beine desselben, er bringt die Ruthe in eine parallele Richtung mit den leicht gebogenen Schenkeln, führt das Instrument ein und kommt mit Leichtigkeit bis zur Symphyse der Schaambeine; nun senkt er die Ruthe noch mehr und erhebt den Schnabel des Instrumentes, der leicht die Pars membranacea durchdringt und bis zur Prostata gelangt. Ist diese gesund, so senkt man blofs etwas die Hand und hebt die Spitze des Instruments in die Höhe, worauf die Sonde in die Blase dringt. Ist sie aber angeschwollen, so senkt man nicht eher (?) die Hand, als bis man zur Mitte der Portio prostatica gelangt ist; den Schnabel mufs man immer an der oberen Wand der Harnröhre wegschlüpfen lassen; eine dicke Sonde dringt übrigens leichter ein, als eine dünne. Für leicht hält jedoch Civiale selbst dieses Catheterisiren nicht, und verwirft es ganz, wenn es sich darum handelt die Existenz eines Steines zu constatiren, wobei man sich immer der gewöhnlichen krummen Sonden bedienen soll, die eben ihrer Krümmung wegen gestatten, die Blase nach allen Richtungen hin zu untersuchen.

Das sechste und siebente Kapitel, in welchen der Instrumentenapparat und das operative Verfahren mit demselben näher beschrieben werden, müssen wir bitten nachzulesen. Eben so wenig können wir aus dem achten Kapitel, in welchem der Verf. die Application seiner Methode durch sehr viele Beispiele erläutert, etwas mittheilen, da das Wiedererzählen einzelner Krankengeschichten hier nicht passend sein würde. Für denjenigen aber, der sich mit dieser Methode recht vertraut machen will, ist das Studium dieser Krankengeschichten gerade das Wichtigste

im ganzen Buche, weil sie am besten zeigen, welche zahlreichen Modificationen bei den verschiedenen Fällen vorkommen können. Die Beobachtungen selbst sind in drei Klassen getheilt. In der ersten kommen nur die Geschichten von solchen Kranken vor, die unter sehr günstigen Umständen operirt wurden; in der zweiten die von solchen, bei denen die Krankheit schon so weit vorgeschritten war, dafs sie die Operation erschwerende Complicationen darbot; in der dritten endlich lauter solche Fälle, wo die Application dieser Methode unmöglich war. Aus den in der letzten Klasse aufgestellten Beobachtungen geht hervor, dafs die Lithotritie contraindicirt ist, wenn der Kranke schon sehr lange an Steinschmerzen, in deren Folge Desorganisationen entstanden sind, gelitten hat; wenn die Nieren krank sind; wenn sehr viele Steine vorhanden sind; wenn man einen Stein, selbst nur von mittlerer Gröfse, nicht fassen kann, weil die Blase zu wenig Capacität besitzt, oder die Prostata zu grofs ist, oder das Subject zu irritabel ist; wenn der Stein an sich zu grofs ist; wenn er in der Harnröhre seinen Sitz hat; wenn Exostosen am Schaambogen, Hypospadie und dergleichen Bildungsfehler vorhanden sind; und wenn der Kern des Steines aus fremden Körpern besteht, die man unmöglich zerstückeln kann. Da, wo der Verf. von den sehr grofsen Steinen spricht, empfiehlt er ein auf der fünften Tafel abgebildetes Instrument, dessen man sich zum Zerbrechen derselben nach gemachtem Steinschnitt bedienen soll, weil er die vielfache Application der gewöhnlichen Zangen in dergleichen Fällen, und das gewifs mit Recht, tadelt. Nach dem Steinschnitt mit der hohen Geräthschaft räth er, einen elastischen Catheter durch die Harnröhre einzubringen!

Im neunten Kapitel begegnet Civiale den Einwürfen, die man seiner neuen Methode gemacht hat. Bei diesen wollen wir uns etwas aufhalten. Seine Instrumente sollen zu dick sein, da sie aber nur 2 bis 4 Linien im Durchmesser betragen, so entsprechen sie der Weite der

Harnröhre. Dafs seine Instrumente nicht zerbrechlich sind, hat ihm die Erfahrung hinlänglich bewiesen, so wie, dafs er nie damit die Blase verletzen kann. Etwas Uebung gehört freilich dazu, bevor es gelingt, den Stein mit Leichtigkeit zu fassen. Die Schmerzen, welche die Operation begleiten, sind unbedeutend. Hat ein selbst grofser Stein noch keine bedeutenden Desorganisationen hervorgebracht, so kann man sich der Lithotritie bedienen. Dafs der Verf. mittelst seiner Methode alle Steinfragmente entferne, beweisen die mitgetheilten Krankengeschichten aufs deutlichste; die Schmerzen in der Blase hören immer erst ganz auf, wenn die letzten, selbst kleinsten Fragmente aus derselben entfernt sind. Anschwellungen der Vorsteherdrüse machen die Lithotritie nicht unmöglich, sie erschweren dieselbe nur, was auch aus den hier erzählten Fällen hervorgeht. Eine Anschwellung der Hoden folgt bisweilen dieser Operation, sie kommt aber auch ohne dieselbe bisweilen vor, so dafs der Causalnexus zwischen beiden dem Verf. nicht ausgemacht zu sein scheint. Auch bei Kindern ist seine Methode anwendbar, er bedient sich dann eines Instrumentes von zwei Linien im Durchmesser; das Einbringen eines geraden Instruments bei Kindern soll nicht schwer sein, weil die Portio prostatica keine Schwierigkeiten darbietet. Das wiederholte Einbringen von Instrumenten in die Blase schadet nichts; Civiale beobachtete, dafs die Schmerzen bei jeder Sitzung geringer wurden, er glaubt, die Blase gewöhne sich an die Gegenwart der Instrumente, wie die Harnröhre an den Aufenthalt der Sonden. Dafs die Application der Lithotritie nicht mit Gefahr verknüpft sei, sucht er besonders aus den hier erzählten Fällen, in welchen Leroy und Heurteloup mit schlechten Instrumenten operirten, zu beweisen. Der Haupteinwurf, den man seiner Methode gemacht hat, besteht übrigens in dem häufigen Vorkommen von Verengerungen in der Harnröhre, die er selbst jedoch als kein Hindernifs ansieht; nur, sagt er, ist die Behandlung derselben die Vorbereitungs-

kur zur Application der Lithotritie. Da diese aber von grofser Wichtigkeit ist, so beschäftigt er sich mit derselben noch besonders im letzten oder zehnten Kapitel. Der spasmodischen Stricturen gedenkt er nur mit wenigen Worten; länger hält er sich bei den permanenten oder bei denen, welche durch Alteration des Gewebes hervorgebracht sind, auf. Derjenige Theil der Harnröhre, an welchem diese Stricturen sitzen, soll auch die gereizte Stelle beim Tripper gewesen sein und diejenige, auf welche die Muskeln des Mittelfleisches direct durch die Erection, Ejaculation und Emission des Urins wirkten. Die Anwendung der Bougies, der metallenen Sonden, der conischen Sonden, der allmähligen Erweiterung durch Aufblasen und Einspritzen, tadelt er, und bleibt bei der Application der Aetzmittel stehen. Die Huntersche Methode, so wie die verschiedenen Modificationen derselben von Home, Petit und andern genügen ihm nicht, eben so wenig die Ducampsche, die neuerlich so viel Aufsehen machte. An letzterer tadelt er besonders, dafs sie nicht immer einen genauen Abdruck der Strictur liefere, zumal wenn diese unter dem Schaambeinbogen ihren Sitz habe, und dafs nur selten das mit Höllenstein bewaffnete Röhrchen, aus dem als Leiter dienenden Cylinder herausgehend, in die Strictur dringe. Hat es der Verf. mit einer langen und callösen Strictur zu thun, so rollt er das untere Ende einer Bougie in gepulvertem Höllenstein und bringt dieselbe mittelst eines Conductors ein; ist er überzeugt, dafs das Ende der Bougie die Strictur passirt hat, so läfst er es fünfundzwanzig Secunden daselbst. Hat die Strictur ihren gewöhnlichen Sitz, nämlich am hinteren Theile der Pars bulbosa der Harnröhre, so bedient sich Civiale folgender, anscheinend sehr zweckmäfsigen Methode: Er schneidet ein 1 Zoll langes Stück von einer Bougie ab; ein Porte-caustique nach der Ducampschen Art, mit zwei Paar Schrauben versehen, nimmt beide Enden der Bougie auf, die er mittelst eines Conductors einbringt; der Porte-caustique kann nicht heraus-

ausgehen, ohne dafs das einen Zoll lange Stück Bougie die Strictur passirt hat. Auf diese Art glaubt er gewifs zu sein, dafs das Aetzmittel nur auf das Hindernifs wirkt, und zwar vom Mittelpunkt nach aufsen. Bisweilen macht die Biegsamkeit der Bougie das Einbringen unmöglich, alsdann bedient er sich eines soliden Porte-caustique, das aus zwei beweglichen Stücken besteht. Beide Instrumente sind auf der ersten Kupfertafel abgebildet. Bieten sich aber zu grofse Schwierigkeiten dar, so wendet er den forcirten Catheterismus an, oder das Aetzmittel nach Hunter's Methode. Hat die Verengerung ihren Sitz im Meatus urinarius, so macht er mit einem kleinen Instrumente, das er Urethrotome nennt, dessen Klinge verborgen ist, einen Einschnitt.

Die diesem interessanten Werke beigefügten Steindrucktafeln sind sehr schön, und sehr instructiv. Auf einem besonderen Blatte finden wir noch eine analytische Tabelle aller der Operationen, die Civiale nach seiner Methode verrichtet hat. Die Operationen sind nach der Reihe, wie sie gemacht wurden, aufgeführt. Es sind im Ganzen dreiundvierzig. Alle Operirten, bis auf einen, wurden geheilt. Diejenigen, welche einige Zeit nach der vollendeten Operation starben, erlagen Krankheiten, die nicht mit der Operation in Zusammenhang standen; wurde die Section gemacht, was in den meisten Fällen geschah, so ergab sich, dafs die Blase gesund war, und dafs sich auch nicht das geringste Fragment eines Steins in derselben befand. — Am Schlusse des Werkes ist endlich noch der Bericht von Chaussier und Percy an die Académie royale des Sciences über Civiale's Erfindung, so wie ein Auszug aus den Arbeiten derselben Academie, vom Jahre 1824, vom Baron Cuvier über denselben Gegenstand, abgedruckt, die wir füglich mit Stillschweigen übergehen können, da sie hinlänglich bekannt sind, und da sie nichts enthalten, was nicht schon der Verf. in seinem Werke selbst berührt hätte. — Die Academie hat übrigens, wie wir in der Vorrede erfahren, dem Hrn. Civiale zur Aufmunterung (à titre d'en-

couragement) im Jahre 1826 eine Summe von 6000 Franken übermacht.

— o —

---

2. Eine Kritik der Civialeschen Methode, den Blasenstein zu zerssören, hat einer der erfahrensten deutschen Chirurgen, Vincenz Ritter v. Kern in Wien, der viele hundert Steinkranke theils zu untersuchen, theils zu behandeln Gelegenheit hatte, und von dem wir eine grofse umfassende Monographie des Blasenschnittes zu erwarten haben, unter folgendem Titel gegeben:

Bemerkungen über die neue von Civiale und le Roy verübte (geübte) Methode, die Steine in der Harnblase zu zermalmen und auszuziehen; von Vincenz Ritter v. Kern. Wien, 1826. 8. 23 S.

Da es der Raum der Annalen nicht gestattet, eine Kritik dieser Kritik zu geben, so wird es genug sein zu bemerken, dafs v. Kern kein Laudator temporis praesentis ist, sondern dafs er glaubt, diese neue Methode gewähre keinen Gewinn für Kunst und Menschheit, und bleibe selbst in jenen Fällen, wo die Nützlichkeit derselben von dem Erfinder so sehr angepriesen wird, bei kleinen und lockern Blasensteinen, in Hinsicht der Leichtigkeit, Sicherheit, Schmerz- und Gefahrlosigkeit, weit hinter dem gewöhnlichen Blasenschnitte zurück. — Ueber die Vollkommenheit der jetzt üblichen Methoden des Steinschnittes die Civialesche Methode nicht zu übersehen, und durch einseitige Anpreisung und Anwendung dieser neuen Methode den seit beinahe 2000 Jahren geübten Blasenschnitt nicht zu vergessen, überhaupt das Kind mit dem Bade nicht auszuschütten, das ist wohl der sicherste Weg, das vorgesteckte Ziel nicht zu verfehlen.

v. A.

---

3. Mémoire sur l'Hyponarthécie, ou sur le traitement des fractures par la planchette, avec une nouvelle manière de la suspendre et d'y assujétir les membres, et la description d'un appareil particulier; par Matthias Mayor, D. M. Chirurgien de l'Hôpital du Canton de Vaud, membre du conseil du même canton etc. Paris, Gabon et Comp. Genève, Barbezat et Delarue. 1827. 8. Avec 2 planch. 68 S.

Eine deutsche Erfindung (die Sautersche Schwebemaschine zur Heilung der Fracturen der unteren Extremität) kommt durch die eben angezeigte Schrift, mit neuem Namen belegt, aus Frankreich zu uns zurück! Das neue Wort (aus ὑπο ἀρθρὸν und θήκη falsch zusammengesetzt) bedeutet, wie es auch der Verf. auf dem Titel angegeben hat, nichts anders als die Unterlage unter ein Glied (Brettchen, Planchette), oder vielmehr die Kunst, eine Unterlage unter ein Glied zu machen, was Dr. Mayor als die Hauptsache anzusehen scheint, nicht bedenkend, dafs nicht die Unterlage unter die kranke Extremität, sondern erst das Aufhängen der Unterlage, das Brettchen, die Eigenthümlichkeit seiner neuen, oder vielmehr der Sauterschen alten Methode ist, wonach auch wohl die Benennung der Methode einzurichten war, wenn nun einmal ein neuer Name gegeben werden mufste! Dr. Mayor hat schon vor Jahren das Sautersche Werk unter folgendem Titel übersetzt: «Instruction pour traiter sans attelles, les fractures des extrémités, d'après la methode inventée par le Dr. Sauter, traduction libre de l'Allemand faite par le Dr. Mayor. Paris et Genève. 8. 1813.«, und läfst auch diesem bekannten deutschen Arzte und Wundarzte die Ehre der Hyponarthécie, welche er seit einer Reihe von Jahren in dem ihm anvertrauten Hospitale mit dem schönsten Erfolg erprobt hat. Die Ursache die ihn bewog, jetzt wieder mit der Bekanntmachung dieser Methode hervorzutreten, war die, dafs ein englischer Arzt Todd, der lange als Marine-

arzt gedient hatte, ihn aufforderte, den von ihm modificirten Sauterschen Schwebeapparat an die englische Admiralität mit einer Anweisung einzuschicken, um ihn, seiner Bequemlichkeit halber, bei der englischen Flotte einzuführen; auch besorgte Dr. Mayor durch den unermüdeten Eynard zu Genf eine neugriechische Uebersetzung dieser kleinen Schrift, um durch dieselbe den Gebrauch der Hyponarthécie auch in Griechenland zu verbreiten. Was die Veränderungen betrifft, welche Dr. Mayor nach und nach an der Sauterschen Schwebemaschine angebracht hat, so sind dieselben sehr zweckmäfsig; eine Beschreibung derselben würde jedoch hier nicht an ihrer Stelle, und ohne erläuternde bildliche Darstellung unverständlich sein.

v. A.

---

4. Ueber die Handlungsweise bei Absetzung der Glieder. Von Dr. Vincenz Ritter v. Kern, Professor der Chirurgie an der Universität zu Wien. Zweite Auflage. Wien, 1826. 8. Gedruckt bei P. P. Mechitoristen. Mit einer Kupfertafel. 91 S.

Die Tendenz und der Gehalt der angezeigten Schrift ist dem chirurgischen Publikum Deutschlands sattsam bekannt, und v. Kern's Verdienste um manche Vervollkommnungen in der wichtigen Lehre von den Amputationen allgemein anerkannt. Diese zweite Auflage ist ein Beweis, welchen grofsen Eingang v. Kern's Ansichten gefunden haben; sie sind das Resultat einer vieljährigen Erfahrung.

v. A.

---

5. Beschreibung eines neu erfundenen, in England patentirten Instrumentes zum Ausziehen der

Zähne, so wie auch einer neuen patentirten Methode, künstliche Zähne zu befestigen; von J. P. De la Fons, Zahnarzt in London. Aus dem Englischen von Dr. F. A. Wiese. Mit drei Kupfertafeln. Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. 1827. 8. IV u 52 S. (12 Gr.)

Trotz dem, dafs der Verf. in der Vorrede sagt, die einfache Angabe des Gegenstandes würde hinreichend sein, demselben einen sehr allgemeinen Beifall und Schutz zuzusichern, so hat er es doch bei der einfachen Angabe, d. h. bei der blofsen Beschreibung seines Instruments und seiner Methode, nicht bewenden lassen, vielmehr eine Art von Einleitung vorausgeschickt, in welcher er erst Bruchstücke über den Ursprung der Anatomie und Pathologie bei den Chaldäern, Aegyptiern, Griechen und Römern liefert, und dann zeigt, von welcher Wichtigkeit die Verrichtung der Zähne für den Organismus sei. Diese, die ersten 16 Seiten anfüllende Einleitung hätte füglich unübersetzt bleiben können; wie denn überhaupt das Ganze sich mehr zu einer Mittheilung in irgend einem Journale geeignet haben würde!

Nachdem der Verf. die gewöhnliche Zahnzange und den Schlüssel, als zum Ausziehen der Zähne untaugliche Instrumente genannt und seine Gründe dafür, die wir hier jedoch auf sich beruhen lassen wollen, angegeben hat, kommt er S. 25 zu der Beschreibung seines Instruments. An den Griffen ist dasselbe wie eine Zahnzange gebildet; auf der einen Seite läuft es in eine Klaue und auf der andern in ein Polster aus, das sich frei auf einem Centrum bewegt, so dafs es sich von selbst den Theilen anpassen kann, welche man zum Stützpunkt wählt. Dieses Centrum besteht in einer Schraube, welche den Vortheil gewährt, dafs der Operateur das Polster nach seinem Gefallen emporheben oder herablassen kann, wodurch er in den Stand gesetzt wird, das Centrum der Wirkung zu verändern, um den nöthigen Erfordernissen des jedesmaligen Falles zu

begegnen. An den Polsterarm ist vermittelst einer Feder eine bewegliche Klaue befestigt. Diese Klaue wird, indem man ganz einfach die Hand schliefst, und jene zugleich nach der Polsterseite des Instruments hinbewegt, mit dem Zahne nach oben gedrängt. Beim Gebrauche des Instruments hat man blofs darauf zu sehen, dafs man den Zahn mit einer festen Hand hält, indem man ihn so lange nach der Polsterseite hindrückt, bis derselbe locker geworden ist, worauf man die Hand in perpendiculärer Richtung hebt, ohne die geringste Gefahr an die gegenüberstehenden Zähne oder das Zahnfleisch zu prallen. — Auf der ersten und zweiten Tafel ist das Instrument, das allerdings seinem Endzwecke zu entsprechen scheint, sehr instructiv abgebildet. —

Der Beschreibung seiner Methode, künstliche Zähne zu befestigen, schickt der Verf. einige diesen Kunstact betreffende, aber höchst oberflächliche, geschichtliche Momente voraus, und bemüht sich darzuthun, dafs die Zähne unentbehrlich wären, was eigentlich gar keines Beweises bedurft hätte. Seine Erfindung übrigens, die wir hier nicht weiter auseinandersetzen mögen, weil zum genauen Verstehen derselben die Einsicht in die dritte Kupfertafel durchaus nothwendig ist, beruht hauptsächlich darauf, dafs man die Befestigungen in die hinteren Theile der Kinnlade verlegt und dieselben an den mit starken Wurzeln versehenen Doppelzähnen (sic!) anbringt. Durch die Befestigung an die Backenzähne erhalten die eingesetzten Zähne gewifs eine weit gröfsere Sicherheit, indem der Stützpunkt von den mit einer Wurzel versehenen Zähnen, auf die, welche zwei und drei Wurzeln haben, verlegt wird. Im ersteren Falle haften sie nicht fest, und halten folglich nur einige Zeit hindurch; im letzteren aber werden sie fester und dauerhafter!

— o —

6. Nouvelle méthode opératoire pour l'amputation du poignet dans son articulation carpo-métacarpienne — par J. A. Troccon, Docteur en médecine de la faculté de Paris etc. — Mémoire lu le 12. Août 1816 à l'Académie royale des sciences, suivi du rapport fait le 27. Janvier 1817, par M. M. les Commissaires de l'Académie — avec une gravure. A Bourg et à Paris, chez Gabon. 1826. 47 Seiten.

Die hier beschriebene und vom Verf. als neu angekündigte Operation, ist die Excision der vier Metacarpen aus den Gelenkverbindungen mit den Carpen, den Daumen ausgenommen — wie wir sie im Traité des diverses amputations, qui se pratiquent sur le corps humain, representées par des figures lithographiées von Maingault dargestellt finden, der freilich Troccon nicht als den Erfinder dieser Methode bezeichnet. Tr. führt mehrere Fälle an, wo diese Operation mit Erfolg verrichtet worden sei, und sucht mehrere Vortheile nahmhaft zu machen, welche diese Operation gewähren soll. Indefs steht zu fürchten, dafs die genaue Verbindung des Metacarpus des Daumens mit dem des Zeigefingers die Heilung sehr verzögern möchte, indem die Gelenkverbindung des Metacarpus des Daumens nothwendig durch die Operation leiden mufs.

Heyfelder.

VIII.

Chirurgische Notizen.

---

1. Brachet in Lyon beobachtete ziemlich häufig Fisteln an den Saamengefäfsen, besonders bei jungen Männern, bei welchen die Saamenabsonderung vorzugsweise thätig war. Nach Br. ist eine Saamengefäfsfistel gewöhn-

lich Folge eines Tumor spermaticus, so wie eine Thränenfistel aus einem Tumor lacrymalis hervorgeht. Der Sitz der Krankheit, die Anschwellung der Nebenhoden, der Ausfluſs des Saamens, die Abnahme oder auch wohl gänzliche Unterdrückung der Pollutionen, gestatten keine Verwechselung mit irgend einem andern Uebel. Die Prognose ist hierbei nicht so ganz ungünstig, indem die Heilung oft ohne Anwendung besonderer Mittel gelingt, und die Castration nur für den Fall nothwendig wird, daſs die Krankheit in Krebs übergeht.

Die Spermatocele beobachtete Br. selten an beiden Saamensträngen zugleich. Sie ist nach ihm immer Folge einer Saamenverhaltung, und kommt namentlich nach Trippern vor. Charakteristische Erscheinungen sind die schmerzhafte Anschwellung des Saamenstrangs und die Auftreibung des Nebenhoden. Oft verschwindet sie gänzlich nach einigen Saamenentleerungen, zum wenigsten nimmt sie sehr ab in Folge derselben. Br. empfiehlt daher vorzugsweise den Beischlaf mit Mäſsigkeit, wenn die Krankheit nicht Folge eines Trippers ist, und übrigens alles zu vermeiden, was eine zu starke Saamenabsonderung hervorruft. Das Ansetzen mehrerer Blutegel, eine strenge Diät, säuerliche Getränke und der Gebrauch der Aqua calcis in starken Dosen — pflegten hinzureichen dies Uebel zu bekämpfen und die Entstehung einer Fistel zu verhüten. (Journal général de médecine. Juin 1827.)

2. Ségalas d'Etchepare's Verfahren bei Harnblasenfisteln besteht darin, daſs in die Blase ein elastischer Katheter eingebracht wird, welcher einen feinen baumwollenen Docht enthält, dessen Durchmesser höchstens eine Linie beträgt. Auf diesem Wege soll man innerhalb fünf Stunden eine Pinte Flüssigkeit aus der Blase ziehen, und den Ausfluſs des Urins durch die Fistel gänzlich verhindern können. (Nouv. Bibl. Décembre 1826.)

3. Paillard hat eine Reihe von Versuchen an Thieren angestellt, und zugleich einige Krankheitsgeschichten gesammelt, um den Gang bestimmen zu können, welchen die Natur bei der Heilung der Darmwunden zu verfolgen pflegt. Er beginnt mit Untersuchung der kleinen Stichwunden, und geht sodann zu den Schnitt- und den Wunden mit Substanzverlust über. Eine Stichwunde wird fast augenblicklich durch eine entstehende Zusammenziehung der Tunica muscularis und Auflockerung der Darmschleimhaut geschlossen, so dafs weder feste noch flüssige Stoffe aus dem Darmkanal in die Bauchhöhle gelangen. Die vollkommene Heilung gelingt nach P. durch eine adhäsive Entzündung, mithin wäre eine solche Verletzung als unbedeutend zu betrachten, wenn nicht die Beobachtungen, welche neuerdings im Pariser Hôtel-Dieu über diesen Punkt gemacht worden sind, ein anderes Resultat gegeben hätten. Denselben Mechanismus der Heilung versichert P. auch bei den einfachen Schnittwunden wahrgenommen zu haben. Bei Verletzungen der Därme mit Substanzverlust findet gewöhnlich eine Vereinigung der Wundränder mit dem Netze statt. Wirkt eine heftige Gewalt auf den Unterleib ein, so bleiben die äufseren Bauchdecken oft unverletzt, während eine totale Ruptur eines Darmes entsteht, die man an der schnell sich ausbildenden Tympanitis erkennt und immer als tödtlich ansehen kann. (Nouv. Bibl. Juillet 1826.)

4. Marjolin behandelte einen fünfundvierzigjährigen Arbeiter, der durch den Zusammensturz eines Erdhaufens auf die Ränder einer Stofskarre geworfen war und anfangs nur eine starke Contusion der linken Hüfte und der äufseren Bauchdecken erhalten zu haben schien. Doch noch vor Verlauf von 12 Stunden verschlimmerten sich die Zufälle, der Kranke litt an einer grofsen Angst, gehinderter Respiration, und an einem Emphysem der linken Bauchgegend; sein Puls war klein, sein Gesicht eingefallen. Unter

diesen Erscheinungen starb er. Bei der Section fand Marj. die innere Lamelle der vier unteren Rippen linker Seite gebrochen, während die äufsere Lamelle unverletzt war, die schiefen Bauchmuskeln zerrissen, die ganze linke Seite stark mit Blut unterlaufen, den in diesem Theile des Unterleibes liegenden Dünndarm zwölf Zoll vom Duodenum zerrissen, so dafs die Schleimhaut desselben sich über die äufsere umgeschlagen hatte, die Bauchhöhle mit einem Gemisch von Blut und Darmflüssigkeiten angefüllt, das Peritonäum geröthet und stark injicirt. (Archives générales. Mai 1827.)

5. Simons empfiehlt zur örtlichen Behandlung gangränöser Theile eine Mischung von einem Theile Acidum pyro-lignosum zu sechs Theilen Wasser. Innerhalb kurzer Zeit sollen die brandigen Partien sich abstofsen, und die Heilung pflegt dann schnell zu erfolgen. (Carolina Journ. of medicine. Octobre 1826.)

6. Lisfranc räth, bei Semiluxationen auf die leidenden Stellen gleich anfangs 40 bis 50 Blutegel zu setzen, und am folgenden Tage dreifsig. Nur auf diese Weise soll es gelingen, allen Folgen vorzubeugen. (Archives générales. Mars 1827.)

7. Dupuytren beobachtete und behandelte eine Luxation der Verbindung des Tarsus und Metatarsus, welche bisher von den meisten Wundärzten, namentlich von Petit, Desault und Boyer, als unmöglich angenommen war. In dem hier beschriebenen Falle war der kranke Fufs um 4 oder 5 Linien kürzer, als der gesunde; quer auf dem Rücken desselben nahm man einen Vorsprung wahr, der wenigstens einen halben Zoll hoch und durch die hintern Enden der Mittelfufsknochen und des ersten keilförmigen Beins gebildet war. Hinter dieser Erhöhung fand sich eine Vertiefung, in die man einen Finger legen konnte, die Con-

cavität des Fufses war verschwunden, die Sehnen der Extensoren waren stark angespannt und hatten die Zehen nach oben gezogen. Die Kranke empfand einen heftigen Schmerz im Fufse, und war aufser Stande, die geringste Bewegung mit ihm zu machen. Die Reduction gelang vollkommen. (Archives générales. Février 1826.)

8. Dr. Macario, Wundarzt am grofsen Bürgerhospitale zu Mailand, theilt einen interessanten Fall von einem Calculus urethro-vaginalis mit. Eine verheirathete, 22 Jahre alte Frau, hatte, von gesunden Eltern erzeugt, eine robuste Constitution erlangt, die sie durch eine vernünftige Lebensweise zu erhalten wufste. Ihre Entwickelung war regelmäfsig und sie erreichte ihr einundzwanzigstes Jahr, ohne von irgend einer Krankheit heimgesucht worden zu sein. Um diese Zeit aber stellten sich Schmerzen im Unterleibe bei ihr ein, ein Druck auf die Harnblase und von Zeit zu Zeit unwillkührlicher Abgang des Urins. Die Behandlung, welcher sie sich unterzog, fruchtete nichts und so begab sie sich in das grofse Spital nach Mailand, wo man ihre Beschwerden von dem Vorhandensein eines Steins herleitete. Hier erfuhr man auch, dafs ihr vor einem Jahre etwa durch Zufall eine lange Nähnadel in den Harngang gerathen sei, welchen Vorfall sie indefs, da sie keine Beschwerden davon spürte, niemandem mitgetheilt hatte. Nachdem sie sich aber verheirathet hatte, empfand sie bei jedesmaligem Beischlafe sehr heftige Schmerzen. Endlich erschien die Spitze der Nadel in der Vagina, worauf sie die Kranke herauszog. Die Schmerzen verminderten sich jetzt zwar etwas, doch unbedeutend, auch bemerkte die Kranke öfter Eitertröpfchen in der Scheide. Eine Geschwulst, welche sie bis dahin als von der Nadel gebildet geglaubt hatte, nahm immer mehr zu, so dafs der Urin endlich nur in Tropfen und mit Schmerzen gelassen werden konnte. Der Stein ward durch einen Schnitt entfernt. Schon am dritten Tage hatten sich die Wundränder ver-

einigt, und alle Beschwerden waren geschwunden. Der entfernte Stein war von birnförmiger Gestalt, ganz wie Boletus rubeolarius Pers. geformt, wog 27 Scrupel, war drei Zoll lang, und sein gröfster Umfang betrug vier Zoll drei Linien. An seiner Seite bemerkte man Canäle, die sich der Urin gebahnt hatte. (Omodei Annal. di med. 1826. April. pg. 44.) — Einen andern Fall, der wohl mit jenem dieselbe Ursache seines Entstehens hatte, theilt Ciftadini in derselben Zeitschrift (März. pg. 417.) mit. Ein junges, der Onanie ergebenes Mädchen brachte, um sich zu reizen, eine Nadelbüchse in die Vagina, und zwar pflegte sie selbige immer gegen das Orificium urethrae zu stofsen. Einmal entglitt ihr dieselbe und drang durch die erweiterte Urethra in die Blase, wo sie, ihre Richtung verändernd, sich transversell vorlegte. Schaam und Furcht machten, dafs das Mädchen den Vorfall einen ganzen Monat verheimlichte, bis die überhand nehmenden Schmerzen sie zwangen, sich zu entdecken. C. machte zwei seitliche Einschnitte in die Urethra und das Collum vesicae, grofs genug um eine eigens erfundene Zange einzuführen, mit welcher er die Nadelbüchse fafste, sie in eine diametrale Richtung brachte und aus der Blase entfernte. Die Blutung war mäfsig. Eine der Operation folgende Cystitis ward durch Aderlässe und Fomentationen in der Regio hypogastrica entfernt, so dafs die Kranke nach zwanzig Tagen als geheilt betrachtet werden konnte. Die Nadelbüchse war von cylindrischer Form, hatte im Durchmesser sechs Linien und eine Länge von vier Zoll. Die Oberfläche derselben hatte eine zwei Linien dicke Incrustation während des Aufenthalts derselben in der Blase angenommen.

Mojar, Prof. zu Genua, theilt ein neues Mittel mit, die Placenta aus dem Uterus zu entfernen, im Falle eines Blutflusses nach der Geburt, ein Mittel, das sich ihm und andern, denen er es mitgetheilt, schon vielfach bewährt hat. Es besteht nämlich darin, dafs man mit einiger Kraft kaltes, mit Essig gesäuertes, Wasser durch die Vene des

Nahelstrangs in die Placenta einspritzt, wobei man die Vorsicht gebrauchen mufs, früher so viel Blut als möglich, aus der Vene zu entfernen. Die schnell erfolgende Erweiterung, die das injicirte Wasser in dem Gewebe der Placenta hervorbringt; die Kälte, die von ihm sich augenblicklich dem Uterus mittheilt, der dadurch sich zusammenzuziehen genöthigt wird, das gröfsere Gewicht, welches die Placenta selbst durch die injicirte Flüssigkeit erlangt, sind wahrscheinlich die Ursachen, welche die erwünschte Lösung bewirken. Sollte man durch die erste Injection seinen Endzweck nicht erreichen, so kann man eine zweite und dritte vornehmen, nachdem man vorher das Wasser wieder hat ausfliefsen lassen. (Giornal. crit. di med. analit. 1826. Magg. pg. 293. Vergl. Bd. VII. H. 4. S. 492 d. A.)

IX.

Dissertationen

der Universität Rostock.

Diagnoseos morbi ex ventriculi mutata fabrica orti difficillimae Specimen. Diss. inaug. auct. J. Behrend, Wittenburgensi. 1827. 32 pp.

Die kleine Abhandlung enthält nur eine einzelne Krankheitsgeschichte und Leichenöffnung, aber diese in einem Geiste und einer Sprache abgefafst, welche uns dem Vaterlande Glück wünschen heifst, dessen angehende Aerzte so beobachten und berichten; und daneben manche lichtvolle Hindeutungen auf das, was unserer Kunst Noth thut, und sie zu fördern vermag. — Der Krankheitsfall betrifft einen Mann von vierzig Jahren, dessen Leiden unter der unbestimmten Form von Hypochondrie und Hämorrhoidalbewe-

gungen begann, und nach dem tödtlichen Ausgange als ein tiefes, von innen die Häute des Magens bis auf die äufsere durchbohrendes, den callösen Pförtner umgebendes, krebsartiges Geschwür von beinahe zwei Zoll Breite sich auswies. Es dürfte dem Verf. vielleicht gefallen, den in mancher Beziehung interessanten Fall dem gröfseren ärztlichen Publikum mitzutheilen. Was derselbe über die wahre Bedeutung der pathologischen Anatomie für die Heilkunde, und von den Forderungen dieser letzten an jene äufsert, ist so zeitgemäfs, dafs es gerade jetzt nicht oft genug gesagt werden kann.

De Symptomatologia et Aetiologia praesertim de natura et curatione morbi hypochondriaci et hysterici. Diss. inaug. auct. Jo. Schroeder, Lubeccensi. 1827. 31 pp.

Ein erneuter Versuch, die Identität der Hypochondrie und Hysterie darzustellen, der leichttrüglichen Analogie wohl mehr, als billig, vertrauend. Doch verräth die Probeschrift Studium und eigenes Nachdenken, und so wird der Verf. seiner Zeit schon überzeugender seine Meinung zu begründen, oder sie aus Ueberzeugung zurückzunehmen nicht anstehen.

De Rubeola. Diss. inaug. auct. H. F. D. Woempner, Megalopolitano. 1827. 32 pp.

Enthält die Beschreibung einer Röthein-Epidemie, welche durch vorhergehenden Keichhusten angekündigt im Jahre 1825 in Ludwigslust und der Umgegend herrschte, und selbst Kinder nicht verschonte, die notorisch früher Scharlachfieber oder Masern überstanden hatten. Die Bemühungen des Verf., den Röthelnausschlag als ein Exanthem sui generis sicherer zu begründen und von den beiden letztgenannten Formen zu unterscheiden, verdienen Anerkennung, wenn auch die aufgestellten Kriterien nicht überall mit dem zusammentreffen, was andere achtungs-

werthe Schriftsteller von den Rötheln berichtet haben. Diesen Vorwurf haben freilich alle Vertheidiger der specifischen Selbstständigkeit der Rötheln auf sich geladen, und ihn daher die Gegner auch besonders geltend gemacht, um die fragliche Krankheit nur als eine Varietät bald des Scharlachs, bald der Masern, darzustellen. Es wäre vielleicht an der Zeit, durch eine summarische Revision der abweichenden Stimmen zu einem gewisseren Resultate zu gelangen. Die Diagnostik ist eine schwere Kunst, welche nur durch das vereinte Wirken Vieler, und indem sie das Zerstreute zu sammeln und zur Einheit zu ordnen sich bemüht, sichere Forsschritte machen kann. Gerade wir Deutsche können uns so trefflicher Vorbilder rühmen.

De Staphyloraphia quaedam. Diss. inaug. auct. Guil. Lesenberg, Ludwigslusto-Megap. 1827. 24 pp. Cum tab. lithograph.

Die Staphyloraphie, um deren Erfindung und Ausbildung sich v. Gräfe, Dieffenbach, Roux u. A. ein bleibendes Verdienst erworben haben, wird in ihren verschiedenen Methoden beschrieben, ein Beispiel einer kürzlich in Berlin verrichteten Operation, die nicht den durchaus erwünschten Erfolg hatte, mitgetheilt, und zuletzt ein Instrument vorgeschlagen und abgebildet, welches in gewissen schwierigen Fällen, namentlich wo nur eine sehr geringe Oeffnung zwischen beiden, nach unten schon vereinigten, Wundrändern übrig bleibt, die Anlegung der Nath erleichtern soll. Dafs in solchen und ähnlichen Fällen manchmal eine complicirte Instrumentalhülfe erforderlich sein wird, kann nicht bezweifelt werden, doch scheint im Allgemeinen die Rückkehr zu einer gewissen Einfachheit, wie diese auch bei anderen Operationen, der künstlichen Pupillenbildung, der Operation der Hasenscharte, dem Steinschnitte u. a. wahrhaft Noth und Nutzen that, fast Ersprieſslicheres zu verheifsen, als die Vermehrung des Instrumentenapparates.

Spitta.

X.

Correspondenznachricht.

Eine neue gelehrte Gesellschaft in Neapel.

Der König beider Sicilien hatte vor einiger Zeit die Wiedereröffnung und die Vereinigung der Società Pontaniana und der Società Sebezia beschlossen. Dies ist jetzt geschehen, und der gelehrte Verein hat den Namen: Accademia Pontaniana erhalten. Der Zweck dieser Akademie ist: die Wissenschaften in ihrer gröfsten Ausdehnung zu fördern. Sie ist zu dem Ende in fünf Klassen getheilt: 1) die mathematische, reine und angewandte; 2) die naturhistorische, naturwissenschaftliche; 3) die moralische und ökonomische; 4) die alte Geschichte und Litteratur; 5) die Geschichte, italienische Litteratur und schöne Künste. Die Akademie besteht aus residirenden Mitgliedern, die in Neapel wohnen; aus correspondirenden Mitgliedern im Königreiche beider Sicilien, oder im Auslande; und aus Ehrenmitgliedern. Die Zahl der Mitglieder der zwei letzteren Klassen ist unbestimmt; die Zahl der residirenden Mitglieder ist auf hundert festgesetzt. Da die Zahl dieser letzteren vor der Hand — durch die Vereinigung zweier Gesellschaften — die in den Statuten festgesetzte übersteigt, so wird nicht eher zur Wahl eines solchen Mitgliedes geschritten, bevor nicht die Zahl unter hundert gekommen ist. Die Akademie wird von einem Präsidenten, von einem beständigen Ehrenpräsidenten, von einem Vicepräsidenten, von einem beständigen Secretär und von einem Cassirer verwaltet. Eine jede Klasse der residirenden Mitglieder besteht aus zwanzigen, die ihren Präsidenten und ihren Secretär unter sich wählen. Die Regierung giebt der Academie 600 neapolitanische Ducati oder Thaler jährlich. —

Ihre erste Sitzung hielt die Akademie am 27. April 1826. Der beständige Secretär eröffnete sie mit einer Dankrede an den önig, die zugleich eine Lobrede auf den verstorbenen Commandeur Poli war. — Zum beständigen Ehrenpräsidenten wurde der Justizminister Marchese D. Tomasi, und zum beständigen Secretär der Professor F. Avellino erwählt. Die übrigen Posten blieben vor der Hand, bis zur nächsten Versammlung, unbesetzt. —

c. Schönberg.

1339928

FIFTH LEVEL